This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

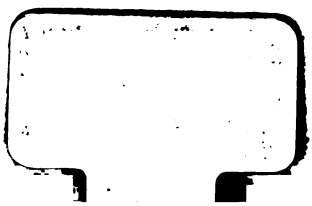
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Bücherei
J. A. Benkert

Nr. .....

FIEDLER COLLECTION

Fac. I. ALLS. III B. 15



Biographieen und Erzählungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Zweiter Band.

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,

Hofrath u. Professor der Naturgeschichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München.

Zweiter Band.

Erlangen,

Verlag von Carl Heyder.

1847.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL
OF OXFORD
LIBRARY

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Luitpold

von Bayern.

Es sind theure Erinnerungen, welche bei dem Schreiben dieser Zeilen in mir erwachen. Länger als drei Jahre hatte ich das Glück ein Zeuge jener Freude zu seyn, welche das kindlich reine Gemüth Eurer Königlichen Hoheit in der Betrachtung der großen Werke Gottes, in dem Umgange mit der Natur gefunden. Diese Freude eines wahrhaft hochgeborenen Gemüthes gab sich im Blick des Auges wie in Worten kund, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne die Wipfel der alten Eichen und der Edeleschen beleuchteten, während aus dem Gebüsche der laute Gesang der Amsel ertönte, oder wenn in heitrer Nacht die hehre Welt der Sterne glänzte; sie gab sich kund, wenn der gedankenvoll regelmäßige Bau und die Farbenpracht der Gesteine, an denen Eure Königliche Hoheit Ihre Lust hatten, den theilnehmenden Sinn beschäftigten. Nicht selten jedoch, in der

freien Natur wie im Zimmer, vernahmen auch Eure Königliche Hoheit gern die Erzählungen von den Thaten und von den Schicksalen jener Helden, welche das eigne Leben und des Lebens Freuden gern dahingaben auf eine Hoffnung, welche nicht nur das höchste Gut des Einzelnen, sondern unsres ganzen Geschlechtes ist: auf die Hoffnung eines Friedens der Völker der durch Kampf errungen, eines Erkennens der Wahrheit, das durch anhaltenden Fleiß gefunden wird. Von einigen dieser Helden, im Feld der Schlachten wie des Forschens, nach dem das wirklich ist, handelt die kleine Schrift, welche der Verfasser derselben Eurer Königlichen Hoheit hier in tiefester Ehrfurcht zu Füßen legt.

Vorrede.

Das Vorwort zu dem zweiten Bande dieſer Biographieen würde über die Veranlaſſung und den Zweck der kleinen Schrift nichts andres ſagen können, als das, was bereits in der Vorrede zum erſten Bande ausgeſprochen iſt. Die beiden kleinen Erzählungen, welche den Biographieen beigegeben ſind, waren bereits in Zeitſchriften abgedruckt; von Aucher Eloys Reiſen hat der Verfaſſer in den Münchner gelehrten Anzeigen einen ausführlicheren Bericht gegeben als dieſes hier möglich war.

Ein grober Undank würde es ſeyn, wenn ich nicht in Beziehung auf die kurze Biographie des Prinzen Eugen einer Schrift erwähnen wollte, die ich mit wahrhaftem Vergnügen geleſen und bei mei-

ner kleinen Arbeit oft vor Augen gehabt habe: der Schrift von Dr. W. Zimmermann Prinz Eugen der edle Ritter und seine Zeit (Stuttgart bei Immle und Liesching 1838). An die hier vorangegangenen, bekannteren Biographieen hofft der Verfasser in der Folge noch etliche, von minder bekannter, dabei aber nicht minder bedeutender Art anreihen zu können.

München, 26. Juli 1847.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

		Seite
I.	Prinz Eugen von Savoyen	1
	1) Vorbildung und innrer Beruf	1
	2) Prinz Eugen, im Krieg mit den Türken	9
	3) Eugen in Savoyen	45
	4) Eugen, von neuem Besieger der Türken	51
	5) Eugens Zug über die Alpen	69
	6) Der Krieg der Deutschen gegen Deutsche	81
	7) Eugens weitre Feldzüge in Italien	99
	8) Feldherrnthaten am Rhein und in den Niederlanden	109
	9) Ein neuer Krieg mit den Türken	120
	10) Eugens letzte Tage	128
II.	Züge aus dem Leben des Aucher Eloy	138
III.	Christophorus Columbus	156
	1) Der Mann des Fortschrittes	156
	2) Columbus früheste Jugendfahre	159
	3) Der kosmographische Wandertrieb des Geistes	163
	4) Des Columbus erster Aufenthalt und seine Schicksale in Portugal	167
	5) Ankunft und Verrichtungen in Spanien	178
	6) Die erste Fahrt nach Amerika	200
	7) Ehrenvoller Empfang des Entdeckers der neuen Welt in Spanien	241

Seite

8) Die zweite Fahrt des Columbus nach Amerika . 248
9) Verdienstlose Feinde und Neider des Verdienstes 281
10) Die dritte Entdeckungsreise des Columbus . . 287
11) Ein Triumph der Bosheit, welcher dennoch zu Schanden wird 301
12) Des Columbus letzte Fahrt und sein Lebensende 313

IV. Kleine Erzählungen 327
1) Der Incognitotitel 327
2) Unverhofft kommt oft 331

I.

Prinz Eugen von Savoyen.

1) Vorbildung und innrer Beruf.

Mächtig allerdings und von langer Lebensdauer erscheint uns jene leibliche Kraft, welche den Samen der Gewächse, der seit Jahrtausenden unter dem Gemäuer eines Druidentempels begraben oder in dem Sarge einer ägyptischen Mumie verschlossen lag, wenn jetzt der Thau des Himmels und der Strahl der Sonne auf ihn fallen, noch aufkeimen lässet und Früchte tragen; ungleich mächtiger aber noch und von unbegränzterer Dauer ihrer Wirksamkeit ist die geistige Lebenskraft, welche im Wort des Menschen liegt. Diese Kraft, wie der Urquell, aus dem das sichtbar geschaffene Licht kam, ist selber von ewiger Natur und auch da, wo ein Strahl ihres Wirkens auf den Boden des sterblich Vergänglichen fällt, weckt sie in diesem ein Leben der Vergangenheit zu neuen Thaten auf.

Die Hügel bei der vormals berühmten Abtei Citeaux, noch mehr die Höhen des nachbarlichen Cote d'Or-Gebirges gewähren dem Auge einen Blick der Adler. In Süden zum Osten das weite, herrliche Thal, das zum Gebiet der Saone sich hinzieht und nach Westen den Lauf der Ouche begleitet; nach andren Seiten die wellenförmig bergige Landschaft, deren kräftig grünendes Wiesenland von Waldungen umsäumt wird; die Abhänge der Hügel mit Rebenpflanzungen

und Gärten bedeckt; die Thäler hin und wieder mit Teichen, welche abwechslend jetzt dem Anbau des Getreides, dann dem Fischfange dienen; die Menge der Dörfer und Städte, von einem Volke bewohnt, welches des Lebens und des Gebrauches seiner Kräfte froh wird, geben dieser Heimathstätte des feurigen Burgunderweines einen Reiz, den nur wenig andre Gegenden von Frankreich haben. Friedlich und sicher bewegt sich der Verkehr des Volkes auf den wohlgebahnten Straßen über Dijon gegen Osten hin nach Besançon, gegen Süden nach Autun; auf den Erdwällen und Schanzen bei dem Dorfe Reine d'Alise gedeihen die Anpflanzungen der Reben und des feinen Obstes; der Friede dieses Landes ist seit langen Zeiten von keinem äußeren Feind gestört worden, nur in der Nähe von Fontaine Francaise weiß es selbst mancher Landmann, daß hier die Gegend sey, wo im J. 1595 Heinrich IV das Heer der Spanier schlug. Aber in dem Gemäuer der altrömischen Thore von Autun, unter den Erdwällen von Reine d'Alise liegen die Keime noch andrer Erinnerungen verborgen; das Rauschen des Doubs, der an Besançon vorbeiströmt, weckt Gedanken an andre Thaten der längst vergangenen Zeiten auf, als die Thaten und Geschichten der zuletzt verflossenen Menschenalter sind. Wer mit Julius Cäsars Beschreibung der gallischen Kriege in der Hand durch jene Thäler oder über diese Höhen wandert, der siehet das Land um sich her von andren Bildern lebendig werden, als die sind, welche nach leiblicher Weise in sein Auge fallen. Fast zweitausend Jahre alt ist das lebendige Wort jenes Buches, und noch immer, als wäre das, was es erzählt, erst gestern geschehen, weckt es in dem Gemüth des Lesers oder des Hörers eine Theilnahme auf, die ihn im Geist zu einem Mitkämpfer und Genossen des großen römischen Feldherrn,

zu einem Augenzeugen seiner Thaten machet. Dort bei Autun war es, wo Julius Cäsar, in der entscheidenden Schlacht den Strom der helvetischen Volksschaaren brach, der sich verheerend über Gallien ergießen wollte; bei Vesantio (Besançon) geschahe es, daß zugleich mit der Furcht vor der Stärke der Deutschen, die in dem Heer der Römer war, die Macht der germanischen Heere und der Trotz ihres Feldherrn Arioviſt vollkommen besiegt wurden. In einem ungleich höheren Glanze jedoch als bei dem Gemetzel der helvetischen Volkshaufen, oder in der kunstreich und glücklich durchgeführten Schlacht mit Arioviſt, hat sich die geistige Kraft des großen Cäsar, welche in jedem Soldaten seines Heeres eine gleiche Thatkraft der Begeisterung entzündete, hier bei den Erdwällen und alten Gemäuern von Reine d'Alise kund gegeben. Es war im Winter des Jahres 51 v. Chr. Geb. als mit einem Male, zu gemeinsamem Bunde vereint, die Volksstämme des ganzen Galliens zum Aufstand gegen die fremde Herrschaft der Römer sich erhuben. Cäsar selber war in Italien, wie man wußte, mit eignen Angelegenheiten viel beschäftigt, die Wege über die Alpen herüber und auch im ebneren Lande in dieser Jahreszeit für Heerschaaren fast ungangbar. Da versammelte sich zu dem Arvernerherzog Vercinget-Orix aus allen Gegenden des Landes, von den Küsten des einen Meeres an bis zu denen des andren, von den Pyrenäen bis zu den Alpen und dem Rheine hin ein Heer der Streiter, welches furchtbar durch die überlegene Zahl, namentlich seiner Reiterei, furchtbarer noch durch die Erbitterung und den Zorn gegen den gemeinsamen Feind, zum Verderben der in Gallien stehenden römischen Legionen heranrückte. Drei Jahre vorher war es dem Stamme der Eburonen, unter der Anführung ihres Fürsten Ambi-Orix gelungen, die Römer, welche

zerstreut in den Winterquartieren lagen, durch schnellen Ueberfall zu überlisten; eine Legion und fünf Cohorten der Feinde hatten sie vernichtet. Was damals ein einzelner Stamm gethan, das schien jetzt den vereinten Stämmen eines ganzen, großen, über eines der reicheſt bewohnten Länder von Europa ausgebreiteten Volkes ein leichtes Werk: ehe die römischen Legionen, welche inmitten des Landes lagen, es sich versahen, waren sie auf allen Seiten von den bewaffneten Haufen eines im heftigsten Aufstand begriffenen Volkes umschwärmt, deſſen Maſſen immer enger um jene ihr Netz zogen, darinnen die Uebermacht, schon durch das Gewicht ihrer Menge, das wackre, italische Kriegsvolk erdrücken sollte, dem gerade jetzt sein Haupt, seine belebende Seele, der Feldherr fehlte. Julius Cäsar, zu dem die Kunde von der Gefahr der Seinen sehr bald nach Oberitalien kam, eilte ungesäumt zu ihrer Hülfe herbei; er hatte ungehemmt die Päſſe der Alpen überschritten, hier aber fand er, daß zwischen ihm und seinen Legionen eine bewegliche Mauer der feindlichen Heerschaaren gezogen sey, welche, damit er mit diesen oder diese mit ihm sich vereinen könnten, entweder von der vereinten Macht des Heeres durchbrochen, oder von ihm, dem faſt Vereinzelten durchschlüpft werden müſſe. Er fühlte in diesem Augenblick sich stärker als seine Legionen der Adler; schnell und klug zugleich, wie eine zu ihren verlaſſenen Jungen eilende, von Jägern umstellte Löwin, fand er sich durch die herumschweifenden Schaaren der Feinde einen Weg zu den Seinen; diese, als mit dem geliebten Feldherrn zugleich der frohe Muth und die Kraft der Thaten ihnen wiedergekehrt war, begannen alsbald den blutigen Kampf, von deſſen Ausgang Galliens Beſitz oder Verluſt, Cäsars höher steigendes Glück oder tiefster Fall, ja für das ganze, rings von Feinden umschloſſene Heer der

Römer, Leben oder Tod abhing. Dort bei Reine d'Alise, dem alten, von festen Mauern umschirmten Alesia, war der Kampf am gewaltigsten. Vercinget-Orix, der Heerführer der gallischen Stämme, nachdem er mit wechslendem Glücke den Römern, welche selbst dann, wenn sie der Uebermacht wichen, durch Cäsars Geist immer im Vortheil blieben, bald das Schlachtfeld streitig gemacht, bald aber, und noch öfter Niederlagen erlitten, hatte sich mit 80000 Bewaffneten hinter die Mauern von Alesia zurückgezogen. Cäsar mit einem Heere von nur 60000 Mann wagte dennoch nicht nur die Belagerung des Ortes, den er mit einem Bollwerk von mehr denn 10000 Fuß im Umfang umschloß, sondern zugleich auch den Kampf mit einem, zum Entsatz der Festung heranrückenden Heere der gallischen Landwehr von 257000 Mann, dessen Angriffen von außen her er eine weit ausgedehnte Reihe von kleinen Bastionen entgegenstellte. Während die ungeheure Schaar des Landwehrvolkes das Lager der Römer bestürmte, leisteten diese, vom Muthe des Feldherrn begeistert und von seinem Rathe geleitet, nicht nur einem solchen Andrange glücklichen Widerstand, sondern sie selber setzten mit ihrem Belagerungsgeräthe den Mauern von Alesia so wacker zu, daß diese, wie die Vertheidiger in ihrem Innren, dem Angriffe unterlagen. Der Geist, nur von geringer äußrer Kraft begleitet, hat damals über die Masse des Leiblichen den Sieg errungen, eine Schaar von 60000 Mann hat ein Heer von 345000 Mann, sammt dem Gemäuer, darauf dasselbe trotzte, überwältigt, weil jene kleine Schaar von einer Begeisterung ergriffen war, die von dem einen Manne ausgieng, der zum Beherrscher und Lenker vieler Menschenseelen, ja ganzer Völker und ihrer Schicksale die Kraft besaß.

Uns diese Kraft, andre Menschenseelen zu begeistern,

hat der Geist eben jenes Mannes in das noch immer fortlebende und Leben weckende Wort seiner Beschreibung des gallischen Krieges gelegt. Siebenzehn Jahrhunderte nachher ist, neben andren Helden der Geschichte, Julius Cäsar einem Jünglinge, der zu gleichen Thaten geboren war, ein Führer und Erzieher zu dem Berufe des Lebens geworden, das für viele Völker und Zeiten ein hochbedeutendes wurde. Dieser Jüngling war Franz Eugen von Savoyen, ein Prinz aus der jüngeren Linie jenes Fürstenhauses, dessen Ruhm der Urgroßvater: Carl Emanuel der Große begründet hatte.

Eugen, geboren am 18. October 1663, war der jüngste unter den fünf Söhnen des Herzoges Moriz von Savoyen-Carignan, des Statthalters in der Champagne und Commandanten der königlichen Schweizergarden. Hätte ein Seher der Zukunft das künftige Loos des Hauses, und daß einer der fünf Prinzen dereinst der Held von Europa seyn werde, dem Vater verkündet, dieser, gleich allen Andren, welche nach Dem urtheilten, das vor Augen lag, würde am wenigsten in seinem Jüngstgebornen den künftigen Feldherrn errathen haben. Denn Eugen war klein und zart von Gestalt und der durchdringende Blick des dunklen, feurigen Auges, den selbst König Ludwig XIV an dem Jüngling nicht ertragen konnte, der Ausdruck des Ernstes und eines edlen Selbstgefühles, der in seinem Angesicht und in seiner ganzen Haltung lag, die Lust am Lesen der Bücher, schienen nach der Meinung der Verwandten mehr noch den künftigen Beruf zum geistlichen Stande als für den Dienst der Waffen anzukündigen.

Allerdings mochte Prinz Eugen an der Beschäftigung mit Büchern ein größeres Vergnügen finden als alle seine Brüder, aber diese Beschäftigung war ihm eine bessere Vor-

ſchule für die Werke des Krieges geweſen, als dieſen die leibliche Uebung in den Waffen; ihn hatte der geiſtige Umgang mit den erhabenſten Helden und Herrſchern der Vorwelt zu dem Beruf des Feldherrn und tiefblickenden Staatsmannes erzogen; die Brüder waren durch Soldaten, welche die Waffen mit Geſchick und Gewandtheit der Hände führten, zu guten Soldaten gebildet worden.

Der junge Prinz war es ſich deutlich bewußt, was ſeine eigentliche, wahre Beſtimmung ſey; er bewarb ſich mehrmalen um eine Anſtellung im Heere des Königes. Dieſem jedoch, dem gewaltübenden Herrſcher von Frankreich, war jede Art der Majeſtät, die neben der ſeinigen auftrat, ein Gegenſtand des Widerwillens; in dieſem Jünglinge, der ihm mit emporgerichteten Haupte ſo muthig und unverwandt ins Auge ſchaute, lag, das fühlte er, eine Größe, deren natürlichen Ausdruck er für Trotz hielt; „ſein Geſicht", ſo ſagte er von Eugen, „iſt mir fatal," ſpottweiſe nannte er ihn den „kleinen Abbé", das Geſuch um einen Dienſt im Heere ſchlug er ihm ab, weil er zum Kriegsdienſt zu ſchwächlich ſey; die Hoffnung auf eine geiſtliche Würde benahm er ihm unter dem Vorwand, daß ihm der Prinz von Carignan mehr für die Beluſtigungen der Welt als für die Stille des geiſtlichen Lebens gemacht ſcheine.

Auch in dem gerechten Zorn eines edlen Mannes kann, unter gewiſſen Umſtänden, eine Kraft liegen, welche große Entſchlüſſe zur Reife bringt und zu Thaten des Heldenmuths begeiſtert. Der „kleine Abbé Ludwigs XIV", ſo nannte man den Prinzen in Paris, ſeitdem es einem hohen Munde beliebt hatte, ihn mit dieſem Scherznamen zu belegen, hatte nicht heute zum erſten Male, bei der wahrhaft verächtlichen Weiſe, in welcher der „große König" ihm ſein letztes Bittgeſuch abgeſchlagen, die Kränkungen erfahren, denen ein

Mensch, welchen die Ungunst des Hofes traf, in der großen, kleinen Welt ausgesetzt ist. Seine Mutter, die, das mußten selbst die Feinde ihr lassen, geistreiche Olympia Mancini, eine Nichte des mächtigen Cardinales Mazarin, die erste Jugendgeliebte des großen Königes, war, wir wollen nicht untersuchen, welche Schuld sie selber in der Geschichte der damaligen Intriguen des Hofes getragen, zuerst vom Hofe, dann, fast wie eine der schwarzen Magie Verdächtige, aus dem Lande verbannt worden; der mächtige Kriegsminister Louvois hatte bei jeder Gelegenheit den Haß kund gegeben, den er gegen die vormals einflußreiche Olympia und gegen das ganze Haus Savoyen-Carignan im Herzen trug.

Damals gerade, als Prinz Eugen, tief gekränkt durch das verächtliche Benehmen seines Königes aus der Mitte der spöttisch lächelnden Höflinge des Audienzsaales hinaus trat, hatte sich für ihn, und mehrere Genossen der späteren Kämpfe eine Bahn geöffnet, auf welcher einer Kraft wie der seinigen die rechte Anerkennung ihres Werthes und Ruhm zu erwerben war. Der „allerchristlichste König", welcher, ehe er zu den Frommen sich gesellte, im Jahr 1664 die Christen in den Kämpfen gegen den gemeinsamen Feind ihres Glaubens unterstützt hatte, war seitdem, bei veränderter Gesinnung auf die Seite dieses Feindes getreten, er hatte die Türken und mit ihnen die im Aufstand begriffenen Ungarn zu jenem furchtbaren Unternehmen angeregt, welches nicht allein dem österreichischen Staate und seiner Hauptstadt Wien, sondern einem großen Theil der europäischen Christenheit das Verderben drohete. Dennoch wollte Ludwig XIV vor den Augen der Welt den Schein eines Freundes der Christenheit nicht verlieren; er ließ es deshalb geschehen, daß mehrere seiner Unterthanen, aus dem höchsten Adel

sich zum Schutze der bedrängten Kaiserstadt und zum Dienst in dem Kriegsheere der Christen gegen das übermächtige Heer der Türken, nach Oesterreich begaben.

Als mit diesen zugleich auch „der kleine Abbé" vom königlichen Hofe seinen Urlaub nahm, da erklärte der Minister Louvois es laut: „diesem soll niemals wieder ein gutwilliger Empfang im Vaterlande werden", und der Erfolg hat dieses Wort bewährt; Prinz Eugen hat niemals wieder anders als mit den Waffen in der Hand Frankreichs Gränzen überschritten.

2) Prinz Eugen, im Kriege mit den Türken.

Der Tag, an welchem Prinz Eugen zuerst ein Feld der Schlachten betrat, war einer der entscheidendsten und folgenreichsten für die Geschichte des christlichen Europas. Gleich wie auf dem Schlachtfelde bei Tours, als dort im J. 732 Karl Martell dem Heere der Sarazenen begegnete, war es, am 12. Sept. 1683, vor den hart bedroheten Thoren von Wien nicht die Ehre einer einzelnen Nation, nicht der Vortheil eines eroberungssüchtigen Fürsten, sondern das Wohl der ganzen abendländischen Christenheit, um dessen Erhaltung der Kampf geführt wurde. Als am Morgen jenes Tages König Sobiesky von Polen in der Leopoldskapelle, auf dem Kalemberge seinem ältesten Prinzen, den er dort zum Ritter geschlagen, den Harnisch überreichte, sprach er zu ihm die Worte: „Der heutige Tag ist der größeste Tag, den du erleben konntest," und von demselben Gedanken ergriffen, von demselben Gefühl gehoben zogen alle Schaaren des christlichen Heeres von den Höhen des Berges hinab in die Schlacht. In dem linken Flügel des Heeres, den der Herzog von Lothringen dem Feinde entgegen führte, kämpften neben den ergrauten Kriegern und

ihren Generälen drei und dreißig Prinzen, welche zum großen Theil heute ihre ersten Waffenthaten verrichteten; unter ihnen war Prinz Eugen. Ueber diesen hatte der scharfblickende Lothringer gleich anfangs ein andres, richtigeres Urtheil gefällt als Ludwig XIV; der besonnene Feldherr, welcher in den Tagen der Schlachten immer nur die auserlesensten, erfahrensten Offiziere zu Trägern und Ueberbringern seiner Befehle von einem Theile des Heeres zum andren wählte, vertraute heute, an diesem Tage dem 20jährigen Prinzen von Savoyen dieses wichtige Geschäft an, weil dieser den Sinn der empfangenen Ordre, oder wo es nöthig war, auch Gegenordre mit der größesten Schnelligkeit begriff und aufs Pünktlichste bestellte. So ward für Prinz Eugen der Tag jener Schlacht, wenn er mit den Befehlen des großen Feldherrn bald unter dem Kugelregen von Heiligenstadt und Nußdorf, sowie bei den Sandschluchten von Döbling, bald am Walde von Dornbach die Bewegungen der Schlachtordnung belebte und leitete, ein Tag der ersten Weihe für seinen nachmaligen großen Feldherrenberuf. Er war für diese entscheidenden Stunden das Auge und der sprechende Mund eines Meisters in den Thaten des Krieges geworden; ein Werkzeug der Seele, welche die Streitkräfte eines ganzen Heeres durchdrang und in reger Wirksamkeit erhielt; bei dieser Gelegenheit konnte er lernen, wie man als Feldherr die Schlachten führen und siegen müsse. Viele seiner Waffengefährten waren gefallen, Prinz Moriz von Croy hatte den ersten Sieg dieses Tages, jenen über die Janitscharen bei Heiligenstadt, mit seinem Leben nicht zu theuer erkauft; sein Bruder war schwer verwundet worden, Montrecosky, der Held von Chocim und mehrere der edelsten Polen so wie der jugendlichen Streiter aus den Geschlechtern des deutschen Adels sahen die Sonne nicht mehr unter-

gehen; Eugen aber war von keiner der vielen feindlichen Kugeln verletzt worden, unter denen er mit freudigem Muthe, bald da bald dorthin geritten.

In Raab, dahin er in athemloser Eile mit dem noch immer zahlreichen Rest seines ungeheuren Heeres geflohen war, hielt der türkische Oberfeldherr und Großvezier, Kara Mustapha Gericht über die Mitgenossen seines Feldzuges; sie mußten jetzt die Schuld der Niederlage tragen, die seine Saumseligkeit herbeigeführt hatte; mehrere von ihnen, vielleicht tapfrer und einsichtsvoller als er, endeten auf seinen Befehl unter der Hand des Henkers. In Wien dagegen, dahin Kaiser Leopold I nach der Entsetzung seiner Hauptstadt zurückgekehrt war, wurde ein Gericht andrer Art gehalten, welches nichts Andres als Bezeigungen des Lobes und der Freude aussprach. Der Herzog von Lothringen stellte dem Kaiser mehrere jener Freiwilligen aus den adligsten Familien des Auslandes vor, welche an dem Kampf bei der Rettung von Wien Theil genommen, unter ihnen war auch der junge Prinz von Savoyen Carignan, welcher, bei dieser Audienz, ein besondres Vergnügen fand an dem ihm neuen Anblick jener zutraulichen Sitte eines deutschen Fürstenhofes, die sich in dem Benehmen des Kaisers gegen den König von Polen kund gab *).

Das Heer der Christen gönnte sich damals in der neu auflebenden Kaiserstadt nur wenige Tage des Ausruhens. Denselben Weg, an der Donau hinab, den die Türken als Flüchtlinge genommen, zogen sie nun als Sieger. Noch

*) Uebrigens hatte der edle König Sobiesky später über manche Aeußerungen der kalten Zurücksetzung und des Undankes von Seiten des kaiserlichen Hofes zu klagen. (m. v. seine Briefe an die Königin Marie S. 57. 60—68 u. a.)

gab es, meist seit den früheren siegreichen Feldzügen der Türken in dem ungestörten Besitz von diesen mehrere der wichtigsten Städte und Festungen der Nachbargegend, in deren Schutze eine nicht unbedeutende Macht der Feinde noch Stand hielt. Auch diese noch tief und fest in dem einheimischen Boden gesenkte Wurzel der türkischen Macht mußte ausgerissen werden und ein Anfang hierzu wurde schon in dem Feldzug des Jahres 1683 gemacht, Barkan und selbst das wohlverwahrte Gran, das in früherer Zeit Erzherzog Matthias zu sechs verschiedenen Malen ohne günstigen Erfolg belagert und bestürmt hatte, wurden genommen, das siegreiche Heer zog, nach Besetzung dieser Plätze, in seine Winterquartiere zurück; Prinz Eugen nach Wien, wo er gerade drei Monate nach seinem ersten Auftreten auf dem Felde der Schlachten, am 11. December eine Bestallung als Oberst, bei dem Kuffsteinischen Dragoner-Regiment empfieng.

Mit dem unersättlich habsüchtigen Könige von Frankreich, war jetzt ein für das deutsche Reich nachtheiliger Vertrag geschlossen, zu welchem durch französischen Einfluß der Kaiser sich verleiten lassen, damit er vor diesem christlich nachbarlichen Feinde, welcher gefährlicher war als die Türken, bei seinen weitren Unternehmungen in Ungarn sicher sey. Erst gegen Ende des Mais 1684 konnte der Feldzug von neuem eröffnet werden, auf welchem, am 18. Juni, Wissegrad, bald hernach Waizen wieder in dem Besitz der Christen kam. Vor der Einnahme der zuletzt genannten Stadt fand Prinz Eugen Gelegenheit, an der Spitze seines Dragonerregimentes es zu zeigen, daß er der Stelle eines Obersten, die man ihm anvertraut hatte, nicht unwürdig sey. Aus dem Hauptsitz der türkischen Macht in Ungarn, aus Buda oder Ofen, war ein Heer der Feinde den Christen

entgegengezogen, die sich bei der Donau-Insel St. Andre plötzlich angegriffen sahen. Doch das wüthende Geschrei und die Tollkühnheit, womit die türkischen Reiter aufsprengten, verstummte und brach sich bald an dem besonnenen Widerstand der kaiserlichen Macht; eine Menge der todten Feinde bedeckte die Wahlstatt, unter ihnen der Pascha von Temeswar, und die, welche dem Tode entronnen waren, brachten so viel Furcht und Schrecken vor den Waffen der Christen mit sich hinein in die Mauern von Waizen, daß noch in derselben Nacht dieser feste Ort dem Herzog von Lothringen sich ergab.

Vor allem galt es jetzt die Hauptfestung des Landes, Ofen wieder zu gewinnen, das die Türken seit Solimans II siegreichem Feldzug, im J. 1529 durch List und Verrath gewonnen hatten. Mit Recht erkannten sie in dieser ehrwürdig alten vormaligen Hauptstadt des ungarischen Königreiches das feste Thor ihrer Besitzungen im äußersten Westen an; es hatten den Ort viele der reichsten und ansehnlichsten türkischen Familien zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt; der Pascha von Ofen kam an Macht und Aufwand seines Hofstaates einem Könige gleich. Prachtvoll, ein Abbild der türkischen Kaiserstadt im Kleinen, erhub sich auf ihrem steil ansteigenden Berge die von mehrfachen Mauern umgürtete Stadt mit den hohen Kuppeln ihrer Moscheen und der zahlreichen öffentlichen Bäder und Paläste. Am 12. Juli (es war derselbe Tag, an welchem ein Jahr vorher die Türken die Belagerung von Wien begannen), schickte sich der Herzog von Lothringen zur Belagerung von Ofen an. Zwei Paschas mit ihrem Kriegsvolk lagen in der Stadt; in ihrer Nähe, auf den Höhen von Erfi stund, unter dem Befehl des Seraskiers ein mächtiges Heer der Türken. Dieses, während die Besatzung aus der Stadt

tapfere Ausfälle machte, beunruhigte von der andern Seite her das Heer der Christen durch öftere Angriffe. Dennoch nahmen diese am 19. Juli den untren an der Donau gelegnen, von eignen Mauern umschlossenen Theil der Stadt, die sogenannte Wasserstadt ein, welche bei diesem Kampfe in Flammen aufging. Die Türken, welche in diesem Stadttheile wohnten oder seit ihrer Vertreibung aus den genommenen Festungen sich da hineingeworfen hatten, waren, sammt dem größesten Theil des Geschützes nach dem oberen Theile der Stadt: nach der eigentlichen Veste hinaufgezogen, deren Besatzung hierdurch fast um das Doppelte anwuchs.

Es mußte jetzt vor allem das Heer der Feinde, das in einer vortheilhaften Lage auf den Höhen von Ersi stund, und von da aus den Belagerern Gefahr drohete, hinweggeräumt werden. Der Herzog von Lothringen drang am 22. Juli gegen die wohlverschanzten, von dem Feuer vieler Geschütze vertheidigten Anhöhen, und vergeblich war es, daß die acht Ellen lange bluthrothe Fahne des Seraskiers, mit dem gestickten Bilde von Omars zweischneidigem Schwerte, die Türken an die Siege der mächtigen Vorfahren erinnerte; sie wurden, nach einem vierstündigen, blutigen Gefecht geschlagen; ihr Lager mit all den kostbaren Geräthschaften, die man in den Zelten fand, ward dem Heere der Christen zur Beute und diese, unter der Anführung des Prinzen von Baden, setzten dem fliehenden Feinde so eilig nach, daß sie diesem auch noch den letzten Rest der geretteten Geschütze abnahmen; mehrere Tausende der Türken lagen todt auf den Höhen oder wurden auf der Flucht erschlagen. Prinz Eugen hatte an diesem Tage mit seinen Dragonern so Großes geleistet, daß ihm der Herzog in seinem Bericht an den Kaiser einen vorzüglichen Antheil an dem glänzenden Siege zuschrieb.

Man hatte gehofft, daß den Belagerern seit dieser großen Niederlage der Türken, die Eroberung von Ofen leichter gelingen werde. Das Heer der Deutschen beschoß die alten Thürme und hohen, starken Mauern der alten Königsburg von vier Seiten her, aus hundert Karthaunen, Bombenmörsern und Falkaunen, welche täglich gegen 1500 Kugeln und 800 Bomben in die Festung warfen; drei und vierzig Mauerbrecher waren noch überdies in beständiger Arbeit. Aber wirksamer und verderblicher als alle Geschütze, als alle Minen der Belagerer, waren die Schüsse, so wie die herabgestürzten Steinmassen, womit man von der Festung heraus den Anstürmenden zusetzte. Auch bei jenen häufigen Ausfällen, welche die an Zahl und Waffen mächtige Besatzung machte, konnte man bemerken, daß in Ofen der auserlesenste Kern der türkischen Kriegsmacht versammlet sey; bei einem dieser wüthenden Ausfälle erlitt das Heer der Christen einen Verlust von 4000 Mann. Hier, vor Ofen empfieng auch Prinz Eugen, als er einst an der Seite des Prinzen von Salm die Arbeit an den Laufgräben untersuchte, als Handgeld im Werke des Krieges seine erste Wunde: einen Schuß durch den Arm. Man erwartete mit Recht von der mächtigen Verstärkung, welche der tapfere Churfürst von Bayern, während des Septembers in seiner eignen Person, so wie durch sein Kriegsvolk und die Menge seiner Geschütze den Belagerern brachte, eine große Beförderung des Unternehmens, und bald war auch der fränkische Thurm am Schloßrondell der Wirkung des bayerischen Geschützes erlegen. Aber der Sturm, den das frisch angekommene, muthige Volk unter der Leitung seines Churfürsten wagte, wurde wie alle frühern Versuche der Art zurückgeschlagen, türkische Hülfstruppen rückten von mehrern Seiten heran; die Belagerer konnten es nicht hindern, daß

der Besatzung immer neue Verstärkungen an Soldaten und Provisionen zugeführt wurden; der Verlust, den das Heer der Christen durch die feindlichen Angriffe erlitt, wurde immer größer, der Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen täglich fühlbarer, der Herzog sahe sich genöthigt die Belagerung, die seinem Heere 32000 Mann gekostet, am 1ten November ganz aufzuheben.

Erst im Juli 1685 konnte der neue Heereszug gegen die Türken in Ungarn beginnen. Der Herzog von Lothringen hatte eine Armee von 50000 Mann, mit dieser sollte er nicht nur die Belagerung von Ofen, sondern den Kampf mit den türkischen Heeren aufnehmen, die zur Vertheidigung der Stadt bereit stunden. Der kluge Feldherr beschloß zuerst vor die Festung Neuhäusel zu rücken und diese zu nehmen, denn man wußte, daß bei der dortigen Besatzung, welcher der General Heißler schon seit längerer Zeit die Zufuhr abgeschnitten, ein solcher Mangel herrsche, daß sie wahrscheinlich sehr bald zur Uebergabe sich werde entschließen müssen. Hatte man doch einem Bauern, der sich nicht ohne Heißlers Wissen mit 6 Broden in die Festung wagte, für jedes derselben gegen 3 Gulden bezahlt und würde gern um jeden hohen Preis solche Lebensmittel erkauft haben. Aber ohngeachtet dieses Mangels, an welchem doch weniger die Soldaten als die andren Bewohner des Ortes zu leiden hatten, leistete die Besatzung einen so hartnäckigen Widerstand, daß die Belagerung sich mehr in die Länge zog als man erwartet hatte. Indeß kam die Kunde, daß der Seraskier Wissegrad genommen, Gran mit einem Heere von 60000 Mann umschlossen habe und hart bedränge. Alsbald brach der Herzog mit 30000 Mann seiner Truppen von Neuhäusel auf, um jene wichtige Festung zu entsetzen. Der Seraskier, der von der Annäherung der christlichen

Streitmacht die Kunde bekommen, hatte sich nicht fern von Gran in eine Stellung zurückgezogen, welche durch Sümpfe, durch waldige Höhen und Verhaue so gesichert war, daß ihr Hinwegnehmen nicht ohne großen Verlust an Zeit und Kriegsvolk möglich schien. Der übermüthige Unverstand jedoch, in welchem die Türken sich dem Wahne hingaben, das Heer der Christen sey noch viel schwächer als es wirklich war und dazu ganz entmuthigt, lockte dieselben aus ihrer fast unangreifbaren Stellung heraus ins offene Feld, wo sie, statt nach ihrer Meinung ein schon im Fliehen begriffenes Heer zu finden, einem so kräftigen Widerstand begegneten, daß sie nun ihrerseits zur Flucht sich wendeten, auf welcher, weil man sie, theils in die Moräste, theils in die Enge ihres eigenen, keinen leichten Ausgang gewährenden Lagerplatzes hineinjagte, ein großer Theil von ihnen den Tod fand. Siebentausend derselben lagen als Leichname auf der Wahlstatt und so dicht über die Sümpfe hingestreut, daß die christliche Reiterei auf den Leichen wie auf einer Brücke hinüberrücken konnte in das türkische Lager, mit dessen reicher Beute man tausend sechsspännige Ochsenwägen und vier Donauschiffe anfüllte. Die Christen hatten im Verhältniß zu dem was sie gewonnen und gethan, einen überaus geringen Verlust erlitten. Prinz Eugen hatte während dieser Schlacht, deren Thaten er jenen von drei oder vier andren Schlachten gleich schätzt*), mit seinen Dragonern im Centrum der Schlachtordnung neben Prinz Ludwig von Baden gekämpft. Hier war das Treffen am heißesten gewesen und der Prinz hatte noch überdieß auch durch die Kraft und Schnelle, womit er der schon vom Feind umzingelten Schaar

*) Memoires du Prince Eugène de Savoie, par lui meme, Paris 1810. p. 6.

der Freiwilligen, welche auf dem rechten Flügel kämpften, zu Hülfe kam, sich ein großes Verdienst erworben: seine Kuffsteiniſchen Dragoner, mit ihm an ihrer Spitze, hatten die Flucht des feindlichen Heeres eben ſo wirkſam herbeiführen helfen, als zur Vollendung der Niederlage beigetragen. Als die Schlacht vorüber war, gab Prinz Ludwig von Baden dem „jungen Savoyarden“, wie er ihn einſt, dem Kaiſer gegenüber, genannt hatte, das Zeugniß, daß er durch Muth, Klugheit und Tapferkeit ſich ſo hervorgethan habe, daß er, ſo fortfahrend, dereinſt ein großer Held werden könne. Der tapfre Oberſt Prinz Eugen wurde auch bald nachher zum Generalmajor ernannt.

Jene 20000 Mann, welche unter General Caprara zur Belagerung von Neuhäuſel zurückgeblieben, waren indeß auch nicht müſſig geweſen; ſie hatten ihre Batterien bis zu dem Graben der Feſtung vorgerückt, mit ihnen eine Bahn durch die zertrümmerten Mauern gebrochen und am 19. Auguſt den Ort durch Sturm genommen. Prinz Eugen hatte einen ganz beſondren Grund ſich dieſer Siegesthat zu freuen, denn ſein junger Verwandter und liebſter Waffengenoſſe, der Prinz von Commercy, war mit dem Baron von Aſti der Erſte geweſen, der die Höhe der Feſtung erſtiegen hatte. Außer jener großen Beute, womit mancher einzelne Soldat auf ſeine ganze Lebenszeit ſich bereichert hatte, war die koſtbare grünſeidene, goldgeſtickte Fahne von Neuhäuſel in die Hände der Sieger gefallen und als Antheil an die Hülfsvölker aus dem ſchwäbiſchen Kreis gekommen.

Der Feldzug von 1685 war für die chriſtlichen Heere glücklich vorübergegangen, Das aber, was durch ſie bisher in Ungarn geſchehen, das war nur ein verhältnißmäßig leichter Anfang des blutigen Werkes, das noch geſchehen

mußte. Ofen, die Königin der Städte des Landes, welche seit fast anderthalb Jahrhunderten als mächtige türkische Festung wie ein Pfahl im Fleische die österreichische Monarchie beläſtigt hatte, mußte noch einmal belagert und, es koſte was es wolle, dem Feind entriſſen werden; ſie blieb ſonſt durch ihre Lage wie durch ihre Stärke die Vormauer der türkiſchen Macht, der feſte Anhalts- und Ausgangspunkt all der gefahrbringenden Unternehmungen der Feinde. Das Heer, welches der Herzog von Lothringen am 13. Juni 1686 bei Gran über die Donau führte, war eines der mächtigſten und auserleſenſten, das jemals gegen die Türken ins Feld gezogen, denn außer der bedeutenden Zahl ſeiner Krieger wurde es von Helden geführt, welche durch Erfahrung und Verſtand eben ſo wie durch kühnen Muth Meiſter im Geſchäft des Krieges waren. Zu den 40,000 Oeſterreichern ſammt den 20,000 Ungarn und Croaten, waren 30,000 Mann der Reichsvölker aus allen Provinzen von Deutſchland gekommen; eine Schaar aus dem jungen Adel von Frankreich, England, Spanien und Italien hatte ſich unter dem Panier des großen Feldherrn verſammelt und ein Corps der Freiwilligen gebildet, das von feuriger Kampfluſt beſeelt war; der Achilles des damaligen Chriſtenheeres: Max Emmanuel von Bayern, zog wieder mit dem Herzog von Lothringen, mit Prinz Ludwig von Baden, mit Prinz Eugen und mehreren ergrauten Generälen des ſieggewohnten Heeres zu dieſem Kampfe aus.

Aber dieſer Macht gegenüber ſtund eine andre, an der ſich der Anlauf der Chriſten ſchon oft, wie das Meer an Felſengebirgen gebrochen hatte, ohne ſie zu bewältigen: dies war die durch Hülfe der Natur wie der Kunſt gewaltige, ungariſche Königsburg, deren Feſtungswerke, wie aus Erz gegoſſen, von einer Beſatzung vertheidigt wurden, welche eher

zum Sterben als zum Weichen aus der Stadt geneigt war. An dem Besitz von Buda hieng der Ruhm der osmanisch-europäischen Herrschaft; seine Eroberung durch Suleiman den Großen war einer der höchsten Triumphe in der Geschichte ihrer Kriegsthaten gewesen; in den Moscheen von Konstantinopel, so wie in allen andren im Rufe besondrer Heiligkeit stehenden Tempeln des Islam wurde für die Rettung und Erhaltung von Buda gebetet; die Vertheidigung dieser Stadt, bis auf den letzten Blutstropfen, ward von den Türken als Pflicht und Gebot der Religion betrachtet. Vor diesen Mauern und auf diesen Wällen war bei den sechsmaligen vergeblichen Belagerungen so viel Christenblut geflossen, daß nach Sobieskys Ausdruck jedes Stück Erde sich satt davon getrunken hatte. Die Türken hielten die Stadt für unüberwindlich und viele von ihnen wollten vor der Aufhebung der letzten Belagerung, im J. 1684 die Gestalt des Propheten selber, für Buda kämpfend, als Zeichen am Himmel gesehen haben; eine Begeisterung des Fanatismus beseelte alle Vertheidiger und Bewohner der Stadt; Männer, Frauen und Kinder und selbst die Israeliten, welche in ihr sich aufhielten, dachten nicht daran, vor der Belagerung zu entfliehen, weil sie nirgends sich gesicherter hielten, als in solch unbezwinglicher Veste. Ueberdieß rückte auch eine Armee der Türken, geführt von dem neuen Großwesir Suleiman Pascha zur Vertheidigung von Ofen heran. Der Kampf um dieses Kleinod der Städte ist es deshalb werth, daß wir einige Augenblicke bei seiner Beschreibung verweilen.

Am 18. Juni nahete sich das Heer der Christen den Mauern von Ofen. Eine der nachbarlichen Höhen: der Blocksberg genannt, wurde von Max Emmanuel und seinen Bayern, von Prinz Ludwig von Baden und Prinz Eugen

sammt ihren Schaaren besetzt; am Wienerthor stund der Herzog von Lothringen mit dem Kern der Truppen; die Reichsvölker lagen vor der Wasserstadt. Diese letztere wurde schon am 24ten Juni mit Sturm genommen, ihre Besatzung warf sich in die obere Stadt. Ein Sturm, den man am 13ten Juli auch auf diese wagte, wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen und selbst die chemischen Künste, damit Pater Gabriel die Wirksamkeit des Pulvers in hohem Grade steigerte, konnten das Fortschreiten der christlichen Waffen nur wenig fördern, doch hatten sich die Belagerer an mehreren, der Stadt näher gelegenen Punkten festgesetzt. Größeren Schaden als das Pulver der Belagerer, brachte den Vertheidigern der Stadt das eigne Pulver das in ihren Mauern war. Eine glühende Kugel, die man am 22ten Juli von außen in die Stadt geschossen, fiel auf das Pulvermagazin; sie schlug durch die Gewölbe, das Gebäude flog in die Luft auf und die Erschütterung, die bei dem Zerschmettern der tiefen, mit Pulver gefüllten Keller eintrat, war so mächtig, daß sie wie eine Mine die Wallmauer der Festung gegen die Donau hin auf 60 Schritte weit zertrümmerte und mehrere Hunderte von Menschen unter den zusammenstürzenden Häusern begrub.

Gleich nach diesem Schrecken ließ der Feldherr die Besatzung der Stadt zur Uebergabe derselben auffordern, wobei er freien Abzug mit Hab und Gut ihnen gestatten wollte; die Türken antworteten hierauf damit, daß sie die Köpfe von hundert sächsischen Soldaten, die sie eine Stunde vorher, bei einem Ausfall erschlagen hatten, an einem Baum nahe bei dem Thore, aufhiengen. Man rüstete sich jetzt zu einem Hauptsturm. Dieser wurde am 27ten Juli um 5 Uhr des Morgens von 12000 Mann an drei verschiedenen Seiten begonnen. Der Churfürst von Bayern, Prinz Ludwig von

Baden und Prinz Eugen hatten durch Wort und Handschlag sich verbunden, daß sie während des Sturmes bei ihrem Kriegsvolk aushalten, mit diesem kämpfen, und leben oder sterben wollten. Der Sturm drang zu den Wällen hinan. Aber durch drei Minen, welche die Belagerten in diesem Augenblick springen ließen, durch das mörderische Feuer ihres Geschützes, und das Losbrennen der umhergestreuten Pulversäcke würden auch diesmal die Stürmenden zurückgeschreckt worden seyn, wenn nicht die drei verbündeten Helden durch ihr Beispiel und ihr mächtig antreibendes Wort den Muth der Soldaten von neuem belebt und sie vorwärts getrieben hätten. Jene drei waren fast immer voran; sie und ihr tapfres Volk achteten es nicht, daß von dem Pulver und Feuerbränden ihre Kleider vom Haupt bis zu den Füßen verbrannt, Haare und Bart versengt wurden; es stunden jedoch hier Helden den Helden gegenüber, denn auch die Türken kämpften mit übermenschlichen Kräften; selbst die Weiber munterten ihre Streiter mit lautem Zurufe auf, trugen Pulver und Blei so wie erfrischende Getränke zu und schleuderten Steine auf die Stürmenden herab. Ein Haiducke aus Raab erstieg das Rondell und pflanzte dort das erste Siegesfähnlein auf. Dieses Rondell und die beiden angränzenden Zwinger wurden von den Christen genommen und behauptet, doch hatte der heutige Sturm 2600 Kaiserlichen, 800 Bayern und 400 Brandenburgern das Leben gekostet; mehr als 200 Offiziere waren geblieben oder schwer verwundet.

Im Verlauf der darauf folgenden Tage hatten mehrere Minen, welche die Belagerer springen ließen, an den Festungswerken neue Verheerungen angerichtet; der Herzog von Lothringen und der Churfürst von Bayern ließen die Besatzung abermals zur friedlichen Uebergabe auffordern. Der

tapfere Commandant jedoch, Abdurrahman Pascha, ein siebenzigjähriger Kriegsmann, gab die Antwort, daß die Uebergabe der Festung, als eines Schlüssels zum osmanischen Reiche nicht in seiner Hand, sondern in der Macht Gottes stehe, doch werde die Pforte, im Fall daß die Christen zum Abschluß eines allgemeinen Friedens bereit seyen, statt Ofen irgend eine andre Festung, Stuhlweissenburg oder Erlau ihnen übergeben. Auf die wohlmeinende Erinnrung, welche der Herzog von Lothringen ihm machen ließ, daß im Fall einer gewaltsamen Erstürmung die Wuth der Soldaten selbst seiner, des Commandanten, dessen Tapferkeit man ehre und achte, nicht schonen würden, antwortete der Greis nur mit Achselzucken.

Aber es schien auch jetzt als könne die Sache der Belagerten, so schlimm sie stund, noch eine günstige Wendung nehmen. Der Großwesir mit seinem Heere kam immer näher, am 8ten August wagte sich der Vortrab seiner Armee bis fast an den Bereich des christlichen Lagers, zog aber schnell sich wieder zurück. Der Großwesir selber war bei diesem heransprengenden Haufen gewesen, um so nahe als möglich den Zustand der Festung in Augenschein zu nehmen. Diese Nähe eines zu ihrem Schutze bestimmten Heeres hatte den gesunkenen Muth der belagerten Türken bis zum Uebermuthe gesteigert; ihre Geschütze feuerten heftiger denn jemals auf die ihnen schon so nahe gerückten Belagerer; ihre Ausfälle waren von wüthender Art. Der edle Feldherr selber gerieth in die höchste Lebensgefahr, als eine Bombe aus der Festung in eine Tonne mit Pulver schlug und sie entzündete, in deren Nähe der Herzog stund; Prinz Eugen hatte schon vorher eine Wunde empfangen. Der Großwesir war jetzt auf alle Weise bemüht, der bedrängten Stadt eine Verstärkung durch frische Truppen zuzuführen. Zwanzig Du-

caten wurden jedem seiner Soldaten versprochen, der sich durch List oder Gewalt die Bahn durch das Heer der Christen ins Innre der Festung bräche. Neben diesen Versprechungen regte der Fanatismus das türkische Kriegsvolk zu ungewöhnlichen Thaten auf. Die tapfersten und stärksten hielten sich zunächst dafür bestimmt Ofen zu retten, oder wenn das Loos ihnen so beschieden sey im Kampfe für das Reich des Islam zu sterben. Sechstausend Türken auf einmal suchten sich am 10ten August mit Geschützen und Munitionswagen zu den Thoren der Festung hindurch zu schlagen und zugleich machte die ganze türkische Armee eine drohende, vorrückende Bewegung gegen das christliche Heer. Aber bei dieser Drohung ließ dieselbe es bewenden; von jenen sechstausend Tapfren, denn daß sie dieses seyen, hatten ihre Thaten bewiesen, entkam nur der kleinere Theil den Geschützen und dem Schwert der Deutschen; die Hälfte davon war gleich bei dem ersten Angriff gefallen. Dennoch wäre es einer andren Abtheilung von Türken, deren Zahl 4000 betrug, am frühen Morgen des 20ten August, begünstigt vom Nebel und von ihrer kroatischen Kleidung fast gelungen, die Stadt zu erreichen; unbemerkt und unerkannt hatten sie die deutschen Vorposten umzingelt und niedergehauen, waren am brandenburgischen Lager vorübergezogen und schon in der Nähe des Stadtthores, da wurden sie von den scharfblickenden Kennern der Türken: den Generälen Heißler und Caprara erkannt. Nach einem Kampf der Verzweiflung drangen zuletzt wirklich gegen 500 Mann des kühnen Volkes in das Thor hinein, zu Fuße und meist stark verwundet; vier rothe Blutfahnen, welche die Besatzung auf ihre Wälle pflanzte, und ein dreimaliges Abfeuern aller Kanonen der Festung machte die Freude kund, die man in der Stadt über die empfangene, wenn auch nur geringe Verstärkung

empfand. Ganz ohne günstigen Erfolg für die Belagerer blieb ein andres, ähnliches Wagstück, das am 29. August etwa 5000 Janitscharen, Spahis und Tartaren unternahmen, um sich im raschesten Lauf ihrer Rosse zur Stadt zu drängen. Es waren Männer von auserlesener Art. Namentlich hatte der eine von ihnen, ein Riese von Gestalt und Kraft, an Todesverachtung und Muth ein Held, blutend schon an tiefen Wunden, sich zur Mitte des Lagers, da die Führer des Heeres stunden, durchgeschlagen, dem General Mercy den Kopf gespalten und mehrere der höheren Offiziere, gleich dem Gras mit der Sichel, durch seinen scharfen Säbel zusammengehauen. Selbst der Stallmeister des Herzogs von Lothringen war an der Seite seines Herrn gefallen. Aber von all diesen Türken kam nicht einer lebend aus dem Lager hinaus, auch jene kleine Zahl, die zuletzt um Gnade flehete, mußte dem Grimm und der Rache der Soldaten erliegen.

Noch einmal hatte der Feldherr, der indeß Verstärkung durch frische Truppen empfangen, den alten Commandanten der Festung zur Uebergabe aufgefordert; ein Schreiben jedoch des Großsultans, das der Besatzung zugekommen, hatte dieser nur die Wahl gelassen, entweder in der Vertheidigung von Ofen einen Tod des Ruhmes oder unter dem Beil des Henkers zu sterben, darum war die Aufforderung vergeblich.

Der Sturm, welcher das Schicksal der Festung entscheiden mußte, begann am Morgen des 2. Septembers. Jener Freiherr von Asti, der bei der Erstürmung von Neuhäusel mit Eugens Freunde, dem Prinzen von Commercy zuerst die feindlichen Mauern erstiegen, war auch heute an der Spitze der Kaiserlichen voran. Aber sein Loos war diesmal ein andres als es bei Neuhäusel gewesen. Ihn selber und mit ihm eine große Zahl der Freiwilligen, die sich zu

ihm gefällt hatte, warf der Kugelregen der Türken darnieder, und obgleich über die Leichname der Gefallenen andre muthige Schaaren zu den Mauern vordrangen, wurden dennoch auch diese bei dem ersten Angriff zurückgeschlagen, denn mit allen Kräften, welche ein zum Sterben entschloßner Muth oder welche die Verzweiflung geben konnten, vertheidigte die türkische Besatzung ihre hohen, festen Mauern. Aber immer neue Haufen der Stürmenden drangen heran; ein ungarischer Oberst Petnehazi hatte die Mauer zuerst erstiegen, war schon von den Janitscharen umringt und aufgehangen worden, da kamen die Seinen ihm nach, die, noch ehe er erwürgt war, vom Seil ihn losschnitten. Mit den Kaiserlichen zugleich waren die Schaaren der Brandenburger unter General Schöning die ersten in der Stadt. Dennoch schien die Aufgabe dieses heißen Tages kaum halb gelöst; das Schwerste blieb noch zu thun. Der letzte Rest der Besatzung der Stadt hatte sich in das fast unbezwingbar feste Schloß geflüchtet, hier, noch immer auf Entsatz durch den Großwesir hoffend, der mit seinem Heer auf einer Anhöhe, nicht fern von Ofen stund, kämpfte sie mit der letzten Anstrengung aller ihrer Kräfte. Durch das unausgesetzte Abfeuern der bayerischen Geschütze, die seit mehreren Wochen dahin ihre Richtung nahmen, war es zwar gelungen in die felsenfeste, dicke Mauer des Schlosses eine Bresche zu schießen, diese jedoch, an der steilen Felswand hinan zu ersteigen, das schien kaum für menschliche Glieder möglich. Dennoch waren die Bayern bis in die Nähe der Bresche vorgedrungen und hatten an diesem Posten, welcher unter dem kreuzenden Feuer des feindlichen Geschützes von dem Blute der Ihrigen bald überströmt war, sich festgesetzt. Prinz Ludwig von Baden, der hier den Angriff leitete, begab sich selbst an den Ort der Gefahr; über die Gefallenen stiegen

immer neue Schaaren der Stürmenden dem tapferen Führer nach und auch das Schloß ward jetzt genommen. Nächst dem Wiener Thore hatte der alte, seinem Berufe bis zum Tode treue Commandant Abdurrhaman, mit beiden Händen den Säbel führend gekämpft, bis er zuletzt den Schüssen der Andringenden unterlag. Nur 500 Türken wurden durch den Churfürsten von Bayern und den Prinzen von Baden vor dem Grimm der Soldaten gerettet, welche sonst Alle, auch wenn sie, die Gewehre von sich werfend um Gnade flehten, niedergehauen hatten, unter diesen Gefangenen waren der Vizepascha und der Aga der Janitscharen. Ein Lauffeuer, das die Türken anlegten, und eine noch zuletzt von ihnen entzündete Mine hatten die Stadt in Brand gesteckt, aber selbst in der Nacht, bei der Flamme dieses Feyers, dauerte das Plündern fort. Ofen war ein Sammelplatz und Bergungsort vieler, seit anderthalb Jahrhunderten den Christen geraubten Schätze gewesen; die Beute, welche man da fand, war über Erwarten reich; von den gewonnenen Geschützen allein hätte man mehr denn ein Zeughaus zu füllen vermocht.

Der Fall von Buda verbreitete Furcht und Schrecken durch alle Gegenden der türkischen Monarchie. Der Großwesir, der wahrend des Sturmes von Prinz Eugen, dem der Feldherr dieses wichtige Geschäft vertraut hatte, bewacht worden war, als er die Eroberung der Festung durch die Christen erfuhr, blieb einige Stunden, wie vom Kummer betäubt, sprachlos, dann gab er Befehl das Lager in Brand zu stecken, zog mit seinem Kriegsvolk nach Stuhlweissenburg, ja selbst hier sich nicht sicher haltend, verheerte er weit und breit das Land und schloß sich in das feste Belgrad ein. Die gefangenen Janitscharen, als man sie zu Wien einführte, riefen laut, mit weinenden Augen: o Buda, Buda!

Und eben dieses Buda oder Ofen, um dessen Besitz das Blut so vieler Tausende von Christen vergossen worden, wäre beinahe, wenig Monate nachher, nachdem man über den Gräbern der Gefallenen, über dem Gräuel der Verwüstung von neuem angefangen hatte es zu erbauen und zu befestigen, ohne Schwertstreich, durch Verrath eines Christen, in die Hände der Türken gefallen. Ein Lieutenant von der Besatzung der neu ummauerten Festung, früher durch Thaten einer persönlichen Tapferkeit ausgezeichnet, war zuerst durch zwei von ihm erbeutete türkische Sclavinnen, davon die eine von besondrer Schönheit, in die Fesseln der Wollust, dann in die des Geizes geschlagen worden; er stund im Begriff Ofen gegen eine Summe von einigen tausend Ducaten dem Feinde zu verrathen und dann, den Glauben verläugnend, Türk zu werden. Ein gefangener Christ, der bei dem Pascha von Stuhlweissenburg als Sclave diente, hatte, während er die Heitzung des Zimmers besorgte, das Gespräch des Paschas mit dem Boten, den der Verräther an jenen gesendet, vernommen, und Ofen wurde noch einmal für die Christen gerettet.

Das Heer unter dem Herzog von Lothringen, war dem Großwesir gefolgt. Dieser aber hatte durch das Niederbrennen aller Ortschaften und selbst der einzelnen Hütten, so wie durch das Anzünden der Waldungen und das Verheeren aller Felder und Fluren das Land zu einer Wüste gemacht, in welcher die Soldaten weder Obdach und Feuerung, während der frühe eintretenden, naßkalten Witterung des Winters noch auch Nahrung für sich und ihre Thiere finden konnten. Die deutschen Hülfsvölker, so viel deren den Gräbern bei Ofen entgingen, manche von ihnen mit reicher Beute, nur wenige mit ganz leeren Händen, waren nach der Heimath zurückgekehrt, dasselbe that auch der Churfürst von Bayern;

Prinz Ludwig von Baden und mit dieſem Prinz Eugen hatten, auf höheren Befehl ein glücklicheres Loos empfangen als ihre, in den verheerten ungariſchen Ebenen mit Hunger und Froſt kämpfenden Waffengefährten; ſie ſollten noch vor dem Winter das Land, gegen Croatien hin, der öſterreichiſchen Herrſchaft unterwerfen. Bald waren Sicklos und Simontorna, Capuswar und Tarda, endlich auch die reiche Handelsſtadt Fünfkirchen, ſammt ihrem feſten Schloß in ihren Händen; ein Theil der Brücke von Eſſeck wurde von ihren Truppen verbrannt. Nach ſolchem Tagwerk ſchwerer Schlachten gönnte ſich Eugen, in Geſellſchaft mehrerer Freunde und Landsleute einige Wochen des Ausruhens in Venedig.

Der Feldzug des Jahres 1687 vereinte alle die Helden der vorigen Feldzüge von neuem in den moraſtigen Ebenen von Eſſeck. Dort ſtund der Großweſir mit einem 60000 Mann ſtarken Heere in einem, durch die Kriegskunſt ſeiner franzöſiſchen Renegaten ſo wohl verſchanzten Lager, daß er, ohne unverhältnißmäßig großen Verluſt an Menſchen nicht angreifbar erſchien. Es war Juni; die Hitze des Sommer regte aus den Sümpfen und Moräſten der Landſchaft die verderblichſten Dünſte auf, welche dem, im Vergleich mit dem türkiſchen, ſchwächeren Heere der Chriſten, durch die überhand nehmenden Fieber größeren Schaden brachten als das wohlbediente Geſchütz der Feinde und die beſtändigen Ausfälle von dieſen. Der Herzog deßhalb, nachdem er den mächtigen Damm, den die Türken, zum Erſatz für die zum Theil verbrannte Brücke von Eſſeck über die Moräſte erbaut hatten, ſo wie die Schiffsbrücke über die Drau zerſtört hatte, zog ſich aus dieſer Heimathſtätte der Sumpffieber mit ſeinem Kriegsvolk zurück. Dieſe väterliche Vorſorge für das Leben und die Geſundheit ſeines Heeres wurde dem trefflichen Feldherrn in Wien wie in Konſtantinopel auf ſeltſame Weiſe

mißdeutet. Namentlich betrachtete der Großwesir den Zurückzug des christlichen Heeres als eine Flucht desselben, die Nachrichten, die er darüber an seinen Hof und in verschiedne Städte des türkischen Reiches sendete, erregten da Freude und lauten Jubel gleich einem erfochtenen, vollkommenen Sieg. Noch ehe jedoch der laute Lärmen dieser Siegesfeste, mit seinem Kanonendonner verstummt war, oder auch nur bis zu den ferneren Städten des Reiches sich verbreitet hatte, da ließ sich auf den Feldern bei Mohacz ein andrer Lärmen, ein andrer Kanonendonner vernehmen, welcher den türkischen Waffen keinen Sieg, sondern eine ihrer schwersten, entscheidendsten Niederlagen verkündete.

Der Großwesir, durch Schmeichler und üble Rathgeber verführt, ließ sich verleiten, das was er vorher wohl selber nur halb geglaubt hatte, für volle Wahrheit zu nehmen und den klug berechneten Rückzug des Herzogs als eine Art von Flucht vor dem türkischen Schwert zu betrachten. Es war jetzt derselbe Monat, der August, in welchem bei Mohacz im Jahr 1526 (29. August) die Türken jenen glänzenden Sieg über ein versammeltes Heer der Christen erfochten hatten, welches an äußrer Pracht, zugleich aber auch an hoffärtigem Selbstvertrauen nur wenige seines Gleichen gehabt. Jetzt nach 161 Jahren, am 12. August, begegneten sich abermals an derselben Stätte die Streitkräfte der osmanischen und der (meist) deutschen Völker; das übermüthige Selbstvertrauen jedoch, das sich schon des Sieges rühmt noch ehe es das Schwert gezogen, war diesmal nicht auf der Seite des christlichen, sondern des türkischen Heeres. Noch bei guter Zeit hatte der Herzog von Lothringen Kunde bekommen von dem Heranrücken des türkischen Heeres, das wie die Schnecke bei einem warmen Regen aus ihrem Gehäuse, von selbst aus seinem festen Lager hervorgegangen war.

Der Herzog hatte bereits mit dem rechten Flügel des Heeres auf der Fläche von Mohacz seine Stellung genommen; der Churfürst von Bayern, der mit seinem Kriegsvolk den linken Flügel bilden sollte, war noch im Vorrücken begriffen, zu jenen Hügeln, die ihm in der Ordnung der Schlacht zur Besetzung und Vertheidigung angewiesen worden. Auf diesen tapferen, durch Geburt und unabhängige Herrschermacht hochgestellten Herrn hatten es die Türken bei jeder Gelegenheit abgesehen; wäre nur erst, so meinten sie, der Churfürst von Bayern ihr Gefangener, dann könnte ihnen ein Frieden, unter den vortheilhaftesten Bedingungen nicht fehlen. Fast hätte ihnen ihr Vorhaben für dieses Mal gelingen können. 8000 Spahis brachen aus dem Wald hervor und machten von der Seite her einen wüthenden Angriff auf die Bayern, während zugleich 6000 Janitscharen ihnen in den Rücken fielen und durch ihr Musketenfeuer dem Nachtrab großen Schaden zufügten. Der Churfürst, der unter den Vordersten war, hatte eine Wunde an der rechten Hand empfangen, diese jedoch hinderte ihn nicht den harten Kampf, mitten unter dem dichtesten Kugelregen zu bestehen; die Gefahr für ihn und seine Leute wäre groß geworden, wenn nicht Prinz Ludwig von Baden im entscheidenden Augenblick einen Felsen besetzt hätte, von wo aus sein Geschütz die Stellung der Janitscharen bestreichen konnte, und wenn nicht vom rechten Flügel her vier Regimenter dem hart bedrängten linken zur Hülfe gekommen wären. Die Türken hatten in Eile zwischen dem Wald und Morast sich verschanzt; in drei Reihen erhuben sich die mit furchtbaren Batterien besetzten, von tapferen Janitscharen vertheidigten Wälle. Hinter diesen Verschanzungen erstreckte sich das Lager in einer Weite von anderthalb Stunden, wohl versorgt mit allen Bedürfnissen für Menschen und Rosse,

während das christliche Heer, in der von dem Feinde weit umher verheerten Landschaft schon seit zwei Tagen Mangel an Nahrung und Futter für das Vieh gelitten hatte. Aber mit den Kräften des Leibes zugleich war diesem Heere nicht auch der Muth, der Alles vermag, gesunken. So groß die Schwierigkeiten waren, welche der Wald und das dichte Gebüsch der Anordnung der Schlacht durch den Herzog von Lothringen in den Weg legten, rückte er dennoch unter dem Feuer der feindlichen Batterien gegen die Türkenschanzen vor. Es war Abend um 5, da fieng die vorderste Reihe der Feinde an zu weichen; Prinz Eugen und der Graf von Castell waren die ersten, welche in die Schanzen eindrangen, welche jetzt, eine nach der andren genommen wurden. Da ergriff ein unmäßiger Schrecken den Großwesir und sein ganzes Heer, dieses flohe in unaufhaltsamem Laufe, ließ sein reichversorgtes Lager den Christen als Beute zurück und hatte noch überdieß den Verlust von 23,000 Mann seiner, zum Theil besten Soldaten zu beklagen. Denn von jenen 6000 Janitscharen, welche den ersten Angriff im Rücken der Bayern gemacht, kamen, da sie von den Ihrigen abgeschnitten waren, nur einige wenige mit dem Leben davon; Eugens Dragoner und das nach ihnen in die Verschanzungen eindringende Kriegsvolk hatte eine reiche Ernte des Schwertes gehalten, die meisten Türken aber waren auf der Flucht umgekommen, welche in solch sinnloser Verwirrung geschahe, daß selbst von jenen Spahis und Janitscharen, die den fliehenden Großwesir umgaben, gegen dreitausend bei Barnewar in den Morast und in das schilfbewachsne Wasser geriethen, darinnen sie erstickten und ertranken. Ja die Niederlage des feindlichen Heeres wäre noch eine viel allgemeinere geworden, der Großwesir selber wäre der Gefangenschaft kaum entronnen, wenn General Dünewalt es vermocht hätte mit seinen

Reitern durch den dichten Wald zu dringen, um jenem den Rückzug gegen Tarda abzuſchneiden, und wenn die Ermüdung nach zweitägigem Faſten, ſowie die einbrechende Nacht der weitren Verfolgung der Fliehenden nicht Einhalt gethan hätten. Bei dem chriſtlichen Heere belief ſich die Zahl der Gefallenen noch nicht auf Tauſend.

Ein gleicher Heldenmuth hatte an dieſem heißen Tage alle Kampfgenoſſen in dieſem Heere von den höchſten bis zu den geringſten beſeelt. Schon vor dem Beginnen der Schlacht hatte Eugens Jugendfreund und Verwandter, der Prinz Commercy eine Probe des Heldenmuthes beſtanden, deren ſiegreicher Ausgang dem heutigen Tag ein glückliches Vorzeichen war. Die Leibcompagnie des Regimentes der Freiwilligen, deſſen Führer er war, hatte vor einigen Tagen in einem Handgemenge mit den Türken ihre Fahne verloren; jetzt erblickte Commercy einen mächtigen Türken, der mit einer Lanze, daran eine weiße Fahne prunkte, ſtolz vor der Schlachtordnung ſeines Heeres umherritt. Commercy bat den Herzog von Lothringen um Erlaubniß zum Zweikampf mit jenem und erhielt ſie; in wenig Augenblicken war er bei dem Türken, ſchoß auf dieſen ſeine Piſtole ab, ohne ihn jedoch zu treffen, als aber jetzt der Feind ſich gegen ihn kehrte und mit ſeiner Lanze ihm die Seite durchſtieß, da hielt er dieſe Lanze mit der linken Hand feſt und ſpaltete mit dem Säbel in der rechten Hand dem Gegner den Kopf. Dann, zu den Seinen zurückkehrend, überreichte er die blutbeſpritzte Fahne dem Feldherrn und ermahnte den Korneten ſeiner Leibcompagnie dieſes Feldzeichen, das ihm ſein Blut gekoſtet, beſſer zu bewahren als das verlorene.

So wie Eugens Freund der Schlacht einen glänzenden Anfang gegeben hatte, ſo brachte er, der Held Eugen, derſelben vor allen Andren ihren glänzenden Ausgang. Außer

den Thaten, die er an der Spitze seiner Reiter im Verlaufe der Feldschlacht gethan, hatte er die Niederlage der Türken durch die Erstürmung ihrer Schanzen entschieden, denn diese Niederlage wäre ihnen nicht gekommen, wenn nicht noch vor Einbruch der Nacht der Sturmwind der Furcht und des Schreckens sie aus ihrer guten Stellung hinweggescheucht hätte. Das ermattete Kriegsvolk des Herzogs fand in dem erbeuteten Lager der Feinde Alles, was es zur Labung und Stärkung für Menschen und Rosse bedurfte; zu der Fülle der zum Theil bereits zubereiteten Speisen, brachte das Landvolk Wein, den sich, obgleich sein Preis auf einen Thaler für das Maaß gesteigert war, die Sieger nach vollbrachtem Tagwerk wacker zutranken. Statt der ermüdet ruhenden Christen setzte den fliehenden Türken, auch jetzt noch ein andrer mächtiger Feind: ihr eigener, aus übermäßiger Furcht entsprungner Unverstand nach. Denn als sich dem Großwesir Suleiman auf der nur eilig ausgebesserten Brücke von Essek ein verworrener Haufe der Flüchtlinge nachdrängte, da zerriß die Brücke und mehr denn zweitausend stürzten in die Drau, in deren Fluthen sie ertranken; die Andren, die noch diesseits des Stromes waren, zerstreuten sich nach allen Seiten und mit jenen, die sich nach und bei der Schlacht in Wald und Gebüsch oder zwischen die Sümpfe gerettet hatten, betrug die Zahl der in der Irre Herumschweifenden mehr denn zehntausend. So hatte hier bei Mohacz vor 161 Jahren ein Sultan Suleiman Ungarn in glücklicher Schlacht für das Reich der Osmanen gewonnen, jetzt aber ein Großwesir Suleiman dasselbe wieder in unglücklicher Schlacht verloren.

Als nach dem Tage der Schlacht der andre Morgen kam, da konnte man erst ganz den Gewinn von gestern überblicken. Der Großwesir hatte, zur Bestreitung der

Kriegskoſten, er und ſeine reichen Paſchen zur Befriedigung ihres Aufwandes und ihrer Lüſte eine ſolche Maſſe des osmaniſchen Raubgutes mit ſich geführt, daß man den Werth der Beute, die ſich im Lager fand, auf fünf Millionen Gulden anſchlug. Auf den Antheil des Oberfeldherrn fiel die Kriegskaſſe und die Kanzlei des Großweſirs, der Churfürſt von Bayern bekam das kunſtreich prachtvolle Zelt des Großweſirs, das auf jedem ſeiner ſieben Thürme einen maſſiv goldnen Knauf trug und deſſen mit Perlen und Gold geſtickten innern Zierrathen, Teppiche und Ruhebetten die Pracht eines deutſchen Fürſtenpallaſtes überboten und ſo erhielt jeder der Führer im Heer einen Preis des Kampfes. Hatten doch ſelbſt die gemeinen Soldaten ſich mit türkiſchem Golde ſo bereichert, daß viel von ihnen die Häuflein der Ducaten in ihren Hüten davon trugen, Troßbuben, Kinder und Frauen das Geld und Geräthe von Silber, das in ihre Hände gerathen, kaum fortzuſchleppen vermochten. Dem Prinzen Eugen war indeß von dem Oberfeldherrn noch ein andrer Siegespreis zugedacht. Ihm, der das erſte Panier des Halbmondes erbeutet, das erſte Panier mit dem kaiſerlichen Adler auf den Verſchanzungen der Türken aufgepflanzt hatte, ward der ehrenvolle Auftrag, die Nachricht von dem großen Siege nach Wien zu überbringen; bald nachher erhielt er, der 25jährige Jüngling, aus der Hand des Kaiſers die Beſtallung zum General-Feldmarſchall-Lieutenant.

Durch die Schlacht bei Mohacz war die Macht der Osmanen in Ober- und Niederungarn, ſo wie in Siebenbürgen für jetzt ſo ganz gebrochen, daß alle feſten Plätze in dieſen Gebieten von ihnen verlaſſen oder von dem kaiſerlichen Heer mit Gewalt genommen wurden. Zuletzt, am 17. Dec. fiel auch noch die mächtige Feſtung Erlau, deren Beſatzung in dem ausdauernden Kampfe mit einer ſieben-

monatlichen Hungersnoth eben so große Heldenthaten gethan hatte, als im Kampf mit dem stürmenden Feinde. Von den 44000 Einwohnern und Soldaten, die beim Anfang der Belagerung in Erlau waren, hatte nur ein Zehntheil das Ende derselben erlebt.

Noch immer war jetzt ein schweres Werk zu thun, das den Türken die Pforte zum Eindringen in die wieder eroberten Länder verschließen sollte; dies war die Wegnahme der Festung Belgrad oder Griechisch-Weissenburg. Nur wenig Festungen in Europa sind auf solche mächtige Weise durch die Kräfte der Natur und die Kunst der Menschen geschützt, als das von zwei Strömen umflossene, auf felsiger Landzunge gelegne Belgrad. Die Save von Südwesten, die Donau von Nordwesten kommend, treffen mit mächtigem Anlauf an dem Fuße der Felsenstadt zusammen, die nur an ihrer Südseite vom Lande zugänglich ist. Unten, an der Spitze der Landzunge und an der Vorderseite des Fußes des Burgfelsens liegt die Wasserstadt, welche hier, an dem Vereinigungspunkt der beiden Ströme dem Handelsverkehr so günstig ist, daß sie seit alter Zeit ein Stapelplatz und Wohnort der Kaufleute verschiedener Nationen, vor allem der griechischen war. Mit steilen Wänden erhebt sich über die Unterstadt der Felsenberg mit seiner Festung, deren Batterien die beiden Ströme bestreichen. Nach Süden senkt sich der Berg allmälig gegen das hüglige Land hinab, hier ist Belgrad von den stärksten Befestigungswerken umgeben, jenseits denen einige Vorstädte gegen die serbische Seite sich ausdehnen. Seit dem Verlust von Ofen hatten die Türken auf die Befestigung von Belgrad so große Mühe und Kosten verwendet, daß sie dasselbe gegen alle menschliche Macht für unüberwindlich hielten. Ob Belgrad dieses wirklich sey, das sollte jetzt sich zeigen.

Ein Heer von sechs und sechszigtausend Mann war zu dem Feldzug des Jahres 1688 bereit, welcher den türkisch-ungarischen Krieg zu Ende führen sollte; statt des am hartnäckigen Fieber erkrankten Herzogs von Lothringen, hatte der heldenmüthige Churfürst von Bayern, zwar erst nach längerem Widerstreben, die Führung jenes Heeres übernommen. Bei diesem Oberfeldherrn war Prinz Eugen, während der Held aus Baden den Krieg mit dem türkischen Heer in Bosnien führte. In der Nacht vom 7ten August setzte zuerst eine muthige Schaar von 200 Kriegern über die Save hinüber; ihnen folgte ein größerer Haufen, der auf dem feindlichen Gebiet alsbald durch Verschanzungen sich festsetzte; schon am andren Tage ward die Schiffsbrücke geschlagen und ungehemmt durch das Kriegsvolk des Seraskiers Jagen Pascha nahm, bis auf wenig Regimenter, die zum Schutze des Ueberganges über den Fluß bei Semlin zurückblieben, das ganze christliche Heer seine Stellung, in der Nähe von Belgrad ein. Seit den Niederlagen der vorhergehenden Jahre war in den Heeren der Türken nur wenig Muth für das Wagstück einer offnen Feldschlacht geblieben; der Seraskier, ohne das Glück seiner Waffen zu versuchen, verließ, nachdem er die Häuser in Brand gesteckt, plötzlich die untere, von Handelsleuten bewohnte Stadt und die oberen Vorstädte, zu deren Schutz und Vertheidigung er bestellt war; er zog sich gegen Semendria, und nachdem er kurz nachher auch dieses niedergebrannt hatte, wendete er sich gegen Sophia; was er dem deutschen Kriegsheer gegenüber auszuüben zu feige gewesen war, das mußten jetzt die harmlosen Bewohner der Ortschaften erdulden, an denen sein Weg ihn vorüberführte, denn diese alle verbrannte und zerstörte, ihre Umgegenden verheerte er.

Der Churfürst, als Oberfeldherr, war bei dem Geschäft

der Belagerung all seinen Leuten voran und zur Seite; selbst nach Mitternacht sprach er bald da bald dort den Arbeitern in den Laufgräben und an den unterirdischen Minen zu, munterte das Volk durch freundliches Zureden so wie durch reichliche Geschenke auf. Das Heer der Belagerer fand sich aber auch in einer äußeren Lage und Stimmung, welche mit jener die im vorigen Jahr vor der Schlacht bei Mohacz herrschte, einen sehr vortheilhaften Gegensatz bildete. Es war da ein Ueberfluß an Speisen und Getränken, welche um ungemein geringen Preis von allen Seiten her dem Lager zugeführt wurden, so daß hier fast eben so viel von den Folgen der Unmäßigkeit als von dem Einfluß der Sumpfluft, die auf den Feldern von Mohacz geherrscht hatte, für die Gesundheit des Kriegsvolkes zu fürchten war. Diesem jedoch ließ der unermüdet thätige Feldherr keine Zeit zu müssigen Schwelgereien, er schaffte den Soldaten, so wie sich selber eine so fortgesetzte Bewegung, daß sie den Ueberfluß der Speisen und des köstlichen Weines gar wohl verdauen konnten.

In der Nacht vom 22ten August, während den Himmel ein dichtes Gewölk bedeckte, wurde, unbemerkt von der Besatzung von Belgrad, unterhalb der Festung eine Schiffbrücke geschlagen, welche die Zufuhr zur Festung abschnitt und zugleich den Uebergang, selbst der schweren Geschütze, die aus Ofen angelangt waren, möglich machte. Diese zeigten denn auch alsbald ihre Kraft und Wirkung und bereits am 26ten August stürzte unter dem anhaltenden Stoß der Kugeln ein Thurm und ein Theil des äußeren Zwischenwalles zusammen. Während der Commandant der Festung sein Kriegsvolk durch die erdichtete Nachricht, daß der Großsultan selber, mit einem übermächtigen Heere zur Hülfe der Festung in Anmarsch sey, bei gutem Muthe zu erhalten suchte, ward das christliche Heer am 4ten December durch

die Ankunft des alten, großen Feldherrn, des Herzogs von Lothringen im Lager erfreut. Doch der Herzog hatte sich zu frühe vom Krankenbette aufgerafft; ein Rückfall seines Fiebers unterwarf ihn schon am andren Tage von neuem dem harten, alle Anstrengung verbietenden Regiment der Aerzte.

Dem heldenmüthigen, für den Ruhm der Thaten nicht unempfindlichen Churfürsten konnte das keine gleichgültige Sache seyn, daß ihn jetzt, wo er so nahe am Ziel stund, ein andrer, ihm übrigens sehr ehrenwerther Mann von der Feldherrnwürde verdrängen sollte, die er durchaus nicht begehrt, sondern welche man ihm aufgedrungen hatte. Er, der Churfürst hatte für das Werk dieser Belagerung Opfer gebracht, wie kaum ein andrer Feldherr dies gethan haben würde noch auch thun konnte. Mit fast verschwenderischer Großmuth spendete er seine Ducaten an die Soldaten seit jener Nacht, wo die ersten von ihnen die Ueberfahrt über den Strom in die Mitte der Feinde wagten, und auch von den Arbeitern und Gehülfen am eiligen Aufbau der Schiffbrücke erhielt jeder von ihm einen Ducaten, der Meister dreißig; diese seine königliche Freigebigkeit vereint mit der aufmunternden Kraft seiner Worte und seines eignen Beispieles, das er bei Tag und bei Nacht durch seinen Eifer am Werke gab, hatte auch allein den bisherigen schnellen und günstigen Fortgang der Belagerungsarbeiten bewirkt. Die Augen von ganz Europa waren jetzt auf diesen Zielpunkt seiner kriegerischen Unternehmungen gerichtet; es schien Ehrensache für ihn, daß er als Oberfeldherr die That vollende, welche nicht die eines Andren, sondern die seine war.

Damit ein allgemeiner Sturm auf die Festung möglich werde, mußte vorerst der Graben ausgefüllt seyn. Die Minen, welche in der Nacht vom 5ten bis 6ten Septem-

der sprangen, hatten dieses Geschäft ohne Hülfe der Schanzen und Menschenhände vollbracht. Als jetzt die fünf Heerhaufen, welche der Churfürst zum Vordringen in die geschossenen Breschen und zum Sprengen der Thore befehligt hatte, gegen die Mauern anrückten, da sagte der Churfürst zum Prinzen Eugen: „Ihr bleibet hier bei mir in Reserve, und ich bin sicher, daß die Parthie, welche wir beide ergreifen, keine schlechte sey.“ Und bald zeigte es sich auch, daß der günstige Ausgang des heutigen Sturmes einzig davon abhängig gewesen war, daß diese beiden Häupter des Heeres vom ersten Anlauf sich enthalten hatten, damit sie später, gerade im rechten Augenblick, mit aller Kraft ihrer Besonnenheit und ihres Muthes der bereits schwankenden Sache eine neue, bessere Wendung geben konnten.

Mit dem Feldgeschrei, das der Name des Oberfeldherrn: Emmanuel (Gott mit uns) und zugleich ein Gebet war, drang an der Spitze seines Volkes der tapfre General Schärfenberg gegen die erste, General Steinau gegen die zweite Bresche vor. Die Belagerten antworten mit dem nach allen Richtungen sich kreuzenden Feuer ihrer Musketen, Granaten und Kanonen; Hunderte der Anstürmenden, noch ehe sie zu den Mauern kommen, fallen, mit ihnen auch Schärfenberg. Dennoch dringen die deutschen Soldaten über die Trümmer vor; ein Theil der Zwischenwälle wird von ihnen besetzt. Hier aber beginnt für sie erst der blutigste Kampf. Jenseits der Bresche zeigt sich ein tiefer Graben, hinter welchem die Feinde, fest verschanzt stehen und aus solcher Nähe, da jeder Schuß seinen Mann trifft, ein furchtbares Musketenfeuer auf die eng zusammengedrängten Kriegerschaaren hervorbrechen lassen. Zwei Stunden lang sind die Deutschen diesem mörderischen Feuer ausgesetzt; sie selber können kaum zum Schusse kommen, weil ihr dichtes

Gedräng die Bewegung der Einzelnen hindert; nirgends zeigt ſich eine Möglichkeit zum Uebergang über den Graben, da drängt ſich der Churfürſt, begleitet von Prinz Eugen durch das Gemenge der Lebenden und Todten vor. „Folgt meinem Beiſpiel ihr Brüder," ruft der Churfürſt, ſpringt mit gezogenem Degen in den Graben hinab und ihm nach die Offiziere und Soldaten. Nicht Allen zwar gelang der kühne Sprung ſo gut als dem kräftigen Feldherrn, einige brachen dabei den Fuß oder Arm, aber es blieben noch geſunde Arme genug übrig, um die Palliſaden zu zerreißen und die Türken aus ihrer Schanze hinwegzutreiben und überall, wo die Anſtrengung am größeſten, der Kampf am heißeſten, waren der Churfürſt und Prinz Eugen voran.

Während die Türken ihre meiſten Kräfte an dieſem Punkte vereinen, wo ihre Feinde bereits ins Innre der Feſtung dringen, gelingt es den andren deutſchen Schaaren ſich den Weg durch die geſprengten Thore zu bahnen; ihre Reiterei erfüllt alle Straßen. Das wehrloſe Volk der Stadt, nebſt Frauen und Kindern, entflieht dem Schwert der zur Wuth entflammten Soldaten, durch die Hohlwege hinab an das Waſſer, wo dann den meiſten von ihnen das Leben geſchenkt wird, auch die Janitſcharen, die ſich in das Schloß gerettet hatten, verlangen Gnade, kämpfen, als das Kriegsvolk ihnen dieſe verweigert, eine zeitlang noch mit Verzweiflung und als zuletzt die Belagerer durch das geſprengte Thor hineindringen, flüchten ſich jene hinter die gefangenen Chriſten, welche in einem hintren dunklen Raume des Schloſſes verſammelt waren. Die Chriſten, in drei Reihen ſtehend, ſchreien, in ihren verſchiedenen Sprachen um Gnade, und ſagen zugleich, wer ſie ſind; der Churfürſt ſichert ihnen Schonung zu, da erheben ſich hinter den Chriſten einige hundert Türken, welche knieend oder am Boden liegend zugleich um

Gnade geschrien hatten und das Wort des Oberfeldherrn galt nun auch ihnen.

Gegen 12000 Leichname der an diesem Tage Gefallenen wurden in die Donau gesenkt; von den Christen waren 2500 dem feindlichen Geschoß erlegen, 1500 trugen leichtere oder schwerere Wunden; den heldenmüthigen Churfürsten, um welchen, während des Sturmes die Kugeln gleich einem Hagelschauer zur Rechten und zur Linken eingeschlagen, ohne ihn zu verletzen, hatte ein tartarischer Pfeil an der rechten Wange getroffen; auch Prinz Eugen, dem schon ein Janitschar den Helm gespalten hatte, als der Prinz mit seinem Degen ihn durchstach, nahm das Ehrenzeichen einer Wunde mit sich aus der Schlacht. Die Beute, die man in der Festung fand, war nicht bedeutend. Viele der türkischen Bewohner, die jetzt auf immer schwiegen, mochten ihre Baarschaft und Kostbarkeiten im Boden und im Gemäuer vergraben haben.

So wie bei Belgrad hatten auch in Bosnien die christlichen Waffen, durch Wunder der Tapferkeit ihre Siege erfochten. Dorthin hatte sich Prinz Ludwig von Baden mit einer Abtheilung des Heeres gezogen und schon viele Städte und Schlösser mit reicher Beute gewonnen. Da bringt ihm, unweit Brod ein Bauer die Nachricht, daß etliche Stunden von dort ein 4000 Mann starkes Heer der Türken sich gelagert habe. Mit 3000 seiner Soldaten macht sich der Feldherr durch den Wald und die Felsenthäler, wo jeder Schritt neuen Hemmungen begegnet, auf den Weg. Er kommt mit seinem Kriegsvolk heraus auf die freien Pläne, da zeigt es sich, daß nicht 4000 sondern 15000 Türken es sind, welche dort, unter der Führung des tapfren Paschas von Bosnien lagerten. Den Prinzen schreckt die fünfmal ihm überlegne Zahl der Feinde nicht; er selbst führt das Fußvolk, Piccolomini den rechten, Graf Castell den linken

Flügel der Reiterei. Ihm gegenüber rücken die Janitscharen, in der Mitte die Spahis zu beiden Seiten mit übermüthigem Selbstvertrauen heran, sie gedenken das Häuflein der Christen durch das Uebergewicht ihrer Masse zu erdrücken. Was jedoch der kleinen Schaar an Zahl der Arme abgieng, das ersetzte dieselbe durch die Tapferkeit dieser Arme. Der Feldherr selber, mit eigner Hand, erlegte fünf Türken, einige seiner Offiziere mehr denn die doppelte Zahl und die gemeinen Soldaten, von gleicher Begeisterung ergriffen, drangen, ohne zuletzt zum Schießen sich Zeit zu lassen, so wacker mit dem Degen auf die Feinde ein, daß sie dieselben ins Lager zurückscheuchten. Hier aber wurde die Schlacht zu einem wahren Handgemenge und Faustkampfe. Die Janitscharen, welche gegen ihre Gewohnheit, fest wie die Mauern sich zusammengedrängt hatten, suchten die deutschen Reiter bei den Röcken von den Pferden zu reißen, diese aber mit ihrem guten Schwert, fällten bei jedem Streich einen ihrer Feinde nieder. Am tapfersten unter all den Seinen kämpfte der Pascha selber; von zehn deutschen Reitern angegriffen, leistete er lange Widerstand; schon von einer Todeswunde am Haupte getroffen, bohrte er noch einen seiner Gegner mit dem Dolche nieder. Nachdem dieser gefallen, wichen auch seine Soldaten zurück. Aber ihr Lager, das gegen den scheinbar unwegsamen Wald und seine Felsengehänge hin, aus denen der Prinz unversehens sie überfallen, offen stund, war nach der andern Seite hin von einem tiefen Graben geschützt, über welchen nur jene Spahis, die mit den besten Pferden versehen waren, hinübersetzen konnten, während die schlechtberittenen so wie das Fußvolk der Janitscharen in dem schlammigen Grunde haften blieb oder zwischen Gebüsch und Schilf sich versteckte. Die meisten von diesen wurden erlegt oder

gefangen; fünftausend Leichname der Türken waren vor oder in dem Lager gefallen; auch unter den Gefangenen fanden sich nur wenige, die nicht Wunden hatten. Die vierzig Fahnen, welche der Prinz im Lager erobert hatte, und seine Siegesnachricht trafen zugleich mit dem Bericht von Belgrads Eroberung in Wien ein. Ganz Bosnien war jetzt von Türken gesäubert; es war wie Ungarn ein für den Kaiser wieder erobertes Land. Die hohe Pforte kam jetzt den christlichen Mächten mit Anträgen zum Frieden selbst entgegen, doch hinderte die Selbstsucht dieser Mächte, welche in unmäßigen und übermüthigen Forderungen eine die andre überboten, den Abschluß eines solchen Friedens.

In Ungarn herrschte ein Frieden und eine Stille der Gräber. Das edle Volk seiner Bewohner konnte an der Freude über die Besiegung des allgemeinen Feindes der Christenheit nicht so Theil nehmen wie die andren Völker des christlichen Europas; dasselbe Schwert, das die Türken bekriegte, hatte ihnen tief in die Seele geschnitten, hatte ihnen viele ihrer alten Rechte genommen, manche ihrer Hoffnungen zerstört. Doch die Geschichte dieser innren Bewegungen in dem österreichischen Herrschergebiet, gehört nicht zu der Geschichte unsres Prinzen Eugen und zu dem Berichte seiner Thaten, und wir erinnern am Schlusse dieses Abschnittes nur an jene Stelle in seinen politischen Schriften, wo er bei Gelegenheit seiner Aeußerungen über die Waldenser auch von den Ungarn redet:

„Manche Dinge kommen im Laufe der Weltbegebenheiten vor, die unsre ganz besondre Beachtung verdienen. Man sollte wohl sehr besorgt seyn, alles zu vermeiden, was nur den Anschein der geringsten Verfolgung in Beziehung auf Religion hat. — Die Auftritte, die ich täglich von den Waldensern erfahre, bestärken mich in dieser Maxime. Wenn

die Völker klüger und billiger handeln, als ihre Fürsten, dann ist dies allerdings ein Beweis für ein, außer unsrer Sphäre liegendes höheres Walten. Die Niederlagen, welche die Franzosen fast täglich von den Waldensern zu erleiden haben, zeigen das empfindlichste Wiedervergeltungsrecht für das, was diese guten Leute der Religion halber in Frankreich auszustehen hatten; das Sonderbarste ist aber, daß diese (ich muß mich des Ausdruckes bedienen), großmüthigen Leute dem Herzog von Savoyen mit einer unerschütterlichen Treue beistehen, und der Drangsale gänzlich vergessen die ihnen ehemals der Herzog, der Religion wegen, zugefügt hat. So lange diese Leute es mit Savoyen halten, werden die Franzosen, ungeachtet ihrer Uebermacht, gegen die Verbündeten nichts unternehmen können. Ich wünschte, daß dieses große Ereigniß auch in Hinsicht auf die Ereignisse in Ungarn ins rechte Licht gesetzt würde. Denn man soll sich ohne Noth ja keine Waldenser in den Pelz setzen. Frankreich fühlt es, mit dem Verlust vieler tausend Menschen — und dort kann das Unglück noch größer seyn. Religion und (ächter) Freiheitssinn kann nicht einmal scheinbar gedemüthigt, viel weniger bezwungen werden. Mir scheint, die Gottheit wendet dieses Reservat zum Beweise ihrer Allmacht über den Leichtsinn der irdischen Herrscher an, denn wie hätte sonst ein armer Augustinermönch der Apostel von 100 Millionen Menschen werden können.“*)

3) Eugen in Savoyen.

Dürfte die Geschichte eben so verfahren, wie ein Freund des guten Anstandes, der es vermeidet, in feiner, ehrbarer Gesellschaft von ekelhaften Gräueln oder Mörderthaten der Barbaren zu reden, dann würde sie gern jene Gewaltthaten

*) Eugens politische Schriften Nr. 17 S. 25 — 27.

und Verräthereien an göttlichem Gesetz und menschlichem Recht, an Zucht und Billigkeit verschweigen, die sich Frankreich unter seinem großen Ludwig und dessen Kriegsminister Louvois gegen ein Volk zu Schulden kommen ließ, das in seinen Hütten friedlich seinem Gott diente und weder den großen König noch sein Volk jemals beleidigt hatte. Allerdings muß man sich sehr hüten, einer durch ihre Gaben und ihre geistige Stellung wahrhaft großen und achtungswerthen Nation das zur Last zu legen, was die Schuld seiner Fürsten und verblendeten Leiter war. Doch gehört auch eine solche Betrachtung einem allgemeineren Theil der Geschichte, nicht jenem besondren an, der sich mit dem Leben eines einzelnen trefflichen Mannes jener Zeit beschäftigt.

Die Jahre 1688 und 1689 erschienen allerdings nächst dem Jahr 1572 als die Grundtöne jener Octaven und Mißtöne, deren die europäische Geschichte der Jahre 1788 und 1789 mit tiefer Wehmuth und mit Entsetzen gedenkt. Am Ende des Septembers 1688, bald nach der Zeit jener Thaten Eugens und seiner Ruhmesgenossen, an deren Betrachtung wir uns so eben erfreut haben, brachen Frankreichs Heere, nicht als Krieger, sondern als Raubmörder in die deutschen Provinzen und Länder diesseits und jenseits des Rheines ein. Was damals Choiseul, Melac, Peysonnel, Fouquiere und Montclas gethan, das ist nur zu bekannt. Zum letzten Male tritt in dieser Zeit der große Oberfeldherr Oesterreichs, Karl von Lothringen als Vertheidiger des deutschen Reiches auf, das ihm, seitdem Ludwig XIV aus seinen Erblanden ihn vertrieben, ein zweites Vaterland geworden. Er, mit dem großen Churfürsten von Brandenburg gemeinsam, verjagt die eben so grausamen, als, solchen Helden gegenüber, feigen französischen Mordbrenner und legt sich bald hernach, am 18. April 1688, des Lebens

und seiner Mühen, so wie seines Ruhmes müde, zum Sterben. Ein Mann, dessen Gleichen die Geschichte der Kriegshelden nur wenige kennt. Wer den alternden Helden mit den ausdrucksvollen, scharfen Zügen seines Angesichtes, das durch die kräftige Adlernase noch mehr vor andren sich hervorthat, in seinem einfach grauen, schnuckloſen Rocke, prunkloſem Hute, in gebückter Stellung auf seinem guten, aber gleich seinem Herren ungeschmückten Schlachtrosse einherreiten sahe, der konnte dennoch in ihm, wenn er ihm genauer in die Augen schaucte, den zu hoher Würde und groſsen Thaten geborenen Fürstensohn erkennen. Wer, ihm näher stehend, Gelegenheit hatte ihn im Leben zu beobachten, der lernte in ihm, wenn er in wenig treffenden Worten so Vieles und Groſses sprach, einen Beherrscher der eignen Zunge, einen rechten vollkommenen Mann achten und schätzen. Wer aber die Demuth und Bescheidenheit, die edle Anerkennung fremder Verdienste, die Wahrheit und Lauterkeit des Charakters, die väterliche Milde gegen seine Untergebenen, welche in diesem Manne waren, zu würdigen wuſste und zugleich die Quelle ahnete, aus der diese Tugenden kamen, der muſste in Carl von Lothringen den Christen ehren und lieben. So, wie wir hier es aussprachen, schildern den groſsen Feldherrn, der bis zum Tode sich selber und seiner Christenwürde treu geblieben, der edle Polenkönig Sobiesky und alle Zeitgenossen, die ihn näher kannten.

„Wie glücklich wollte ich mich schätzen," so schreibt Prinz Eugen über den alten Feldherrn, „wenn ich nur einigermaſsen jener innigen Liebe, mit der sein ganzes Kriegsvolk an ihm hieng, theilhaftig würde, wenn ich eine seiner groſsen Heldenthaten ihm nachthun, einen Zweig jener Lorbeeren verdienen könnte, mit denen sein theures Haupt ganz umwunden war."

Während der alternde Lothringer noch einmal sein treues Schwert für die gute deutsche Sache am Rhein erhoben hatte, während den verhältnißmäßig kleineren Kämpfen gegen die Türken andre Heerführer oblagen, hatte Prinz Eugen von dem österreichischen Hofe eine neue Bestimmung erhalten, welche in der Geschichte seines ganzen Lebens als die unerfreulichste und uninteressanteste erscheint. Er sollte den Verwandten seines Stammes, nicht aber seiner Denkart und seines Gemüthes, den in jeder Hinsicht zweideutigen Victor Amadeus II, Herzog von Savoyen für den Bund gegen Frankreich gewinnen und im Festhalten an diesem Bunde bestärken. Ein Heer von 6000 Mann österreichischen, 8000 spanischen Truppen sollte zu diesem Zwecke seiner Führung übergeben seyn. Nur ungern übernahm er den Auftrag. Ich meine, so sprach er, schon mein Gesicht könne es bezeugen, daß ich nur für Thaten des Schwertes, nicht für die der Staatsklugheit geboren bin.

Eine verlorene Schlacht gegen den kriegserfahrenen französischen Feldherrn Catinat, deren unglücklicher Ausgang allein der Uebereilung des Herzogs und der völligen Unerfahrenheit der neu aus Spanien gekommenen Truppen zuzuschreiben war, ist das erste Ereigniß gewesen, das Prinz Eugen in dem alten Vaterlande seines Stammhauses erlebte. Der Prinz mit seiner kleinen Schaar von bayerischen und österreichischen Cuiraſſiren (denn die versprochne Hülfe aus Deutschland war noch nicht angekommen) verhütete wenigstens die schlimmsten Folgen, welche diese, ganz gegen seinen Rath unternommene Schlacht hätte haben können; er deckte und schützte den Rückzug der geschlagenen und fliehenden Truppen.

Jenes harmlose, seinem Glauben treue Volk, das seit dem 9ten Jahrhundert die unzugänglichsten Alpenthäler von

Piemont bewohnte und von einem seiner frühesten Lehrer, dem Peter Waldus den Namen der Waldenser führte, hatte seit langer Zeit unter den Mächtigen der Erde keinen Schützer, keinen Freund gefunden, der seiner sich erbarmt hätte. An dem Prinzen Eugen fand es einen solchen; er zuerst nahm sich ihrer bei dem Herzog an, und fand an ihnen während seiner Anwesenheit in Frankreich in jenen Gegenden treue Verbündete, Männer, die mit tapfern Armen für ihn kämpften. Eugen, wenn er im Verlauf dieses in andrer Hinsicht nur wenig Theilnahme erregenden Krieges öfters die wahrhaft bewundernswerthen Thaten jener Thalleute betrachtete, äußerte unter Anderem: „Die Vorsehung scheint einem kleinen Volk den Arm zu stärken, um zu zeigen, daß wenn die Fürsten ihrer Pflicht vergessen, noch eine gerechte höhere Macht da sey, welche ohne Rücksicht auf Religion, aller Menschen als ihrer Kinder sich annimmt, sie gegen Gewaltthaten schützt und durch sie die Ungerechtigkeiten der Fürsten so wie der Diener derselben ahndet. Die Landesvertheidigung der Waldenser ist ein Meisterstück, selbst in der Kriegskunst; sie siegen immer, ziehen sich aber, um nicht ein Opfer der Uebermacht zu werden, nach jedem Siege mit ihren reichen Beuten in ihre Thäler zurück.“ *)

Es wäre ein widerwärtiges Geschäft, wenn wir die fruchtlosen Kriegsthaten des Prinzen Eugen in Savoyen und seinen Nachbarländern einzeln berichten wollten. Der edle Feldherr hatte damals mehr mit der Treulosigkeit und Zweizüngigkeit seines eignen Verwandten, des Herzogs Victor Amadeus II als mit bewaffneten, offenkundigen Feinden zu kämpfen. Der Herzog, während er seine scheinbare Beihülfe von den Verbündeten durch große Summen sich

*) Eugens politische Schriften Nr 15 S. 25.

bezahlen ließ, unterhielt mit dem Feinde derselben, mit Ludwig XIV ein geheimes Bündniß und nahm auch von diesem Geld zur Bestechung an. Durch Ränke der gemeinsten Art wußte er alle Fortschritte Eugens zu hemmen, seine Siege zu vereiteln, selbst durch eine erdichtete, todesgefährliche Krankheit, die ihn, in Folge eines leichten Anfalles der Kinderblattern sollte betroffen haben, wußte er den Feldherrn, der angeblich zum Regierungsverweser des Landes nach seinem Tode bestimmt war, zu nöthigen, daß er den Lauf der Siege, auf welchem er bereits tief in Frankreich eingedrungen war, abbreche. Seine größeste Freude wäre es wohl gewesen, wenn in der mörderischen Schlacht bei Marsaglia, der an Geist wie an Gemüth so unerreichbar hoch über ihm stehende Vetter, so wie der tapfere Ungarnheld Palfy und der Herzog von Schomberg eine Todeswunde statt der Ehre der Heldenthat empfangen hätten, durch die Eugen den Rückzug seines der Uebermacht erlegnen Heeres deckte. Gegen 20000 Todte und Verwundete zählten beide Heere zusammen nach jener Schlacht und mehr als durch sie hatte Catinats Heer auf seinem Rückwege durch die tapfern Männer des Thales: die Waldenser zu leiden. Endlich erklärte der zweizüngige Herzog von Savoyen ganz offen seinen Abfall von der gemeinsamen Sache der Verbündeten, welche überdies ein gegenseitiges Mißtrauen und die Gefahr, die ihren eignen Ländern drohete, großentheils von dem Felde hinwegrief, wo statt des Ruhmes nur beständiger Verdruß über Hinterlist und Betrug zu ernten war. Auch Prinz Eugen, dem das österreichische Kabinet die Würde eines Feldmarschalls anvertraut hatte, kehrte abermals zu dem Schauplatz der Heldenthaten eines Türkenkrieges zurück.

4) Eugen, von neuem Besieger der Türken.

Am Hofe zu Konstantinopel hatten Ludwigs XIV Gesandte alle Mittel aufgeboten, um die Türken zur kräftigen Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich anzureizen und ihre Absicht war ihnen gelungen. Während Oesterreich fast all seine Streitkräfte aufbieten mußte, um Frankreichs ungerechten Angriffen am Rhein und anderwärts zu widerstehen, drangen die Türken mit überlegner Macht von neuem in Ungarn vor. Der einsichtsvolle und kräftige Großwesir Kiuprili Mustapha leitete damals die Angelegenheiten des osmanischen Reiches. Er hatte dem Heere durch strenge Ordnung und gute Auswahl der Offiziere, wie der Soldaten eine neue Gestalt gegeben; selbst das überflüssige Silbergeschirr des Serails ließ er zu Geld umprägen, um dadurch die Mittel zur Besoldung der Armee zu verstärken. Diese rückte im Jahr 1690 mit unwiderstehlicher Gewalt in den oberen Donaugegenden vor. Durch eigne Schuld, weil er den Angriff zu rasch gewagt, fiel Oberst Strasser, mit ihm der Prinz von Hannover, fast alle Offiziere und 3000 Gemeine seiner Heeresabtheilung; Belgrad, das so mühsam gewonnene, wurde nach dreiwöchentlicher Belagerung den Christen von neuem entrissen, als, wie man glaubt, durch die Hand eines Verräthers, eines verkleideten Türken oder eines französischen Renegaten, der nach der Einleitung der That schnell entflohen war, ein Pulvermagazin, das sich am gefahrbringendsten Punkte der Festung befand, entzündet, tausend Mann der Besatzung getödtet und ein großer Theil der Wälle hinabgestürzt worden war; Orsowa und Gradisca wurden erobert und als hierauf der Großwesir, nach solchen Thaten in Triumph in Konstantinopel einzog, da that es der französische Gesandte in Freudenbezeugungen, die er veranstaltete, fast noch den Türken zuvor.

Eine der bewundernswürdigſten Heldenthaten des deutſchen Heeres und ſeines eben ſo klugen und tapferen Feldherrn, des Prinzen Ludwig von Baden, war der theuer erkaufte Sieg über die Türken am 19. Auguſt 1691 bei Salankamen. Der Großweſir führte ein Heer von 100000 Mann, unter denen 15000 alte, kriegserfahrene Janitſcharen und 60000 der auserleſenſten kräftigſten Leute, die in den Waffen wohlgeübt, den Neulingen im Kriege zum feſten Kerne dienten. Eine große Zahl der Schiffe und bewaffneten Galeeren zog neben dem Heer in der Donau hinauf. Prinz Ludwig hatte eine Macht von 67000 Mann. Am 17ten kamen beide Heere ſich ſo nahe, daß der Prinz einen Angriff erwartete und zu dieſem ſich rüſtete. Aber auf den Rath der franzöſiſchen Offiziere, die beim türkiſchen Heere dienten, hatte der Großweſir in der Nacht, unbemerkt von den Deutſchen, mit ſeinem Heere eine Bewegung, vorüber an jenen gemacht, hatte zwiſchen des Prinzen Armee und der Donau eine Stellung eingenommen, wodurch die Deutſchen von Peterwardein und aller von dorther zu erwartenden Verſtärkung ſo wie Zufuhr abgeſchnitten wurden. Mit großem Geſchick hatten die Feinde die Stunden der Nacht und den darauf folgenden Tag benutzt, um ihrer Stellung, die im Rücken und zur linken Seite durch die von ihren Galeeren geſchützte Donau gedeckt war, eine Feſtigkeit zu geben, worin ſie jedem Angriff trotzen konnte; es war da ein tiefer Graben, hinter ihm mannshohe Wälle, mächtige Baſtionen mit ſtarken Batterien. Die erſten Folgen dieſer kluggewählten Stellung waren es, daß ein Trupp von 5000 neuangeworbenen öſterreichiſchen Soldaten, der an dieſem Morgen zu dem Heer des Prinzen ſtoßen wollte, bis auf 30 Mann von den Türken niedergemacht, daß 150 Wägen und 100 Fahr-

zeuge, welche Kriegs- und Lebensmittel aus Peterwardein zuführen sollten, von diesen weggenommen wurden.

Der Held aus Baden hatte noch niemals sich und die Seinen den Türken gegenüber in solch gefahrdrohender Lage gesehen. Sein Heer stund so gehemmt und beengt, daß es sich nicht zweckmäßig ausbreiten konnte; in seinen unvortheilhaft gestellten, gehäuften Massen mußte jede Kugel der feindlichen Geschütze furchtbare Verheerungen anrichten. Auch an einen geordneten Rückzug, wenn sich anders der Mann, der noch nie der Gefahr gewichen, zu einem solchen hätte entschließen können, war nicht zu denken. Es galt hier nur, mit dem Degen in der Hand vorzudringen und so zu siegen oder zu sterben.

Die Türken noch immer an der stärkeren Befestigung ihres Lagers arbeitend, warteten ruhig den Angriff ab. Um 3 Uhr des Nachmittags gab im Heere der Christen eine Bombe das Zeichen zur Schlacht. Er, der Feldherr selber, an der Spitze des rechten Flügels, der linke unter dem Grafen Dünewald, das Fußvolk in 20 Bataillone geordnet in der Mitte, so rückte man gegen die türkischen Verschanzungen hin, wo der größere Theil des Fußvolkes auf einem Hügel seine Stellung nahm, der nur wenige hundert Schritte von ihr entfernt, der stärksten Batterie des Feindes, von 80 Kanonen gegenüber lag. Es schien vorzugsweise ein etwa noch möglicher günstiger Ausgang der Schlacht davon abzuhängen, daß der linke Flügel des deutschen Heeres den rechten des türkischen zurückdränge, damit die Infanterie freieren Spielraum zu ihren Bewegungen und zur Wirksamkeit ihrer Waffen bekäme. Aber Dünewald mit seiner Reiterei konnte nur mit Schwierigkeit durch das Gebüsch und hohe Heidegras anrücken, während am rechten Flügel die Souchesschen Reiter, mit voreiliger Hitze einen Angriff aufs

Lager machten, bei welchem sie das Musketenfeuer der Janitscharen so furchtbar traf, daß ihre Reihen in Unordnung geriethen und sie ganz zurückgeworfen wurden. Zu ihrer Hülfe eilt ein Theil des Fußvolkes unter den heldenkräftigen Herzögen von Holstein und Ahremberg herbei, man sucht die Schanzen zu stürmen, Haufen der Stürmenden fallen und weichen auf Augenblicke, immer rückt man von neuem vor die Mündungen der Musketen und Kanonen, gegen die von Blute überströmten Wälle hin.

Während dieses schweren Kampfes auf der einen Seite der Schlachtordnung, war der auf der andren nicht minder heiß. Da wo der linke Flügel des deutschen Heeres unter Dünewald die vorläufige Hauptaufgabe des Tages lösen, die türkische Reiterei zurückwerfen sollte, hatte der Großwesir, die Wichtigkeit dieses Punktes ahnend, sich selber, mit dem lauten Rufe: „Kanonen her!“ in die vordersten Reihen seiner leichten Reiter begeben und war mit einem Theil des Heeres aus den Verschanzungen heraus, den Deutschen entgegengerückt. Ein aufsteigender Rauch von der Donau her gab zugleich den Brand der kaiserlichen Fahrzeuge kund, die mit der überlegnen Flotte der Türken dort zusammengestoßen waren. Mit sechstausend wohlberittener Turkomanen und Kurden sprengt Achmet Pascha zweimal zu den fechtenden Schaaren hin, ruft ihnen Beifall zu, läßt aber bald durch das Feuer der deutschen Geschütze sich zur Umkehr bewegen. Doch dieser Anschein von günstigem Erfolg war nur von kurzer Dauer, plötzlich zieht sich die ganze weithin verbreitete, an Zahl überwiegend starke türkische Reiterei zu einer dichten Masse zusammen, die wie ein Bergsturz, unwiderstehlich durch das Gewicht seiner Felsen, in die Heerhaufen der deutschen Infanterie einbricht. Ganze Bataillone derselben, welche kämpfend feststehen, werden niedergehauen; die Regimenter

Stahremberg und Brandenburg, in so mancher Schlacht bewährt, sind fast vernichtet.

Es ist sechs Uhr Abend, da stehen unter den gelichteten Haufen des kaiserlichen Fußvolkes nur noch einige der höheren Offiziere, die andren alle sind gefallen und auch unter den lebenden ist kaum einer, der nicht aus mehreren Wunden blutet. Der Feind ist auf allen Seiten, kein Rückzug möglich, den muthigsten Generälen ist die Hoffnung entschwunden, daß hier, auch nur für einen einzelnen Mann, noch Rettung sey. Nur einer ist noch da, der die Hoffnung festhält, das ist der Prinz Ludwig von Baden. Er läßt die ganze Reserve vorrücken, die zerstörte Ordnung wird hergestellt, die durchbrochnen Reihen werden wieder gefüllt. Mitten durch die Gefahren und Hindernisse, die von allen Seiten drohen, lenkt der besonnene Feldherr die letzten Kräfte seines Heeres, welche durch die Verzweiflung gesteigert waren, durch die in blinder Hitze schlagenden Haufen der Feinde dahin, wo diese zum Angriff ihres festen Lagers eine Blöße geben, die Deutschen ersteigen die ersten Linien, werden zwar schon einmal durch die Uebergewalt der türkischen Arme und Waffen zurückgedrückt bis an ihren Verhau, dort aber setzen sie nicht nur sich fest, sondern dringen von neuem im Lager, bis in die Nähe der heiligen Fahne vor. „Was ist jetzt zu thun?" fragt der Wesir seine Generäle. „Nichts Andres" sagen diese, „als einzuhauen mit bloßem Säbel." Der Wesir wirft die bedeutungsvolle schwarze Jacke um sich, ergreift den Säbel und mit dem Rufe: in Allahs Namen! dringt er voran, nach dem Punkte hin, wo der Kampf am heißesten war, nach dem Verhau der Deutschen. Eine Flintenkugel trifft ihn am Schlafe, er sinkt todt vom Pferde und sein eigner Kämmerer, statt den Tod des Feldherrn zu verhehlen, macht durch sein lautes Schreien

ihn kund; zugleich verſtummt die Tubalkhana, jene weithin ſchallende Muſik, die ohne Aufhören während der Schlacht in der Nähe des Großweſirs ertönt. Mehrere der Großen ſtreiten ſich jetzt um die Würde des Hingeſunkenen, um den Beſitz der heiligen Fahne; die Schreckensnachricht läuft durch das ganze Heer; die Reiterei, eben ſo ſchnell bereit zum Angriff der Schwächeren als zur Flucht vor den Stärkeren, jagt davon und läßt das Fußvolk allein. Dieſes aber, der Kern der Janitſcharen und der auserleſenſten, waffengeübteſten Männer, hinter ſich die Donau, vor ſich den Feind, vertheidigen unter ihrem alten Aga und dem kühnen Beglerbeg ihre Linien mit ſolcher verzweifelter Tapferkeit, daß dieſer letzte Schritt zum Siege dem Reſt des deutſchen Heeres noch das meiſte Blut koſtet. An der Seite der Ihrigen fallen hier der Herzog von Holſtein, ein Graf Stahremberg, ſo wie Kaunitz und Pöttinger; aber auch der Aga der Janitſcharen, mit ihm zugleich der Beglerbeg und der Oberrichter des Lagers liegen erſchlagen unter den Haufen der türkiſchen Leichname, und die Janitſcharen, ihres Hauptes beraubt, fangen an zu weichen; die Flucht der noch im Lager weilenden Feinde wird allgemein; die Deutſchen, zu ſchwach zum Nachſetzen, laſſen jene ungeſtört entweichen.

Zehntauſend Janitſcharen, achtzehntauſend der andren türkiſchen Truppen waren gefallen, ihre Leichen lagen vermiſcht mit mehr denn zwölftauſend der chriſtlichen Soldaten, deren Heer überdieß noch ſechstauſend Verwundete zählte. Am meiſten hatten die deutſchen Regimenter gelitten; acht von dieſen waren ganz vernichtet; das Heer hatte ſeine meiſten Oberofficiere, unter ihnen viele der erfahrenſten und bewährteſten verloren. Größer aber noch war auch in dieſer Hinſicht der Verluſt, den die Türken erlitten hatten. Der Großweſir Kiuprili Muſtapha, der in der Schlacht von Salan-

kamen fiel, war für das damalige Reich der Osmanen mehr an Werth und Bedeutung denn all seine Festungen, Flotten und Heere. Sein einsichtsvoller, kräftiger Geist hatte den zerrütteten Haushalt des Staates, in den zwei Jahren, während denen er am Ruder war, wieder in Ordnung gebracht, die Armee neu geschaffen, und als Feldherr eben so groß denn als Staatsmann hatte er manchen rühmlichen Sieg erfochten.

Eines solchen Mannes würdig, der zum Besten des Vaterlandes allen unnöthigen Prunk und Aufwand zu beschränken wußte, war die Einrichtung und die Ausstattung des Lagers, das bei Salankamen in die Hände der Christen fiel. Da gab es keine solche Beute an goldnen Kleinodien und Silbergeschirren, keine gold- und perlengestickten Tapeten und indische Teppiche, kein Feldherrenzelt mit zierlichen Thürmen und massiv goldnen Knäufen, wie im türkischen Lager bei Mohacz, sondern nur das was zur Bewaffnung, zum Obdach, zur Unterhaltung und Besoldung eines Heeres nöthig ist: hundert und vier und funfzig treffliche Kanonen, zehntausend gute, dabei aber prunklose Zelte, zehn Wagenladungen Kupfergeldes im Zelte des Großwesirs, vier und funfzig Kisten voll gleicher Münzen in dem des Schatzmeisters, zwölf Kisten voll Silbergeld, vier und zwanzig voller Kaftane.

Die Folgen dieses theuer erkauften Sieges würden für die christlichen Waffen von dem entschiedensten Vortheil gewesen seyn, wenn der Krieg mit Frankreich nicht die Streitkräfte des österreichischen Staates so ganz in Anspruch genommen hätte. Wurde doch schon im darauffolgenden Jahre 1692 der große Feldherr Ludwig von Baden, der jetzt die Seele aller kriegerischen Unternehmungen in Ungarn war, von diesem Schauplatz seiner Thaten abgerufen, damit er

am Rheine den Angelegenheiten des deutschen Reiches von neuem aufhelfen möge.

Frankreich hatte indeß noch immer nicht aufgehört die Pforte zu neuen Kriegen gegen Oesterreich und seine Verbündeten aufzuregen. Der Großsultan Mustapha II, war selbst mit einem mächtigen Heere im Jahr 1695 ausgezogen, ihm sollte der Churfürst Friedrich August, genannt der Starke, was er jedoch nur am Fleische, nicht an Geist und Muthe war, als Oberfeldherr in österreichischem Dienste entgegen rücken. Hätten an der Spitze dieses Heeres solche Helden gestanden wie der alte Lothringer, wie Eugen und Ludwig von Baden, dann würde Mustaphas Kriegeslauf bald zu Ende gewesen seyn, aber jener neue Oberfeldherr zog, in weiter Entfernung dem Feinde ausweichend, nur durch Gegenden, da für ihn keine Gefahr war und schien, als letztes Ziel seiner Märsche während des ganzen Feldzuges, nichts zu suchen, als die Ruhe der Winterquartiere.

Daß jedoch noch Helden im Heer der Deutschen seyen, welche zu siegen und ruhmvoll zu sterben wußten, das bezeugt die That des hochsinnigen General Veterani*) und seines Waffengenossen, des ritterlichen Truchseß. Mit nur 6000 Mann, dazu in ungünstiger Stellung war Veterani bei Lugos gelagert; des Sultans Heer, das die kleine Macht der Christen hinwegdrängen oder vernichten wollte, war mehr denn zehnmal so stark. Veterani wich nicht von seinem Posten, zweimal hatte er am 21. September die Angriffe des Feindes zurückgeschlagen, da boten diese, denen

*) Nach ihm ist auch die Felsenhöle an der Donau, drei Meilen oberhalb Neu-Orsowa genannt, obwohl eigentlich nicht er selber es war, der im Jahr 1692 mit 300 Mann und 5 Kanonen hier einem türkischen Heere widerstund, sondern einer seiner Offiziere; der Freiherr von Arnau.

die Gegenwart des Großſultans Furcht und Schrecken, ſo wie Beſchämung brachte, die ganze Macht und Kraft ihres vereinten Heeres auf; wie ein Haufen von Jagdhunden, die der zornige Zuruf des Jägers gegen einen mächtigen, einzelnen Eber hetzt, warfen ſie ſich, von allen Seiten ſie umzingelnd, auf die kleine Schaar der Chriſten; zweitauſend von dieſen waren erlegen, der General, von zwei Säbelhieben am Kopf verwundet, bricht noch einmal, an der Spitze ſeiner Reiter die Reihen der Türken, wirft dieſe über einen Arm der Temes zurück, nimmt ihnen die 6 Kanonen, die ſie den Seinen geraubt, wieder ab, da trifft ihn ein Schuß durch den Leib. Er fällt, die Seinen weichen, man verbindet den Ohnmächtigen, da wacht ſein Leben und mit ihm der freudige Muth noch einmal auf, ſitzend auf einem Wagen führt er ſie durch Wort und Beiſpiel in die Schlacht zurück. Das Fuhrwerk, in einen Moraſt gerathen, kann nicht weiter; Veterani wirft ſich wieder auf ein Pferd, mit erhobenem Arm, aber mit ſchwacher Stimme, denn die Wunde am Leibe war wieder aufgebrochen und ſtrömte Blut, ermuntert er ſein Kriegsvolk zum Kampfe; er kann zuletzt nicht mehr weiter, ſchnell andringende Türken reißen ihn vom Pferd herab und hauen dem Sterbenden den Kopf ab. Auch den Türken, nur in andrem Sinne des Wortes, war dieſes ein theures Haupt geweſen, es hatte faſt zehntauſend der Ihrigen, darunter zwei apferen Beglerbegs das Leben gekoſtet; den Reſt der muthigen Chriſtenſchaar, gegen 4000, rettete der General Truchſeß durch den Gebirgspaß des eiſernen Thores nach Siebenbürgen, ohne daß der Feind, die fremde Tapferkeit ſcheuend, ihnen nachzuſetzen wagte.

Von hier an fand der Sultan keinen ſolchen Widerſtand mehr; denn als am 26. Auguſt 1696 der Churfürſt

von Sachsen endlich auf eine Hauptschlacht mit den Türken sich einließ, deren Lager er aus Unkunde des Feldes auf seiner stärksten Seite angriff, da erlitt das österreichische Heer eine eben so schimpfliche als blutige Niederlage; der größeste Theil seines Geschützes ward vom Feinde genommen. In den Osmanen, vor allem in ihrem Herrscher, dem Großsultan Mustapha II, war der alte Wahn erwacht von der Allgewalt der Kämpfer des Islams, von der Macht der hohen Pforte, vor welcher alle andren Mächte sich beugen müssen, wie der Reiher unter den Klauen des Falken. Der Großherr und viele der Seinen gaben sich bei Eröffnung des Feldzuges von 1697 wachend dem Traume von gewissen glänzenden Siegen, von der Wiedereroberung von Ofen und Gran, ja vielleicht der Einnahme von Wien hin, nur der Großwesir, Elmas Muhamed, der den Sultan begleitete, hatte im Schlaf einen Traum von andrer Art. Ihm deuchtete es, Kiuprili Mustapha, der bei Salankamen gefallen, tränke ihm eine Tasse mit Sorbet zu; reichte ihm den Rest zum Austrinken dar. „Was anders", so sprach der Wesir, als er beim Erwachen den Traum erzählte, „kann dies bedeuten, als daß auch ich in diesem Feldzug, wie Kiuprili, den Trunk des Märtyrerthumes empfangen werde?"

Wie ein Heer der Sieger, den jeder Tag seines Zuges zu neuen Freudengelagen führt, bewegte sich die Völkerschaar, die den Sultan begleitete, am Donaustrom aufwärts. Mit der bewaffneten Macht von hundert und dreißig tausend Kriegern zog ein unzählbarer Troß von Dienern, von Köchen und Musikanten; denn außer dem Großherrn führte jeder der Paschas sein Harem mit sich und den Damen sollte es auf dieser Lustreise nicht an Vergnügungen fehlen. Außer der Fülle der Naturgaben, welche die reiche Landschaft dar-

bot, begleitete das Heer, mit überflüßigem Proviant versehen auf der Donau eine Flotte von 60 Tschaiken, 30 Fregatten und 16 Galeeren. Bei Belgrad, wo er die Nachricht empfieng von einer unweit Lemnos von den Seinen über die Venetianer gewonnenen Seeschlacht, musterte Mustafa sein Heer. Und wer sind die, welche sich gegen eine solche Macht aufstellen wollen? Es sind vereinzelte, weit umher im Lande, wo die Ungarn unter Tökely von neuem sich zum Aufstand erhoben hatten, verstreute Heerhaufen, alle zusammengenommen kaum 50,000 Mann stark. Aber diese, der äußeren Stärke nach geringen Streitkräfte belebte eine Seele, welche des Kampfes auch mit einer noch zweifach größeren Macht der Türken fähig gewesen wäre: der neulich aus Italien herbeigerufene Oberfeldherr Prinz Eugen. Dieser hatte, ehe man sich dessen versehen, durch eine Abtheilung seines Heeres, unter General Vaudemont die aufständigen Ungarn zur Ruhe gewiesen, war dann hinabwärts am linken Ufer der Donau gezogen, wo er, westwärts von Peterwardein, bei Futack, sich lagerte. Gleich den Zügen beim Schachspiel, erscheinen die des Krieges, jeder berechnet mit allen Folgen den seinen, und nur der klüger berechnende siegt. Der Sultan war über die Temes, die Bega, die Theiß gezogen und näherte sich Tittul, am Einfluß der Theiß in die Donau. Eugen, statt dort, im Trotz der Heldenkraft dem osmannischen Heere zu begegnen, ließ nur eine kleine Abtheilung seines Heeres bei Tittul den Feinden begegnen, um diese zu hemmen und wo möglich den Ort zu retten, er selbst mit den andren Truppen machte eine Seitenbewegung gegen Zenta, um dort mit dem aus Siebenbürgen kommenden Corps des General Rabuttin sich zu vereinen. Der Sultan erreichte Tittul, drängte durch seine Uebermacht den General Nehm, dem die Nachbarschaft des Ortes als Posten ange-

wiesen war, nach Peterwardein zurück, nahm die Stadt, die er verbrannte, und ließ, um den Kämpfern des Christenheeres zu zeigen, was ihrer Aller warte, die Gefangenen ermorden. Weiter zog jetzt das türkische Heer heraufwärts gegen Peterwardein. Damit die ganze Masse der Streitkräfte mit all ihrem Zubehör beisammen bleiben könne, wurden über die Moräste und Seitengewässer zehn Brücken geschlagen, bei deren Bau der Großherr selber, tüchtiger vielleicht als Zimmermannsgesell denn als Oberfeldherr, hülfreich war; darüber waren etliche Wochen vergangen. Prinz Eugen indeß, mit dem Corps von Rabuttin verbunden, war schnell von Zenta nach der Gegend von Peterwardein zurückgeeilt, dessen Umgegend er zwar durch die Tartaren auf 9 Stunden weit so verheert fand, daß weder Futter noch Wasser für die Rosse zu finden war, dennoch aber, ohne Bedenken, zur Anlage eines wohlbefestigten Lagers erwählte. Der Zug im Schachbrett, den der Großherr in so wohlbedächtiger Weise beabsichtigt hatte, die Hinwegnahme des für den Kriegszug wichtigen Peterwardein war jetzt vereitelt und auch der Angriff auf das von ihm verachtete, kleine Heer der Christen, schien, bei der trefflichen, von der Nähe der Festung noch mehr geschützten Stellung, so bedenklich, daß die Beisitzer des osmanischen Kriegsrathes, vor allem Tökely, das Haupt des ungarischen Aufstandes, es für besser hielten, daß der Großherr mit seinem Heere über die Theiß nach Temes vor zöge, um die nur wenig besetzten Städte von Siebenbürgen und Oberungarn, deren Bewohner zum Theil mit Oesterreich unzufrieden, einzunehmen. Dieser Rath wurde befolgt, die Türken zogen gegen Norden, am rechten Ufer der Theiß hinauf. Eugen, von dessen schwachen Streitkräften keine Gefahr zu erwarten schien, da man bei Peterwardein vergeblich darauf gewartet, daß

er aus seiner guten Stellung heraus das Glück einer Schlacht versuche, macht sich, als die sichren Feinde schon weit vor ihm voraus zu seyn wähnen, mit einem kleinen, am leichtesten beweglichen Theil seines Heeres, hinter ihnen auf. Voran die schnelle ungarische Reiterei, dann er mit nur 16000 Mann der Truppen, beginnt er am 9. September den Wettlauf, mit den langsam vorausgerückten Volksmassen des türkischen Heeres. Ueber den Morast von Sirek hatten die Feinde ihm selber den nächsten Weg durch eine Brücke, die sie abzubrechen versäumten, gebahnt, vorsichtiger waren sie schon bei St. Thomas gewesen, wo sie die Morastbrücke zerstört hatten. Der Feldherr aber ließ in der Nacht zwei solcher Brücken, eine für die Reiterei, die andre fürs Fußvolk erbauen, und setzte hinüber. Von jenen 500 türkischen Reitern, die man bei Peczke im sichren Schlaf überraschte, waren zwar nur wenige dem Schwert entronnen, doch brachte einer von diesen ins Lager der Türken, bei Zenta, die Nachricht von der Niederlage der Seinen und von dem Anrücken des deutschen Heeres. Der Großwesir, dem er diesen Bericht erstattete, schlug ihm, statt des Botenlohnes, mit eignem Säbel den Kopf ab; damit das Heer nicht entmuthigt werde, oder weil er selber die Aussage des Spahis für die Aeußerung einer übertreibenden Furcht hielt, gab er dem Sultan einen falschen Bericht von einer kleinen Feindesschaar, die einen Angriff gewagt habe, alsbald aber zurückgeschlagen wurde. Aber ein Schwarm der streifenden Tartaren sprengte bald hernach ins Lager und verkündete, daß nicht nur ein kleiner Trupp, sondern ein ganzes Heer der Christen ihnen auf dem Fuße folge. Alsbald ließ der Großherr eine Brücke, das Meisterstück eines französischen Zimmermannes, dessen schon zugehauenes Material man auf Wägen führte, über den Fluß schlagen; nach wenig Stunden war sie vollendet.

Der Sultan, mit dem prunkvollsten, vornehmsten Theil seines Heereszuges eilte am Mittag voran. Als der Großwesir ihm den Steigbügel küssen wollte, rief er diesem drohend zu: er solle wohl darauf sehen, daß Alles, was zu seinem Heer gehöre, sicher über die Brücke käme, denn wenn auch nur ein einziger Wagen in die Hände der Feinde geriethe, dann wartete seiner der schmählichste Tod. Der Wesir kannte seinen Herrn; er wußte, daß ihm jetzt der Tod entweder von der Hand des Henkers oder von der des Feindes gewiß sey, denn nicht in einem, kaum in zwei Tagen konnte das gesammte Heeresgeräth über diese eine Brücke kommen, und das deutsche Heer war kaum noch einen halben Tagmarsch entfernt. Er zog den Tod des Kriegers dem des Verbrechers vor, ließ nur das was zum Pomp und zur Bequemlichkeit des Großherrn gehörte, sammt der Reiterei, und den Paschas mit ihren Truppen, nebst einem Theil der Geschütze, langsam über die Brücke ziehen, den Kern des Fußvolks sammt dem meisten und stärksten Waffengeräthe behielt er bei sich, um, wie er vorgab, im Nothfall damit das Lager des Großherrn gegen einen Ueberfall der Deutschen zu schützen. Selbst die Paschas, da diese schon über den Fluß hinüber waren, ließ er, ohne ihre Truppen, zu einem Kriegsrath wieder herüberberufen. Sie kamen, wegen des Andranges des hinüberziehenden Trosses, zu Fuße; er behielt sie, damit sie, die früher seinen besseren Rath verhindert, mit ihm siegen oder sterben möchten, mit Gewalt zurück. Indeß ließ er sorgfältig die Zeit zur Verschanzung seines Lagers benutzen; die Befehle des Sultans, daß er augenblicklich ihm mit dem Kern des Heeres über den Strom folgen sollte, hielt er zögernd vor den Paschas geheim, bis ohnehin durch einen Zufall, der einen Theil der Brücke zerstört hatte, der Uebergang vor der Hand unmöglich gemacht wurde.

Ein zweifacher Erddamm, hoch wie Festungsmauern, vertheidigt von 72 Kanonen, umgab das türkische Lager, das tapfre Fußvolk, das in ihm stund, war nahe dreimal so stark an Zahl als die Heeresabtheilung, mit welcher Prinz Eugen sich zum Angriff nahete. Aber jene waren ohne den Schutz ihrer besseren Reiterei zurückgeblieben, die Tartaren, die noch bei ihnen sich fanden, wichen bald vor den ungarischen und deutschen Reitern zurück. Der Prinz, mit freudigem Muthe will den Hauptschlag beginnen, da kommt ein Courier aus Wien mit Depeschen, deren Inhalt der Oberfeldherr, welcher die Absichten der Neider seines Ruhmes im kaiserlichen Kabinet wohl kannte, leicht errathen konnte. Er sagt dem Boten, in diesem Augenblick, wo er seinem Kaiser eine Schlacht gewinnen wolle, sey für ihn keine Zeit da solche Papiere zu lesen: er möge ins Lager gehen, dort sich ausruhen und erquicken.

Nur noch zwei Stunden waren bis zu Sonnenuntergang. Da ergossen die Kanonen der Deutschen von zwei Seiten her ihre Kugeln über die Brücke, auf den Schwarm der Türken, der vom diesseitigen Heere sich losriß, um sich hinüber zur andren Seite zu retten; die Unsrigen, als wollten sie zeigen, was muthige Soldaten, bekräftigt von dem freudigen Muth eines solchen Heerführers vermöchten, leisteten Ungewöhnliches; das türkische Lager, mit seinen hohen und festen Verschanzungen ward fast bei dem ersten Anlauf genommen und mit dem Schwert der Christen wüthete da drinnen zugleich das Schwert der Arnauten gegen ihre eignen Feldherrn, die sie an der Flucht über den Strom noch hindern wollten. Von der Hand dieser, seiner eignen Leute erschlagen fiel der Großwesir und mit ihm einige Paschas. Die Janitscharen, da sie, weil der Rückzug ihnen abgeschnitten war, die Christen aber, wie jene den Ihrigen gethan,

keinen Pardon gaben, nichts mehr vor sich sahen als den Tod, vertheidigten ihre Linien mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung, jedoch ohne alle Ordnung. So erlagen auch ihre vereinzelten Haufen dem Schwert und Geschoß der Deutschen und als die untergehende Sonne das Schlachtfeld beschien, da bedeckten dasselbe 22000 Leichname der Türken; zehntausend andre trieb die Theiß in ihren Fluthen hinweg, sechstausend waren gefangen. Mit dem Großwesir waren noch vier andre Wesire, dreizehn Beglerbegs und noch eine Menge der türkischen Offiziere von höchstem Rang unter den Todten; die Christen hatte kaum der zehnte Theil eines solchen Verlustes an Menschen getroffen; der entscheidende Kampf hatte nur zwei Stunden gedauert. Als der Prinz nach dem vollendeten Heldentagwerk in sein Zelt kam und nun das Schreiben des kaiserlichen Hofkriegsrathes eröffnete, las er in diesem, wie er es erwartet hatte, die Ordre, „daß er jedem Treffen sorglichst ausweichen solle.“ Wären diese Depeschen, deren Inhalt aus der Seele der kleinlichen Neider geflossen war, um einige Stunden früher gekommen, dann hätten sie einen der glänzendsten Siege, der jemals den Türken gegenüber errungen worden, verhindert und das Land, so wie seine Bewohner noch, wer weiß auf wie lange Zeit hin den Verheerungen eines barbarischen Feindes bloß gegeben.

Die eingetretene Nacht verhinderte den Feldherrn die Folgen seines großen Sieges in ihrem ganzen Umfange zu überblicken. Allerdings war die Infanterie des türkischen Heeres so gut als vernichtet, denn nur dreitausend Mann Fußvolkes waren mit dem Großsultan und seinem Prunklager über den Strom gezogen und zu diesen waren vor wie während der Schlacht einige geflüchtete Schaaren gekommen, aber immerhin hätte, wenn ein Held sie geführt,

das Heer, das jenseits der halbzerstörten Brücke stund, noch furchtbar genug werden können, denn dort war die ganze türkische Reiterei beisammen. Der Großsultan jedoch, der drüben über dem Wasser das Hinschlachten seines besten Kriegsvolkes hatte ansehen müssen, war im Dunkel der Nacht, aus Verzweiflung Bart und Haar sich raufend, mit dem ganzen Rest seines Heeres davon geflohen. Einen seiner Offiziere, der ihm gerathen das Lager doch nicht so leichten Kaufes den Feinden zur Beute zu lassen, da ja noch immer ein mächtiger, dem kleinen Heer der Christen gewachsener Theil seiner Kriegsschaaren ihm geblieben, hatte er als einen heimlichen Verbündeten der Feinde mit eigner Hand getödtet, dann war er, von Wenigen begleitet, vorausgeeilt nach Temeswar, wo er nur dem Pascha sich entdeckte, vor Andren, in unscheinbarer Kleidung verhüllt, sich verborgen hielt.

Als am 12ten September, dem Jahrestage der siegreichen Entsetzung von Wien, die Sonne aufgieng, da zeigte sich diesseits dem Strome, so wie selbst im Wasser desselben ein Feld der Leichen, jenseits des Flusses, das von jedem Schutz verlassene Lager des Sultans. Denn selbst Tökely, der seynwollende Ungarnkönig, der, weil bei dem Zustand der Brücke kein Ueberfall zu fürchten, nach der Flucht des Sultans noch im Lager geblieben war, hatte, nachdem er die werthvollsten, am leichtesten hinwegbringbaren Kleinodien, als Beute zu sich genommen, noch vor Tagesanbruch sich davon gemacht. Es wurde denn sogleich die Brücke wieder hergestellt, neben welcher die Haufen der Ertrunkenen und mehr denn tausend ins Wasser gestürzte Wägen ganze Inseln bildeten; der Prinz mit seinen Truppen zog hinüber und nahm von der Verlassenschaft des geflüchteten Großherrn ruhigen Besitz. Das Prunkzelt allein, das dieser bewohnt

hatte, wurde an Werth auf 40,000 Gulden geschätzt, in der Kriegskasse fanden sich drei Millionen Gulden; die Gesammtzahl der erbeuteten Kanonen betrug 230, der Wagen waren 9000, darunter der mit 8 Pferden bespannte des Sultans, der beladenen Kameele 6000, der Pferde 7000, der Ochsen mehr denn doppelt so viel, der Fahnen und Standarten ein halbes Tausend. Außer diesen waren alle Gezelte, Lebensmittel in ungeheurer Fülle und eine Masse der Kriegsmunitionen in die Hände der Deutschen gefallen, welche für mehrere Feldzüge hinreichen konnte. Der Prinz und sein Heer wurden dadurch aus einer großen Verlegenheit gerettet, denn der Hofkriegsrath hatte beide seit einiger Zeit ohne Geld und Sold gelassen, unter dem Vorwande: „daß Prinz Ludwig am Rheine zu viel koste", während man zu gleicher Zeit dem Prinzen Ludwig die hinreichende Unterstützung versagte, „weil Prinz Eugen in Ungarn zu viel brauche". Die Beute von Zenta deckte jetzt auch selbst für das nächste Jahr die Hauptbedürfnisse des Feldzuges. Dieser indeß blieb ohne glänzende Thaten; die Türken ließen sich in keine weitere Schlacht ein und im Januar 1699 machte der Friedensschluß zu Karlowitz diesem Kriege für einige Zeit ein Ende. Oesterreich und alle mit ihm verbündeten Mächte erhielten durch diesen Friedensvertrag einen bedeutenden Zuwachs an Ländern und Städten, welche freilich zum Theil schon früher ihr Eigenthum gewesen; Tökely sollte nicht mehr von den Türken unterstützt werden; er, mit seiner heldenmüthigen Gemahlin, der einst durch ihre Schönheit berühmten Helena Zriny, führte zuletzt in einer der Vorstädte von Konstantinopel das Geschäft eines Weinschenken, bis 1705, wo er (schon zwei Jahre früher seine Gemahlin) ferne von der theuren Heimath und von seinen Kindern, starb.

5) Eugens Zug über die Alpen.

Bewunderungswerther noch als der Sieg bei Zenta erschien allen damals lebenden Sachverständigen jener Zug des Oberfeldherrn über die tridentinischen Alpen, der ihm Catinats Heere gegenüber den Zutritt zu dem Schauplatz seiner neuen Kriegsthaten, zu Italien eröffnete. Oesterreich war wegen der spanischen Erbfolge von neuem in den Krieg mit Frankreich hineingezogen worden; die Franzosen, in Verbindung mit den spanischen Truppen, welche in Mailand standen, hatten sich in Italien festgesetzt und selbst den Herzog von Mantua genöthigt eine Besatzung aufzunehmen. Prinz Eugen, dessen Heer, von noch nicht 30,000 Mann aus lauter erlesenen, des Kriegsdienstes unter ihm und des Sieges gewohnten Truppen bestund, ward nach Italien gesendet, um dort den Kampf mit dem größesten, erfahrensten Feldherrn der damaligen französischen Heere, mit Catinat zu bestehen.

Die Kaiserlichen nahten sich der Gränze von Deutschtirol, Catinat hatte alle Pässe nach Italien sorgfältig besetzen lassen; am Hauptpasse, bei La Chiusa an der Etsch stund er selber mit 18000 Mann, in unangreifbar fester Stellung verschanzt; seine Streitkräfte waren dort, zwischen der Etsch und dem Gardasee verbreitet. Scherzend ließen die Franzosen den Deutschen sagen, wenn es ihr Wille sey, Italien zu sehen, möchten sie mit Flügeln sich versorgen und damit über die steilen Felsengehänge im Osten der Etsch sich schwingen. Dasselbe aber, was nur eine Aufgabe für leibliche Flügel und leichte Vögel zu seyn schien, leistete der überlegene Geist des großen Eugen mit einem ganzen Heere des Fußvolkes, der Reiter und des schweren Kriegsgeräthes. Die Aufmerksamkeit des kriegskundigen Gegners: des Catinat lenkte er dadurch ganz von seinem Beginnen ab,

daß er eben ſo ſchnell als geſchickt alle die Schritte unternahm, welche ein Meiſter in der Führung des Krieges würde für nöthig erachtet haben, um durch den Paß an der Etſch durchzubrechen. Er zog ſich, wie es ſchien mit ganzer Macht in die Nähe von Catinats Stellung hin, hatte mit ſcharfem Blick eine Höhe erſpäht und ihrer ſich bemächtigt, von welcher aus das franzöſiſche Heer nicht unkräftig vom Geſchütz beſtrichen werden konnte, und traf jetzt in einer wohlüberlegten, beſonnenen Weiſe alle Vorkehrungen zu einem gewaltſamen Durchbruch durch den ſtarkbeſetzten Paß. Während aber hier, an dieſem Punkte der andre Feldherr, der eines ſolchen großen Gegners nicht unwürdig war, alle Schritte des Prinzen mit geſpannteſter Wachſamkeit belauſchte, dachte er nicht daran, daß Eugen in dieſer Zeit einen Zug im Schachſpiel des Krieges im Sinne habe, der Jedem, der kein Eugen war, als unſinnige und völlig erfolgloſe Tollkühnheit erſcheinen konnte. Dort hinan über die Felſengebirge zwiſchen dem Gebiet von Trient und dem Vizentiniſchen, über welche damals nur der Gemſenjäger einzelne, lebensgefährliche Steige wußte, ließ er durch etliche Tauſende der treuergebnen Seinigen eine Straße von 9 Fuß Breite und mehreren Meilen in der Länge brechen. Offiziere wie Gemeine hatten an dem ſchwierigen Werke 6 Tage lang gearbeitet; Wegweiſer aus dem benachbarten venetianiſchen Gebiet hatten den Gang des Unternehmens geleitet; dieſes war vollendet; Graf Palfy mit 3 Regimentern Reitern und 6 Feldſtücken war ſchon voraus, hinab an die Etſch bei Legnano gezogen; allmälig ließ der Prinz ein Truppencorps nach dem andren auf dem neu gebahnten Paſſe hinziehen, einige von dieſen lenkten ſich oſtwärts nach dem oberen Laufe der Brenta, das Fußvolk, die Artillerie und Bagage, ebenfalls auf dem Gebirge nach zwei Richtungen

sich theilend, folgten nach, auf Wegen zum Theil, da man mit Händen und Füßen emporklimmen, das Geschütz und Gepäck herauf winden, die Wagen zerlegen und in einzelnen Stücken tragen, so wie auf der andren Seite an Seilen hinablassen mußte. Es war am 28ten Mai als das Heer des Prinzen, die eine Abtheilung da, die andre dort von den Felsen herabsteigend in dem schönen Thale Volisella bei Breonio sich versammelte und gegen die Ebene von Verona sich in Bewegung setzte. Catinat, der, weil die Franzosen um jene Zeit von dem italienischen Volke sehr gehaßt waren, keine Kunde von all diesen Bewegungen erhalten hatte, hätte gern die Nachricht, daß die Deutschen schon weit jenseits des Passes, auf geradem Weg nach Italien seyen, für ein wunderliches Mährchen gehalten, wenn nicht die Wahrheit derselben durch ihre unmittelbaren Folgen sich ihm aufgedrungen hätte. Denn vergeblich war es, daß er in Eil die Päße, welche über die sumpfigen Niederungen des veronesischen Gebietes führen, besetzte, Eugen, nachdem er durch scheinbare Bewegungen die Wachsamkeit der Gegner getäuscht, gewann bei Castelbaldo den Uebergang über die Etsch, schlug bei Palantone eine Brücke über den Po, bahnte sich im nächtlichen Dunkel und unter einem in Strömen herabfließenden Regen, mit 11000 Mann einen Weg, mitten durch Sümpfe sowie Gebüsch und mittelst schnell erbauter Brücken über die angeschwollenen Nebenflüsse des Po und nahm den Franzosen, nachdem er sie von Kastagnaro zurückgeschlagen noch bei schon anbrechender Nacht das durch seine Lage wichtige Carpi. Der dort commandirende General St. Fremond, mit ihm ein großer Theil der Offiziere und 1000 Soldaten des französischen Heeres waren gefallen; auf der deutschen Seite zählte man, weil der Ueberfall so plötzlich den nach dieser Seite sich für sicher haltenden Feind ge-

troffen, nur eine geringe Zahl von Todten und gegen 50 Verwundete, unter denen ſelbſt der Prinz war, den eine Kugel am Knie getroffen hatte. Catinat mußte jetzt ſich zurückziehen; das Land zwiſchen der Adda und der Etſch war im Beſitz des deutſchen Heeres.

Unzufrieden mit Catinat, den als Heerführer keine Schuld an all dieſen Ereigniſſen beizumeſſen war, übergab man in Paris die Oberfeldherrnſtelle über das Heer dem Herzog Villeroy, welcher zwar an Selbſtvertrauen hoch über Catinat, an Einſicht aber und Erfahrung tief unter demſelben ſtand. Villeroy brachte eine Verſtärkung von 20000 Mann guter Truppen mit ſich und zugleich traf der Herzog von Savoyen bei dem Heere ein, deſſen Stärke jetzt auf 60000 Mann angewachſen war, während Eugen in Allem nur über 28000 Mann zu gebieten hatte, von denen noch überdies zwei Regimenter zum Bewachen der Gebirgspäſſe verwendet waren. Mit dieſer kleinen Macht hatte ſich der Prinz in vortheilhafter Stellung vor und hinter den Mauern von Chiari im Brescianiſchen Gebiet aufgeſtellt und als Villeroy im übermüthigen Vertrauen auf die große Ueberlegenheit ſeiner Streitkräfte, gegen Catinats warnenden Rath am 1ten September den Angriff auf das deutſche Heer unternahm, da wurden die Franzoſen nicht nur mit großem Verluſt zurückgeworfen, ſondern zu einer eiligen, unordentlichen Flucht gezwungen. Zweitauſend ihrer beſten Soldaten waren in der Schlacht, gegen tauſend noch auf der Flucht erlegen, die Kaiſerlichen durch ihre wohlgeſicherte Stellung geſchützt zählten nur 36 Todte und 81 Verwundete. Eugen hatte dem Vetter, dem Herzog von Savoyen zum Geſchenk zwei ſchöne arabiſche Roſſe aus der Beute von Zenta geſendet, übrigens hatte der Herzog in ſo ehrenwerther Weiſe an dem Kampfe des franzöſiſchen Heeres Theil genommen,

daß sein Pferd unter ihm erschossen, sein Rock von Kugeln durchlöchert war.

Der Feldzug des Jahres nahete nun seinem Ende. Es kam zu keiner eigentlichen Schlacht mehr, Eugen folgte jedoch dem übermächtigen Feind in all seinen Bewegungen, und that ihm bei günstiger Gelegenheit vielfachen Abbruch. Als endlich die Franzosen durch Mangel genöthigt über den Oglio sich zurück in die Winterquartiere zogen, verschaffte auch er durch das Schwert seinen treuergebenen, tapferen, von Mangel an Lebensmitteln für Männer und Rosse wie von den angestrengten Märschen bei ungünstiger Witterung ermüdeten Soldaten ein gutes Unterkommen für die Zeit des Winters, indem er ungefragt und uneingeladen sich in den Städten und Dörfern des Herzogthums Mantua einquartirte, von welchem er, mit Ausnahme der Hauptstadt, alle wichtigeren Plätze in Besitz nahm. Im ganzen Verlauf dieses Feldzuges hatte zwar Frankreich über 20000 Mann verloren, aber dieser Abgang wurde bald durch neue Hülfsvölker in reichem Maße ersetzt, während man den Prinzen von Wien aus selbst an den nothdürftigsten Hülfsmitteln Mangel leiden ließ.

Villeroy, der französische Feldmarschall, war von seinem hochmüthigen Wahne noch nicht geheilt, er berechnete sein künftiges Waffenglück nach der Zahl seiner Soldaten, seiner Kanonen, nach der Stärke der Festungen die im Besitz der Franzosen waren, und nach dieser Rechnung konnte es ihm nicht fehlen: das kleine deutsche Heer, das von keiner Seite her Hülfe zu erwarten hatte, mußte ihm unterliegen. „Ich werde", so schrieb er an seinen Hof nach Paris, im Januar 1702, „auf dem bevorstehenden Carneval drei Prinzen" (er meinte den Eugen und seine beiden großen Ruhmes-

und Waffengenoſſen Commercy und Vaudemont) „tanzen laſſen.“ Ihm kam es jedoch anders, als ers gedacht.

Dem Prinzen lag es als eine Hauptaufgabe an, deren Gelingen ihm den Beſitz von Oberitalien geſichert hätte, daß er der beiden Städte Cremona und Mantua ſich bemächtige. In der erſteren Stadt lag Villeroy ſeit dem Anfang des Winters mit 8000 Mann, zu denen in der letzten Zeit noch ein andres Corps zur Verſtärkung gekommen war. Niemand in dieſer feſten Stadt, deren Pohrücke durch eine von außen faſt unüberwindliche Schanze gedeckt war, hielt einen Ueberfall von dem „kaum noch auf den Beinen ſich haltenden“ öſterreichiſchen Heer für möglich, Eugen glaubte nicht nur an dieſe Möglichkeit, ſondern machte ſie zur Wirklichkeit. Der Keller im Pfarrhaus von Maria Nova in Cremona, ſtieß an eine alte, von Keinem beachtete Waſſerleitung, welche, nur wenig Waſſer führend, ihren Ausgang ins Freie nahm. In der Nacht vor dem 1. Februar 1702 brach der Prinz mit 3000 Mann und zu gleicher Zeit Vaudemont mit einer eben ſo ſtarken Zahl gegen Cremona auf. Er ſelber, der Feldherr mit ſeinem treuen Commercy und Guido von Stahremberg kam ſchon des Morgens vor 3 Uhr nahe bei der Stadt in einem kleinen Landhauſe an, die Truppen ſeines Corps trafen wegen des ſchlechten Weges um mehrere Stunden ſpäter ein; Vaudemont und ſeine Krieger, welche der Stadt aus einer andren Richtung, vom Po her ſich nähern ſollten, waren noch in weiter Ferne. Zweihundert Mann mit 25 Grenadirern und eine Anzahl von Zimmerleuten und Schloſſern, geführt von Major Hoffmann, krochen zuerſt durch die Waſſerleitung in die Stadt hinein, ihnen folgten noch zwei andre Abtheilungen von gleicher Stärke unter den Grafen Kuffſtein und Nezari und als ſie beiſammen waren bemächtigte ſich, genau den

Weisungen folgend, die der Feldherr ertheilt hatte, Hoffmann des Margarethenthores, Nazari drang nach der Hauptwache vor, Ruffstein nahm nicht fern davon eine günstige Stellung ein.

Das Margarethenthor war durch die Zimmerleute und Schlosser geöffnet, General Mercy sprengte mit seinen Reitern eilig nach dem Pothore hin, um sich der Redoute zu bemächtigen, welche den Brückenkopf am Flusse vertheidigte. Als diesem Scherzer mit seinem Corps folgen wollte, fand er auf seinem Wege schon die bewaffneten Feinde, durch welche er sich durchschlagen mußte. Ein Koch des General Crenan, der schon am frühen Morgen Einkäufe besorgen wollte, hatte die eindringenden Deutschen bemerkt und seinen Herrn geweckt. Ueberdies wollte zum Glück für die Franzosen, an diesem Morgen ein Oberst Revue über sein Regiment halten, dessen Bataillone schon in der frühen Dämmerung sich geordnet und unter Waffen gestellt hatten. Als der Prinz jetzt auch mit seiner Reiterei in die Stadt kam, fand er den Kampf schon auf allen Seiten entzündet, doch gelang es ihm nicht nur mehrere wichtige Plätze zu nehmen, sondern mitten in dem Getümmel war auch der französische Feldmarschall Villeroy gefangen worden. Dem Hauptmann Macdonal, einem geborenen Irländer, der ihn gefangen nahm, bot der Feldmarschal 10,000 Louisdor, dazu die Generalsstelle bei einem Regiment an, wenn er ihn frei ließe, Macdonal aber sagte: „er habe so lange dem Kaiser treu gedient, wolle auch heute desgleichen thun", und überlieferte den Gefangenen dem Prinzen Eugen, der ihn mit Anstand behandelte und ihn nach Tirol abführen ließ, wo er später in dem Schlosse Ambras bei Inspruck, eben so wie einst Franz I von Frankreich in Gewahrsam gehalten wurde.

Wie ein Irländer auf österreichischer Seite seinem Heer

einen wichtigen Dienſt erzeigte, ſo thaten es auf der Seite der Franzoſen zwei irländiſche Regimenter, welche das Thor und die Brücke des Po vertheidigten und durch ihre Tapferkeit ſo wie Entſchloſſenheit Cremona für das franzöſiſche Heer erhielten. Ihren vorhin erwähnten Landsmann, den Macdonal, den der Prinz als Unterhändler zu ihnen geſendet, hatten ſie gefangen genommen; Baron Freiberg, der mit ſeinem Cuiraſſierregiment unter ſie eingehauen, wurde von ihnen umzingelt, ihm Pardon angeboten, und da er „heute kein Pardon, thut eure Pflicht“ rufend, noch immer kämpfte, niedergeſchoſſen. Vergeblich machte General Mercy einen verzweifelt tapfren Angriff auf die iriſchen Regimenter, dieſe, da ſie die geringe Zahl der Deutſchen ſahen, deren eine Hälfte noch unter Vaudemont außer der Stadt, die andre aber, in dieſer befindliche an ſehr verſchiednen Punkten des Kampfes verſtreut war, hielten feſt an ihrem Poſten, drängten die Angreifenden vom Thore hinweg, zogen ihre, jenſeits des Fluſſes am Brückenkopf ſtehenden Waffengefährten an ſich und ſetzten die Pobrücke in Flammen. Erſt jetzt hatte Vaudemont die ungeheueren Schwierigkeiten der ſchlechten Wege beſiegt, er kam bei der Brücke, deren Einnahme ſeine Aufgabe geweſen war, an, als dieſe unter den Flammen zuſammen ſtürzte; nirgends gab es Fahrzeuge, ihn und ſeine Soldaten überzuſetzen. Der Oberfeldherr hatte indeß verſucht, die Behörden der Stadt zu bewegen, daß ſie mit den Bürgern hülfreich auf ſeine Seite träten, dieſe aber erklärten ſich, bis zum Ausgang der Sache, für die Neutralität. Von Commercy begleitet ſtieg er am Nachmittag auf den Thurm der Kathedrale und überſchaute die Lage der Dinge. Zwar hatten die Seinen drei Thore und die meiſten Hauptplätze der Stadt im Beſitz, aber die Feinde beſaßen die Citadelle, die Redoute am Pothore und noch

einen bedeutenden Theil der Gassen; waren schon jetzt doppelt so stark an Zahl und konnten in jedem Augenblick neue Verstärkungen an sich ziehen, dabei hatten sie durch vorhergegangene Ruhe, sich erquickt und was sie zur leiblichen Sättigung und Labung bedurften, das stund ihnen zu Gebote. Dagegen hatten die Seinen während der Nacht auf furchtbar schlechten Wegen den anstrengendsten Marsch gemacht, waren alle, während dieses Tages sieben bis acht mal im heißen Gefecht gewesen, dazu ungegessen und bald auch ohne Pulver und Blei; Hunderte von ihnen waren bereits gefallen, darunter Feldmarschall Dietrichstein, der Graf von Leiningen, der tapfere Freiberg; Mercy, stark verwundet und Macdonal waren gefangen. Dies Alles mußte den Feldherrn für den Rückzug bestimmen. Während die Franzosen in der Citadelle und in der Redoute am Thore des Po sich ruhig hielten, zog Eugen in aller Stille und guter Ordnung mit seiner Beute und seinen Gefangenen, darunter 80 Offiziere, 400 Gemeine, mit 7 Standarten und vielen hundert frischen Pferden waren, zu demselben Thore hinaus, zu dem er hereingekommen.

An Villeroys Stelle hatte Frankreich einen ausgezeichneteren Feldherrn, den im Kriege wohlerfahrnen, nur zur Bequemlichkeit und Ruhe allzugeneigten Vendome, mit einem neuen, mächtigen Heere gesendet, während das Heer der Deutschen ohne alle Verstärkung, ohne alle Unterstützung seiner schnellen Auflösung und völligen Vernichtung unvermeidlich entgegen gegangen wäre, wenn nicht Eugens Geist die versinkenden Massen noch zusammen und aufrecht gehalten hätte. Wagte dieser doch noch hin und wieder selbst solche Streiche, welche den Feinden manchen empfindlichen Verlust zufügten, und wenn seine Macht größer gewesen wäre, ihnen eine gänzliche Niederlage gebracht hätten. Unter an-

dren wäre es faſt gelungen den Generalfeldmarſchall Vendome aus der Mitte ſeines Lagers bei Mantua als Gefangenen herauszuholen und ihn dem Villeroy als Gefährten nach Ambras beizugeſellen; die Stadt Mantua ſelber wurde unter den Augen der franzöſiſchen Armee noch fortwährend belagert und beunruhigt; einzelne kühne Freibeuter aus Eugens Heere machten glückliche Streifzüge in die von den Franzoſen beſetzten Landſtriche und ihre Städte, ſchrieben Contributionen aus und kehrten mit reicher Ausbeute zu den Ihren zurück.

Zu einer ſolchen Selbſthülfe aber ſahe ſich auch der große Held, der Europas Bewundrung erregte und die vornehmſte Stütze des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, in den damaligen Zeiten der Gefahr war, gezwungen, wenn er ſein Heer, das ihn wie einen Vater liebte, nicht hungern und darben laſſen wollte. Unſer natürliches Gefühl für den Werth menſchlicher Kraft und Würde macht uns, wenn wir von Kämpfen eines übermächtig Stärkeren mit einem edlen Schwächeren leſen, immer geneigt, dieſem unſre ganze, warme Theilnahme, zuzuwenden; wir freuen uns an jedem Siege, den der Schwächere durch tapfren Muth und durch Glück über den Stärkeren erringt. In einem ganz beſondren Maaße begegnet uns dies, wenn wir in der Geſchichte der damaligen Kriegsthaten den Helden Eugen in die glücklich-unglückliche Schlacht bei Luzzara begleiten. Dieſe kleine Feſtung war es, in welcher der Prinz den dürftigen Reſt ſeiner Magazine von Nahrungsmitteln für Männer und Roſſe und die Munitionen für die Geſchütze, ſowie den Vorrath der Waffengeräthe niedergelegt hatte. Denken wir uns ganz in die Lage unſres Helden. Das franzöſiſche Heer war, mit dem ſpaniſchen vereint, eine Macht von 80,000 Mann, verſorgt mit einer Ueber-

fülle all der Bedürfniſſe der lebenden Streitkräfte wie ihrer unbelebten Waffengeräthe; Eugen hatte in allem, eine öfters dem Mangel an Sold und Munitionen bloßgeſtellte Armee von 30,000 Mann, von denen 6000 in den noch in ſeinem Beſitz gebliebenen Feſtungen, nur 24,000 für Unternehmungen des Feldes ihm frei geblieben waren. Der junge König von Spanien, Philipp V war jetzt zum franzöſiſchen Heere gekommen. Den Sieg über ein ſo kleines Heer, auch wenn es von einem Helden wie Eugen geführt war, hielt dieſer für ſo ſicher und unzweifelhaft, daß er ſchon vor ſeiner Ankunft bei der franzöſiſch-ſpaniſchen Armee dem Vandome den gemeſſenen Befehl ertheilt hatte, jede entſcheidende Schlacht zu vermeiden, bis er ſelber als Führer dabei ſeyn werde. Er kam mit allem Prunk einer jugendlich königlichen Majeſtät zum Heere. Am 15. Auguſt (1702) in der Nacht brach er mit Vandome gegen Luzzara, dem bedeutendſten Proviantha[u]ſe der verarmten öſterreichiſchen Armee auf. Eugens Wachſamkeit hatte ſich nicht täuſchen laſſen, er hatte ſchon auf ihrem Zuge die einzelnen Abtheilungen des Feindes überraſcht und in großem Nachtheil gebracht, vor Luzzara jedoch fand er denſelben in einer Schlachtordnung aufgeſtellt, welche, im Bunde mit der Uebermacht des franzöſiſchen Heeres und unter der einſichtsvollen Führung eines Vandome, es mehr denn jemals fühlbar machte, daß der Sieg über einen ſolchen Gegner und ein ſolches Heer von andrer, höherer Bedeutung und unvergleichbar ſchwieriger ſey, als ein Sieg über die Osmanen. Auf dem großen Damm des Po hatte der franzöſiſche Feldherr eine furchtbare Batterie aufgeſtellt, welche, weil der Damm in der Mitte ſeiner Schlachtordnung lag, das Schlachtfeld nach allen Seiten beſtrich, die linke Seite ſeines Heeres war durch Erhöhungen und ein Gehölz gedeckt, deſſen zum Theil umge-

hauene Bäume den Angriff faſt unmöglich machten, die rechte durch Gräben. Ermüdet durch einen langen, ſehr beſchwerlichen Marſch kamen die Bataillone des deutſchen Heeres erſt nach vier Uhr am Nachmittag auf dem Schlachtfelde an, um 5 Uhr begannen die Feindſeligkeiten in gegenſeitigen Begrüßungen durch die Geſchütze, erſt um 6 Uhr die eigentliche Schlacht. Eugens Truppen, der ſchwächere Theil, war es, welche durch einen kühnen Angriff auf den beſſer geſichert ſtehenden Feind ſie begannen. Was Heldenmuth und Gegenwart des Geiſtes zu leiſten vermögen und wie beide ſelbſt noch im Sterben ſiegen, das zeigte ſich hier; Commercy, der nächſte Verwandte und Befreundete, nicht nur des Blutes, ſondern des Geiſtes und des Gemüthes unſres Helden, fiel, bald nach dem Beginne der Schlacht, in einem kräftigen, für den günſtigen Ausgang des Treffens entſcheidenden Angriff auf die Feinde. Eugen eilte herbei; „der Herr hat es gethan", ſagte er, mit Thränen, welche die erſten und wahrſcheinlich einzigen waren, die jemals ſeine Krieger ihn weinen ſahen; er gab Befehle über das Hinwegſchaffen des Leichnams und eilte dann in die Mitte des Treffens zurück. Dieſes mit furchtbar blutiger Anſtrengung und großem Verluſt auf beiden Seiten, dauerte bis tief in die Nacht. Die Franzoſen waren zurückgewichen, Eugen ſtund auf der Stätte ihres Lagers und blieb während der Nacht mit den Seinen in Schlachtordnung. Am andren Morgen ſahe man das franzöſiſche Heer, gleich einer gefahrvoll belagerten Macht, verſchanzt. Im Lager deſſelben ſtimmte man jedoch, zugleich mit den Deutſchen den Siegesgeſang des Te Deum an; ganz Europa aber erfuhr es bald und Vendome ſowie König Philipp wußten es auch, wer eigentlich bei Luzzara der Sieger geweſen ſey. Die Heere auf beiden Seiten hatten übrigens in dieſer Schlacht

ſo viel gelitten und verloren, daß keines von beiden einen entſcheidenden Angriff auf das andre unternahm; Eugen hatte, als er am 23. October bei Carbonara die Heerſchau hielt, mehr nicht als 19000 Mann, welchen die Ruhe und Erholung in den Winterquartieren zwiſchen dem Po und der Secchia nöthiger that denn jemals.

6) Der Krieg der Deutſchen gegen Deutſche.

Der Krieg mit Frankreich hatte indeß eine Wendung genommen, welche den Blick und alle Anſtrengungen der öſterreichiſchen Macht mehr noch gegen den Rhein als gegen Oberitalien lenkte. Der zum Helden geborne Max Emmanuel, Churfürſt von Bayern, war ſchon früher durch Verführungskünſte, welche die an allen deutſchen Höfen wirkſame franzöſiſche Parthei gegen ihn in Bewegung ſetzte, in Netze gerathen, zu deren Gewebe ſeine eigne Sinnlichkeit den Stoff gegeben; von Oeſterreich durch kaltes Benehmen und Undank zurückgeſtoßen, von Frankreich durch argliſtig freundliches Zuvorkommen angelockt, war er ein Verbündeter dieſer Feinde des deutſchen Vaterlandes geworden. Auf der andren Seite war ein Held im Kampfe gegen Frankreich, der Engländer Marlborough aufgeſtanden, der in den Niederlanden gegen den Fortgang der franzöſiſchen Waffen einen feſten Damm bildete, während zugleich das tapfre Gebirgsvolk der Tyroler den Einfall der Franzoſen und Bayern in ihre Thäler, von Martin Sterzinger, dem Landrichter von Landeck geführt, ſo kräftig zurückſchlug, daß nur ein Reſt des eingedrungenen Heeres nach Bayern und Schwaben zurückkehrte. Aber noch ein drittes glückliches Ereigniß für den weitern Gang der Kriege gegen Frankreich war es, daß der Kaiſer den Prinzen Eugen im Jahr 1703 zum Präſidenten ſeines Hofkriegsrathes ernannte. Hiermit

wurde erst den österreichischen Waffen ihre rechte, ungehemmte Wirksamkeit gegeben und es erschien als kein geringer Vortheil für diese, daß, wie Eugen sich selber ausdrückt, der Präsident des Oberhofkriegsrathes bei Nacht und im Winter für das sorgen konnte, was der Oberfeldherr und sein Heer am Tage und im Sommer brauchten, weil beide, der Präsident und der Feldherr nur eine Person waren.

Drohend erhob sich um diese Zeit von neuem ein Aufstand der Ungarn; das österreichische Kabinet selber hatte diese „tapfere und großherzige Nation", wie Prinz Eugen sie nannte, durch gewaltige Eingriffe in ihre heiligsten Rechte gekränkt und tief verletzt. Der große Feldherr wußte am besten, was die Ungarn, so oft und so lange sie Oesterreichs Verbündete gewesen, im Kriege gegen die Türken geleistet hatten; seine ungarischen Regimenter, wo es galt die ersten und die letzten auf der Wahlstatt, hatten ihm manchen seiner glänzendsten Siege gewinnen helfen. Er ehrte die gerechten Forderungen und Wünsche der edlen Nation, den gewaltthätigen Schritten jedoch, die sie zur Selbsthülfe in offnem Aufstand gegen ihre Regierung unternahmen, mußte er um der Ruhe von ganz Europa willen entgegen treten. Denn es war nur zu bekannt, daß Frankreich den offnen Ausbruch des innren Partheikrieges, an dessen Spitze der Sohn aus der ersten Ehe der vorhin (S. 68) erwähnten heldenmüthigen Helena Zrinyi, der Fürst Ragoczky stund, herbeigeführt und begünstigt hatte und von einer andren Seite her drohete die französische Heeresmacht in Oesterreich einzubrechen und dann, im Verein mit den unruhigen Ungarn, dasselbe ganz zu überwältigen. In Bayern und Schwaben so wie gegen den Rhein hin hatte seit dem Herbst 1703 der Glanz der Waffenthaten eine Wendung genommen, welche für Oesterreich und seine Verbündeten nicht ungün-

stiger seyn konnte. Alle die Vortheile, welche der große Feldherr Prinz Ludwig von Baden in den Donaugegenden mühsam errungen und behauptet hatte, giengen durch die Unfolgsamkeit und den Unverstand eines österreichischen Heerführers, des Grafen von Styrum-Limpurg verloren, welcher nicht durch irgend ein Verdienst, sondern nur durch seine Connexionen am kaiserlichen Hofe zu seiner verderblich einflußreichen Stelle gekommen war. Es geschahe dies gerade in dem Augenblick, da Prinz Ludwig eine Kriegsthat ausführen wollte, welche den Heeren der Feinde eine unvermeidliche Niederlage bereitet hätte. Dieser Feldherr hatte bereits der Stadt Augsburg sich bemächtigt und durch seine Stellung dem französisch-bayerischen Heer unter Villars und Max Emmanuel ihre wichtigsten Zufuhren abgeschnitten; Styrum, mit einem ansehnlichen Corps, stund an der Donau, zwischen Lauingen und Dillingen, und in der Nähe des letzteren Ortes, ein von der französisch-bayerischen Armee abgesondertes, 12000 Mann starkes, französisches Corps unter dem Marquis von Ussom. Styrum sollte jetzt auf Befehl des Prinzen Höchstädt besetzen; er selbst der Feldherr wollte plötzlich zwischen beide Abtheilungen des französisch-bayerischen Heeres, zwischen die von Ussom und Villars hineinbrechen, wodurch dann der Kern der feindlichen Armee, den Villars und Max Emmanuel führten, von den beiden Abtheilungen des österreichischen Heeres wäre eingeschlossen worden. Styrum, dessen Hochmuth von dem Oberfeldherrn sich für beleidigt hielt, zögerte mit der Ausführung des empfangenen Auftrages und die Feinde fanden jetzt Gelegenheit, denselben Streich gegen ihn auszuführen, welchen Ludwig ihnen zugedacht hatte, sie ließen den sorglosen Heerführer auf der einen Seite von Ussoms Corps überfallen, und obgleich dieser Angriff von den Oesterrei-

chern und ihren Verbündeten zurückgeschlagen wurde, warfen sie dennoch bald nachher mit ihrer Hauptmacht sich so kräftig auf Styrums Heer, daß dieses vollkommen geschlagen und zerstreut wurde. Den gänzlichen Untergang desselben hatte nur die Tapferkeit des damals 27jährigen Prinzen Leopold von Dessau (später der alte Dessauer genannt) verhütet, welcher den Rest der Truppen unter den Mauern von Nördlingen sammelte. Es war diese Schlacht, in welcher die österreichisch-verbündeten Truppen als schmählich Besiegte unterlagen, in der Nähe derselben Hügel von Höchstädt vorgefallen, wo im darauf folgenden Jahre Oesterreichs und Englands Fahnen einen so entscheidenden Sieg über die Franzosen und Bayern erfochten.

Styrums Niederlage hatte für das deutsche Reich und seinen Kaiser zunächst die traurigsten Folgen. Prinz Ludwigs Heer war geschwächt und ohne die nöthigen Mittel zur kräftigen Führung des Krieges; die Gegenden an der Donau bis zu Oesterreichs Gränze waren von den Bayern besetzt, Breisach und Landau von den Franzosen genommen; und nur die Mißhelligkeiten zwischen dem Churfürsten Max Emmanuel und dem räuberisch-gewaltthätigen, stolzen Marschall Villars, der allein in Bayern zwei Millionen zusammengeraubt und erpreßt hatte, hinderten es, daß die Heere nicht schon jetzt unaufhaltsam in Oesterreich und bis nach Wien vordrangen.

Hierzu, so schien es, konnte im Jahr 1704 es bald kommen. Gleich am Anfang dieses Jahres hatte der Churfürst den Oesterreichern Passau genommen; die bayerisch-französischen Geschwader machten ohne Aufhören Streifzüge in Oberösterreich und brandschatzten das Land; mit den Ungarn war schon ein gemeinsamer Angriff auf die Kaiserstadt in geheimer Verabredung. Da erkannte der Oberfeldherr

Eugen, daß vor allem in Deutſchland ein entſcheidender Schlag geſchehen müſſe, der die Kraft der franzöſiſchen Unternehmungen lähmen und hemmen könne Den alten Freund und Waffengefährten, den Churfürſten Max Emmanuel, gegen den er, wie viele ſeiner Aeußerungen bezeugen, noch fortwährend Liebe und herzliche Achtung fühlte, mußte er jetzt, nach dem Loos des Krieges, als Feind entgegentreten, aber dieſer Schritt, zur Rettung von Deutſchland, konnte nicht vermieden werden.

Die Streitkräfte, welche Frankreich um dieſe Zeit im ſüdlicheren Deutſchland zu ſeiner Verfügung hatte, waren nicht nur durch ihre Maſſe und Zahl, ſondern zugleich auch durch den ſowohl des Krieges als auch des Landes kundigen Feldherrn, der ſie führte, den Max Emmanuel ſo bedeutend, daß Oeſterreichs damalige Geſammtmacht, nicht ohne Furcht zu unterliegen, den Kampf mit dem bayeriſch-franzöſiſchen Heer aufnehmen durfte. Eugen mußte ſich jetzt auch nach einem mächtigen Bundesgenoſſen umſehen. Wer aber konnte beſſer zu einem ſolchen ſich eignen, als der große engliſche Kriegsheld Marlborough, der Sieger in ſchon mancher Schlacht, die in den Niederlanden mit Frankreich gekämpft worden war. Nur die beiden, an geiſtiger Kraft und allunternehmendem Muth ſich gleichen Feldherrn und ihre Herrſcher wußten um den Kriegsplan, der jetzt entworfen ward. Kunſt und Klugheit waren vonnöthen, um vor den Augen der all ſeine Schritte bewachenden Feinde die Abſicht der Bewegungen zu verbergen, die er, mit Eugen ſich zu vereinen, mit ſeinem Heere machte. Es ſchien als wolle er Villeroys Heer an der Moſel angreifen, dieſes ſetzte ſich in den beſtmöglichen Zuſtand der Vertheidigung. Plötzlich jedoch nahm Marlborough von Koblenz, wo er ſein Geſchütz und Gepäck auf dem Rheine nach Mainz eingeſchifft hatte, ſeine Rich-

tung nach dem Neckar und gieng bei Ladenburg über denſelben hinüber. Den Gränzen Frankreichs, dem Elſaß, der Feſtung Landau ſchien dieſe Bewegung zu gelten; die franzöſiſchen Heere eilten vom Niederrhein und aus Deutſchland herbei, um den Einbruch in ihr neu erworbenes Ländergebiet zu verhindern. Seine eignen hohen Offiziere wußten nicht, was ihr Feldherr mit dieſem Zuge wolle. Da rückte er unverſehens gerade gegen Weſten vor, ſandte auf beſtimmten Wegen ſeine Truppen voraus und traf in Mundelsheim bei Heilbronn mit Eugen und Ludwig von Baden zuſammen. Englands und Deutſchlands Helden, welche die damals lebende Welt öfters in ihren Thaten als Feldherrn und als Staatsmänner verglichen und einen ſo groß als den andren gefunden hatte, ſahen ſich hier von Angeſicht. Dem Selbſtgefühl des großen Engländers mochte es wohlthun, daß ihm der Mann, den er längſt bewundert, mit ſo wahrer, herzlicher Achtung entgegenkam, die in jedem Wort, das Eugen ſprach, ſich kund gab; er fühlte, gleich in den erſten Stunden des Zuſammenſeyns mit den beiden deutſchen Heerführern ſich nahe befreundet. Prinz Ludwig nannte den Herzog den Retter Deutſchlands, Marlborough antwortete: von Prinz Ludwig könne man lernen, wie man ein bedrängtes Land retten müſſe. Eugen rühmte die kriegeriſche Schönheit und die muthige Haltung des engliſchen Heeres; meine Soldaten, ſprach der Herzog, ſind durch Ihr Naheſeyn begeiſtert.

Dennoch wäre es faſt zu einer Mißſtimmung zwiſchen dem nicht immer wohlgelaunten Prinzen von Baden und dem Herzog gekommen, wenn nicht Eugen in beſcheidener Weiſe vermittelnd zwiſchen beide getreten wäre. Der Prinz, als Reichsgeneral, wollte hier, in dem ihm angewiesnen Gebiet das Obercommando behalten, der Herzog aber, der

nicht unter eines andren als seiner Königin Befehl zu stehen gewohnt war, verlangte für sich dasselbe. Da fügten beide sich dem Rathe Eugens, daß einen Tag um den andren einmal der Herzog, das andre Mal der Prinz die Würde des Oberfeldherrn bekleiden solle, beide aber zusammen sollten den Ruhm haben mit dem Hauptheer der bayerisch-französischen Armee unter Max Emmanuel und dem Grafen Marsin entgegenzutreten, während er selber mit der kleineren Abtheilung der Rheintruppen die Linien bei Stollhofen gegen Marschall Tallard vertheidigen wolle.

Bei Ulm vereinten sich am 22ten Juni (1704) das schöne, tapfere englische und das seinem äußren Ansehen nach ärmlichere, an Tapferkeit aber und an Kriegsmuth nicht geringere, deutsche Reichsheer. Der Churfürst und der französische Feldherr Marsin stunden in einem wohlbefestigten Lager zwischen Lauenburg und Dillingen, wo sie die Verstärkung durch Tallards ihnen zuziehendes Heer erwarten wollten. Der Weg, für Heere gangbar, durch Donauwörth, führt über die Höhen des Schellenbergs; dort hatte der Churfürst mächtige Verschanzungen errichtet, hinter denen, obgleich sie noch nicht ganz vollendet waren, Graf Arco mit 20 Bataillonen und 5 Escadronen der bayerischen und mit zwei Regimentern der französischen Truppen, gleich wie in einer festen Burg verwahrt stund. Prinz Ludwig widerrieth den Angriff auf diese Werke, weil deren Einnahme zu viel Kriegsvolk kosten werde, Marlborough, der über Heere zu verfügen gewohnt war, welche immer von neuem sich ergänzten, und welcher überdieß heute das Obercommando führte, bestimmte sich für den Angriff. Ermüdet von dem eiligen Tagmarsch, auf welchem sie dem kaiserlichen Heer einen Vorsprung abgewonnen hatten, kamen seine Truppen vor den Werken des Feindes an. Es war schon

über fünf Uhr des Abends; der Oberfeldherr, ohne auf die Ankunft des Prinzen von Baden zu warten, gebietet den Angriff. Mühsam klimmen, in vorwärts gebeugter Stellung, mit Reisigbündeln auf dem Rücken seine Engländer und Holländer über die Massen der losen Steine hinan, die den gähen Absturz des Berges, vor den Schanzen bedecken. Neben und hinter ihnen läßt die Besatzung von Donauwörth, an dessen Mauern die Schanzen auf der einen Seite sich anschließen, einen Kugelregen der Kanonen und Musketen auf die Anstürmenden fallen, von vornen empfängt sie das mörderische Feuer des Geschützes aus den Schanzen. Dennoch hatten jene endlich die Höhe erklettert und suchten hier sich zu stellen. Da stürzen mit gefälltem Bajonet die bayerischen Grenadiere auf die ermüdeten Haufen, welche, nachdem die meisten der Ihrigen, unter ihnen der holländische Feldzeugmeister Horn, der Herzog von Braunschweig Bevern und General Beinheim gefallen, wieder zurückgedrängt werden. Da kommt, gerade im entscheidenden Augenblick Prinz Ludwig von Baden mit seinen Oesterreichern, Franken und Schwaben bei der Stätte des Kampfes an. Er war durch einen Engpaß, den der Commandant von Donauwörth unbesetzt gelassen, ohne Hemmung bis an die rechte Seite der Schanzen vorgedrungen, ließ jetzt unter dem heftigsten Feuer des feindlichen Geschützes die Seinen anrücken, in den Graben springen, Granaten in die Schanzen werfen und diese kühn ersteigen. So waren die Oesterreicher, obgleich die Engländer auf dem Marsch ihnen vorausgekommen, dennoch vor diesen, die ersten in den feindlichen Verschanzungen und nach blutigem Kampfe gelang es jetzt auch dem englischen Feldherrn, der mit dem Degen in der Hand die Seinen führte, auf der linken Seite der Werke einzudringen. Bis gegen 8 Uhr hatte das Gefecht gedauert, das

von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit geführt wurde. Dem bayerisch-französischen Heere waren theils in den Schanzen, theils noch auf der Flucht durch die nachsetzenden kaiserlichen Husaren fünf Regimenter des Fußvolks, zwei der Reiterei so sehr zu Grunde gerichtet worden, daß manche Schwadron kaum noch 6 Mann zählte, überdieß verloren die Besiegten ihr ganzes Gepäck und Geschütz, ein reich gefülltes Magazin in Donauwörth, das Silberzeug des Grafen Arco, welches unter die Soldaten des englisch-deutschen Heeres vertheilt ward, und eine Menge Wagen und Gezelte. Die Sieger hatten bei dem Sturme mehrere tausend Mann verloren, auch Graf Styrum hatte hier den Ruhm, den er als Feldherr bei Höchstädt verloren, als tapfrer Soldat wieder gerettet und bei dem Erstürmen der Schanzen die Todeswunde empfangen. Prinz Ludwig, der selber am Fuße verwundet worden, rief als er die Haufen der Getödeten sahe, mit schmerzlicher Theilnahme: „so wollte ich fast lieber überwunden als Ueberwinder seyn.“

Der Churfürst hielt es jetzt für nöthig, die Stellung an der Donau aufzugeben und sich, um die wichtigsten Theile seines Landes zu decken, unter die Wälle von Augsburg zurück zu ziehen. Außer Donauwörth wurden Neuburg, Dillingen und Rain von den englisch-Deutschen Truppen besetzt und der Herzog von Marlborough, um den Churfürsten dazu zu zwingen, daß er die vortheilhaft erscheinenden Friedensbedingungen annähme, welche der Kaiser ihm machen ließ, verheerte in harter Weise das schöne Bayerland, ohne daß Prinz Ludwig von Baden, dem diese Verwüstung eines deutschen Landes tief zu Herzen gieng, es hindern konnte. Max Emmanuel hielt unbeweglich fest an seinem Bündniß mit Frankreich. Zwei französische Heere, das 30,000 Mann starke unter Marschall Tallard und hinter diesem das von Villeroy mit 28,000 Mann waren zu seiner

Verstärkung im Anmarsch, mit diesen in Verbindung hoffte er zu siegen und den Schaden seines Landes zu rächen.

Wirklich war Tallard durch das Kinzigthal über Villingen zur Donau vorgedrungen und hatte am 3. August vor Augsburg mit dem bayerischen Heer sich vereinigt. Zum Churfürsten sagte er beim ersten Empfang: „ich habe hier die Ehre, Ew. Durchlaucht die unüberwindlichsten Soldaten der Erde vorzustellen.“ Auf der andren Seite der Donau war diesem französischen Heere, nachdem er zwischen Rottweil und Dillingen einen Theil seiner Truppen gegen Villeroy aufgestellt hatte, Prinz Eugen gefolgt. Er hatte bei seinem Abmarsch so kluge Anstalten getroffen, daß Villeroy sich der Täuschung hingab, Eugen stehe noch mit seinem ganzen Heer ihm gegenüber und durch diesen Wahn im Gebirge sich zurückhalten ließ. An demselben Tage, an welchem Tallard Augsburg erreichte, war Eugen, so erfuhr man im bayerischen Lager, bei Münster an die Donau gekommen; da beschloß Max Emmanuel, der um diese Zeit, in voreiligem Vertrauen auf das Glück der Waffen alle friedliche Unterhandlungen mit dem Kaiser abgebrochen hatte, mit der ganzen Kraft seiner Heere sich in Bewegung zu setzen, um Marlboroughs Vereinigung mit Eugen zu hindern und durch einen übermächtigen Schlag diesen zu vernichten. Ein leichteres Mittel allerdings wäre ihm zu Gebote gestanden, Marlborough sowie Eugen und den Prinzen von Baden zu besiegen, dies war der Mangel an allen Mitteln des Unterhalts, welchen der englische Feldherr durch die Verheerung des Landes selber herbeigeführt hatte; denn kaum noch eine Woche hätte das englisch-deutsche Heer sich in der von ihm eingenommenen Stellung halten können, während sich das bayerisch-französische Heer vor Augsburg in wohlgeschützter, mit allem Nöthigen wohlversorgter Lage

befand. Die drei Feldherrn erkannten das Bedenkliche ihrer Stellung wohl, sie wollten alles aufbieten, um den Churfürsten aus seinem festgeschützten Lager bei Augsburg hinwegzuziehen, schon rückte Prinz Ludwig zu diesem Zweck scheinbar drohend gegen Ingolstadt vor; da kam der Churfürst von selber ihren Wünschen entgegen, er stellte sich zur offnen Schlacht ein. Freilich ahnete er nicht, daß die Vereinigung von Eugens und Marlboroughs Heeren, die er verhindern wollte und noch fern glaubte, schon geschehen sey. Auch die drei Heerführer wußten noch nichts davon, daß der Churfürst im Anrücken sey. Zu Neuburg an der Donau hatte Eugen noch gerathen, eine Hauptschlacht zu vermeiden, weil durch eine solche, wenn sie mißlänge, England zwar Nichts, der Kaiser aber eine Armee verliere, die so leicht nicht zu ersetzen sey; man solle sich auf die Belagerung von Ulm beschränken. Marlborough dagegen erklärte, daß er nicht nach Deutschland gekommen sey, um Mauern der Städte anzugreifen, sondern lebende Feinde; er erklärte sich für eine Schlacht und Prinz Ludwig stimmte ihm bei. Dieser Letztere indeß, wie wir bereits erwähnten, war gegen Ingolstadt vorgerückt und auch die beiden andren wußten nicht, daß die Schlacht, die sie beschlossen hatten, ihnen schon so nahe stehe.

Marlborough und Eugen hatten am 11. August bei Donauwörth ihre Heerhaufen vereinigt. Während das Kriegsvolk am 12. August von seinen Eilmärschen in der Nähe von Höchstädt ausruhete, bestiegen die beiden Feldherrn eine Anhöhe, um das Land zu erkundigen, da sahen sie die feindliche Armee schon gelagert in der Ebene von Blindheim. Der Verheerung des Landes, in welchem man auf weite Strecken hin keinen seiner Bewohner fand, mag es zum Theil zuzuschreiben seyn, daß weder die bayerisch-fran-

zösische, noch die englisch-deutsche Armee eine von den Bewegungen der andren genaue Kunde erhalten hatte. Eugen und Marlborough hatten den Churfürsten, von welchem sie übrigens wußten, daß er die Gegend von Augsburg verlassen habe, noch nicht in dieser Gegend erwartet; der Churfürst seinerseits wähnte, Marlborough sey noch fern von da und nur Eugen mit seinen Truppen in der Nähe. Für den nächsten Tag (Mittwoch den 13. August) ward ohne weitres Bedenken die Schlacht beschlossen, obgleich das bayerisch-französische Heer dem englisch-deutschen an Zahl der Trnppen, so wie durch seine vortheilhafte Stellung weit überlegen war. Als noch vor Sonnenaufgang der Marschall Tallard die Trommeln vernahm, welche in Eugens Lager den Generalmarsch schlugen, da fügte er der Depesche, die er dem Courier nach Paris mitgab, die Note bei: „Seit 2 Stunden schlagen die Feinde den Generalmarsch. Es scheint, sie werden heute noch, wie man sagt nach Nördlingen, sich zurückziehen."

Ein dicker Nebel hemmte nach Aufgang der Sonne die Aussicht. Unter seiner Decke hatten die Heerhaufen von Marlborough und Eugen zwischen Sumpf und Gebüsch hin ihre Schlachtreihen geordnet; Marlborough stund bereits, unbemerkt von den Feinden, ganz in der Nähe des Dorfes Blindheim, auf dessen ummauerten, hochgelegenen Kirchhof, so wie in einem kleinen benachbarten Schloß und hinter den Baumgärten und Hecken des Dorfes die Franzosen den Kern ihres Fußvolkes mit der Artillerie versammelt hatten. Marlborough rückte gegen den ersten Bach (den Haselbach) vor, der in der Ebene, über welche der Hügel des Dorfes sich erhebt, seinen Lauf nimmt; der Feldherr hatte schon hier Widerstand und kriegskundige Abwehr erwartet; diese aber fand er nicht, er konnte ungehemmt mit Fußvolk, Reitern

und Geſchütz hinüberſetzen und drüben ſeine Schlachtlinien ordnen. Tallard hatte dort, auf dem rechten Flügel der Armee, unabhängig von dem Churfürſten, ſeine Anordnung getroffen, und war unverſehens leiblich wie geiſtig in Nebel gerathen. Doch gegen 9 Uhr fieng der äußere Nebel an ſich zu lichten, die Geſchütze der bayeriſch-franzöſiſchen Armee fiengen jetzt auch an mit aller Kraft zu wirken. Noch ein zweiter, ſtärkerer Bach, der Nebelbach, der am Fuße des niedren Hügels vor Blindheim ſich hinzieht, mußte genommen werden; hier war der Widerſtand ſchon ungleich größer und kräftiger. Bis Mittag hatte das engliſch-deutſche Heer das Feuer des feindlichen Geſchützes aushalten müſſen, ehe endlich ihre Geſammtmaſſen zum entſcheidenden Angriff kommen konnten. Bald vorwärts rückend, bald wieder zurückgedrängt hatten Marlboroughs Kriegerſchaaren die Stellung des Feindes bei Blindheim, wo faſt ſein ganzes Fußvolk ſtund, einzunehmen verſucht, da warf der engliſche Feldherr mit der vollen Macht ſeiner Reiterei ſich auf die vereinzelt, in der Mitte zwiſchen den bayeriſchen und franzöſiſchen Schlachtordnungen ſtehende Cavallerie des Feindes; dieſe, nach vier muthigen Angriffen wird, da ſie vom Fußvolk nicht unterſtützt war, geworfen und jetzt, da keine feindliche Reiterei dies mehr verhindert, ſetzt auch das engliſche Fußvolk ungehemmt über die Sümpfe, durchbricht, von der eignen Cavallerie unterſtützt, die vortheilhaft aufgeſtellten Linien des franzöſiſchen Fußvolkes, unter denen nur 3 Bataillone ſo tapfern Widerſtand halten, daß ſie bis zum letzten Mann fechten und erliegen, während die andren in eiliger Flucht theils in die Donau ſich werfen, darinnen die meiſten ertrinken, theils aber gefangen werden. Unter den Gefangenen war ſelbſt der franzöſiſche Marſchall Tallard.

Marlborough auf ſeiner Seite hatte jetzt den Sieg er-

rungen. Er war, ſo erzählte er nachmals, mit ſtillem Gebet zur Schlacht angerückt; niemals habe er ſo viel gebetet als an dieſem Tage. Dem General eines ſeiner Reiterregimenter, welcher zweimal geſchlagen, zur Flucht ſich umkehrte, rief er zu: „mein Herr, ſie reiten irre, dort ſteht der Feind, wenden ſie das Geſicht nach ihm herum und der Tag iſt der Ihrige.“ Der Fliehende kehrte mit dem Feldherrn um und nahm mit dem Reſt ſeiner Reiter rühmlichen Antheil am Siege.

Ungleich ſchwerer als dem großen, engliſchen Heerführer, war der Kampf dem Prinzen Eugen geworden. Dieſer fand bei ſeinem Vordringen gegen den Feind in der Naturbeſchaffenheit der Gegend Hemmungen, welche ſein landeskundiger Gegner, der tapfre Churfürſt aufs Vortheilhafteſte zu benutzen wußte. Bis ans Knie war das Fußvolk des Prinzen in den Moraſt und Sumpf verſunken, den es auf langem Umwege, ſchon tief ermüdet überſchritten hatte, als es ohne Aufhören durch die unter ihrem heldenmüthigen Churfürſten gleich als Helden kämpfenden Bayern bald zur Rechten bald zur Linken in den Sumpf zurückgeworfen wurde. Außer ſeiner vortheilhaften Stellung war das bayeriſche Heer dem des Eugen auch der Zahl nach, durch 12 Bataillone des Fußvolkes und mehrere Schwadronen der Reiterei überlegen, am meiſten jedoch war es ſtark durch den perſönlichen Muth und die Kriegskunde ſeines Churfürſten, welcher heute als Feldherr und als Soldat zugleich kämpfte. Auch Prinz Eugen vereinte an dieſem Tage die Kräfte beider. Die Kugel, die ein feindlicher Dragoner nahe an ſeinem Haupte abfeuert, ſtreift ihn nur an der Wange, ohne ihn zu treffen, eine andre Kugel tödtet faſt in demſelben Augenblick ſein Pferd, er wirft ſich auf ein andres; unterſtützt wie auf jedem Schritt begleitet, von dem jungen Helden

aus Deſſau, dem nachmaligen alten Deſſauer, der heute, im Verein mit ſeinen preußiſchen Schaaren und mit dem Herzog von Würtemberg, Eugens Schutzengel war, dringt er von neuem in die Bayern ein. Der Deſſauer hat eine vom Feind genommene Fahne, mit eigner Hand wieder gewonnen, laut rufend hält er ſie dem Feind entgegen, faſt in demſelben Augenblick kommt die Nachricht von Tallards gänzlicher Niederlage und Gefangenſchaft zu gleicher Zeit in das bayeriſche und in das deutſch-verbündete Heer, verbreitet dort Schrecken, hier aber die Kräfte eines begeiſterten Muthes, welche, da jetzt auch die ſiegreichen Engländer dem Feind in die Flanke fallen, die Schlacht entſcheiden. Max Emmanuel als Muſter im Werk der Schlachten zeigte ſelbſt jetzt noch, auf ſeinem Rückzuge, daß er dieſes ſey. Seine Bayern hatten um ihn her als deutſche Männer gekämpft. Auf der Seite des franzöſiſchen Heeres hatte es, wie wir vorhin ſagten, auch nicht an heldenmüthigen Kämpfern gefehlt, und wo dieſes nicht ſo war, da lag die Schuld nicht an den Soldaten, ſondern an ihren Führern. Namentlich war dies ſo bei jenen ſechs und zwanzig Bataillonen und zwölf Schwadronen der Franzoſen, welche im Dorfe Blindheim ſtunden und die ohne Schwertſtreich zu Gefangenen ſich ergaben, weil der Generallieutenant Chlerembault, der das Commando über ſie führte, ſie verlaſſen hatte. Wie man ſagt, hatte dieſer Heerführer beim Anfang der Schlacht in Geſellſchaft ſeines Reitknechts, aus Furcht vor den feindlichen Kugeln eine Fuhrt durch die Donau geſucht und war ſammt ſeinem Pferd im Strom ertrunken. Unedler Weiſe benahm ſich Marlborough gegen die gefangenen und auf dem Schlachtfeld liegenden, verwundeten Feinde. Dem Marſchall Tallard ſagte er freundliche Worte über die „bekannte“ Trefflichkeit ſeines Charakters, als aber

der Marschall um auch gegen ihn höflich zu seyn, ihm sagte: „Eure Hoheit haben heute die tapfersten Truppen auf Erden besiegt," da erwiederte lächelnd der Engländer: „Ich hoffe, daß Euer Gnaden die ausnehmen werden, welche die Ehre gehabt haben die Ihrigen zu schlagen."

Uebrigens war allerdings von der Niederlage der Franzosen mehr dem Marschall selber als seinem Heere die Schuld beizumessen und Prinz Eugen, bei aller Anerkennung des hohen Verdienstes, das der englische Held um den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Höchstädt hatte, äußerte später, daß ohne die groben Fehler Tallards, und ohne die Heldenthaten des Prinzen von Dessau und seiner Preußen der Tag jener Schlacht vielleicht der unglücklichste seines Lebens und entscheidend für Deutschland, für die österreichische Monarchie ja für ganz Europa gewesen seyn würde. Denn was hätte, wenn sie verloren gegangen wäre, die französische Macht aufhalten können den Kaiser in seiner Residenz zu überfallen, und mit den ungarischen Mißvergnügten sich zu vereinen?

Von höchst bedeutendem Werthe, namentlich für ein Heer, das auf allen Seiten von Mangel bedroht war und bereits daran litt, war schon der nächste Gewinn dieses Sieges. Die fliehenden Feinde hatten 530 Wagen mit Proviant und Kriegsmunitionen gefüllt, 330 beladne Maulthiere und Rosse, 117 Kanonen, 24 Mörser, 2 Schiffsbrücken und 15 kupferne Schiffe, eine Masse von Kriegsmunitionen, 3600 Zelte, 129 Fahnen, 171 Standarten, die reiche Kriegskasse und die Kanzlei auf der Wahlstatt gelassen; gegen 20000 der Ihrigen lagen todt oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde, 15,200 Franzosen, darunter mit dem Marschall und seinem Sohne noch 818 andre Offiziere waren gefangen. Allerdings war der Sieg, namentlich über

die tapfern Bayern theuer genug erkauft, denn das englisch-deutsche Heer zählte mehr denn 11000 Todte und Verwundete, seine Krieger waren von der Anstrengung dieses Tages so ermüdet, daß sie bald von der Verfolgung der Feinde abstehen mußten, deren Rückzug ohnehin durch den Churfürsten von Bayern in meisterhafter Weise und mit bewundernswerther persönlicher Tapferkeit gedeckt ward.

Dieser, der Churfürst Max Emmanuel, war es auch allein, dessen Muth und Vertrauen selbst nach dieser großen Niederlage der Seinen noch ungebeugt blieb. Er rieth seinen französischen Bundesgenossen mit ihm in seinem, an Hülfsmitteln reichem Lande, wo die Bewaffnung eines ganzen, treuergebenen Volkes und eine bedeutende Anzahl fester Plätze ihnen zur Seite sey, Stand zu halten; jene aber wollten auf diesen Rath nicht achten. Der Rest der geschlagnen Truppen vereinte sich mit Villeroys Heere. „Ich habe", so sprach der Churfürst zu dem französischen Feldherrn, „Ihrem König mein Land aufgeopfert, jetzt komme ich um demselben mein übriges Leben zur Gabe zu bringen." Vergeblich hatte Prinz Eugen selbst nach der Schlacht von Höchstädt noch es versucht, seinen vormaligen Wohlthäter und Freund Max Emmanuel, gegen den er nie die alte Liebe und Achtung aufgab, zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu bewegen, denn kein Andrer erkannte so tief als Eugen, was Deutschland an diesem Feldherrn verlöre, und welches Unglück es sey, wenn mit Bayern einer der bedeutendsten Grundsteine der deutschen Reichsverfassung aus seiner Stellung herausgerissen werde. Des weisen Staatsmannes Vorstellungen und Warnungen wurden weder von der einen noch von der andren Parthei beachtet. Der Churfürst zog mit seinen Bundesgenossen über den Rhein, ganz Bayern und Schwaben wurden von den Siegern besetzt, Regensburg,

Augsburg und Ulm, später auch am Rheine hin Landau, Trier und Trarbach von ihnen genommen; Ludwigs XIV Pläne auf Deutschlands moralische Vernichtung und politische Auflösung waren an den felsigen Hügeln bei Höchstädt gescheitert.

Doch das was damals für Deutschlands Rettung, ja für das Beste von Europa als ein großes Glück erschien, das war zunächst für ein edles Volk und für sein Land ein großes Unglück. Nur mit Schmerz und bittrem Unmuth kann der Deutsche die Berichte von dem Elend und dem Jammer vernehmen, welche nach der österreichischen Besitznahme von Bayern die ihrem Fürsten treu ergebenen Bewohner dieses schönen Landes, seine deutschen Brüder trafen. Vergeblich widersetzte sich Eugen durch wohlmeinende Warnungen den Gewaltthaten, die sich die Machthaber in Wien gegen das eroberte Land erlaubten. „Das Volk der Bayern," so äußerte er sich*), „verdient namentlich wegen der außerordentlichen Anhänglichkeit an seine Fürsten, ganz besondre Achtung. — Man sollte durch alle civile und militärische Strenge jeder Art der Excesse der Unsrigen gegen den ruhigen Bürger und Landmann vorbeugen; die Contributionen müssen mit aller Gelinde und Mäßigung beigetrieben werden. — Wir erregen im Gemüth des Bayern schon durch unser Daseyn Unwillen, deshalb wird die größte Behutsamkeit bei unsren Handlungen erfordert. Dieß allein kann den Grund zur Wiederaussöhnung geben, denn lange wird unsre Herrschaft in Bayern doch nicht dauern."

Auch diese treumeinenden Vorstellungen des großen Feldherrn und Staatsmannes blieben in Wien unbeachtet; man brachte die Bayern aufs Aeußerste, und französische Emis-

*) M. v. Eugens pol. Schr. Nr. 116, S. 156—158.

säre unterließen es auch nicht, das Volk zu einem bewaffneten Aufstand gegen die Oesterreicher zu reizen. Eine wahrhaft bewundernswerthe, Alles aufopfernde Liebe zum Vaterland und seinem Fürstenhause hat damals in Bayern Helden erzeugt, deren Thaten wie deren Unterliegen unter der fremden feindlichen Uebermacht die wärmste Theilnahme erregen. Doch die Betrachtung dieser eben so betrübenden wie auf der andren Seite geistig erhebenden Ereignisse liegt außer den Gränzen der Lebensschicksale des Prinzen Eugen, mit deren Beschreibung wir hier uns beschäftigen.

7) Eugens weitre Feldzüge in Italien.

Während da, wo dieses freilich am meisten Noth that, in Deutschland der Krieg gegen Frankreich mit solcher Kraft und solchem Nachdruck geführt worden war, hatte sich in Oberitalien das Glück ganz von den Waffen der Verbündeten hinweggewendet. Der österreichische Heerführer Graf Stahremberg, den man von Wien aus ohne Hülfe und Verstärkung gelassen, hatte kaum noch ein Corps von 8000 Mann beisammen, während das französische Heer, geführt von Vendome und seinem Bruder 40000 zählte. Die meisten Festungen von Piemont waren deshalb schon in den Händen der Feinde; nur die Umgegend von Turin und die Hauptstadt selber wurde noch von dem Herzog von Savoyen behauptet; doch hatte selbst die kleine Festung Verua, ein Vorposten der Hauptstadt, nachdem ihre Belagerung dem Feinde gegen 18000 Mann gekostet, mit ihrem tapfren Commandanten, dem Baron von Friesen, am 9. April 1705 capituliren müssen; die Franzosen gewannen hierdurch nichts als etwa 1000 ausgehungerte Soldaten, 17 Kanonen und 5 Mörser so wie einen Steinhaufen, in welchen der kleine, durch Natur und Kunst wohlbefestigte Ort verwandelt worden war.

Es war höchste Zeit, daß Oesterreich dem Rest seiner Truppen und dem mit ihm wieder verbündeten Herzog von Savoyen zu Hülfe kam, wenn nicht vollends alle die mühsam erkämpften Vortheile verloren gehen sollten.

Prinz Eugen hatte durch Festigkeit und dringende Vorstellungen es endlich bei dem Hofe in Wien durchgesetzt, daß ein Heer von 28000 Mann ihn zu dem Feldzug nach Italien, den man ihm aufgetragen, begleiten solle. Marlborough war selber nach Berlin gereist und hatte den König von Preußen dazu vermocht, daß derselbe 8000 Mann seiner Soldaten, geführt von dem Prinzen von Dessau, in englischem Solde, für Italien bestimmte. Die Langsamkeit des Geschäftsganges im Cabinet zu Wien und der Tod des Kaisers Leopold, am 5. Mai 1705, hatte jedoch die Ausrüstung des Heeres und den Feldzug so sehr verspätet, daß Eugen erst im Juni mit dem größeren Theil seiner Truppen, von denen man schon auf dem Marsch einige tausend, zur Stillung der in Bayern ausgebrochnen Unruhen zurückbehalten hatte, in der Nähe des Kriegsschauplatzes ankam, wo der Prinz von Dessau, mit seinen Preußen bereits seiner wartete. Um in das mailändische Gebiet, wie die Absicht war, vorzudringen, mußte das deutsche Heer über zwei Flüsse, den Oglio und die Adda hinübersetzen. Den Uebergang über den Oglio verwehrte Vendomes Bruder mit seinem ansehnlichen, französischen Heere. Im gegenüber stund Eugen, der statt des zweideutigen, und nur mit vielem Blute erkaufbaren Waffenglückes, den leichteren Weg der List versuchte. Vierhundert seiner Zelte, welche dem Feinde zunächst ins Auge fielen, ließ er stehen; statt der eigentlichen, ächten Kanonen wurden hölzerne, künstlich angestrichene auf die Höhen gestellt, einige Tambours und Trompeter ließen wie gewöhnlich, vor Anbruch des Tages, hinter den Zelten sich vernehmen.

Während jedoch diese trommelten und bliesen, war der Feldherr mit seinem Heer schon fern von da; dieser war in der Nacht vom 22ten Juni durch das Thal von Osetto gezogen und hatte dadurch, daß er einen ganzen Tagmarsch voraus war, es möglich gemacht, daß er ungehemmt am 27ten bei Urago über den Oglio gehen konnte. Die Feinde entdeckten erst am Mittag die List.

Vendome hatte indeß aus Frankreich große Verstärkungen erhalten, so daß seine Streitmacht der deutschen weit überlegen war. Dennoch gieng Eugen am 13ten August den ungleichen Kampf bei Cassano ein, in welchem zwar der Verlust auch auf seiner Seite sehr bedeutend, jener der Franzosen aber mehr denn doppelt so groß war. In der Schlacht bei Cassano, nach welcher jedes der beiden streitenden Heere sich den Sieg zuschrieb, der indeß entschieden auf der Seite der Deutschen war, war der tapfere Herzog Alexander von Würtemberg tödtlich, und selbst der Oberfeldherr so schwer verwundet worden, daß sich bis Paris die Kunde verbreitete, Eugen sey gefallen. Dieser aber zeigte bald, daß er noch lebe, indem er auf diesem Feldzuge den Fortschritten der französischen Waffen nicht bloß Einhalt, sondern auch einigen Abbruch that. Doch kam es im Jahr 1705 nicht mehr zu einer entscheidenden Schlacht, und der Feldherr fand es nöthig, während des Winters nach Wien zu gehen, um dort, an dem Hauptsitz aller Hemmungen für entscheidende Schritte, die Angelegenheit des italienischen Krieges in wirksamerer Weise zu betreiben.

Eugen hatte am Kaiserhofe mächtigere Feinde als die waren, welche er in offner Feldschlacht bekämpfte. Eine Parthei, welche zum Theil mit Wissen, zum Theil ohne sich dessen bewußt zu seyn, Frankreichs Pläne zum Verderben Deutschlands, zunächst aber des österreichischen Kaiserhauses förderte und begünstigte,

hatte den Prinzen bei dem in der Würde des Herrscherthrones noch neuen Kaiser Joseph I als gefährlichen Ausländer, als einen zweiten hochstrebenden Wallenstein zu verdächtigen gesucht; jene Kraft der Wahrheit jedoch und Lauterkeit, von welcher Eugens Persönlichkeit, überall wo sie sich zeigte, bekleidet war, drang bei dem edlen Monarchen durch das Spinnengewebe der Verläumdungen hindurch; Marlboroughs Ankunft in Wien, eine bedeutende Summe, welche England zum Opfer brachte, gaben den Ausschlag; der Kaiser und sein Kabinet gewährten wenigstens das Nothdürftigste zur Fortsetzung des Krieges und auch die Stände des Reiches, im hohen Rathe zu Regensburg hatten sich zu einigen obwohl bedächtig langsamen Schritten, zu demselben Zwecke geneigt finden lassen. Ohne einen Feldherrn jedoch, dergleichen Eugen war, würden alle diese Gewährungen für die Fortsetzung des italienischen Krieges ohne günstigen Erfolg geblieben seyn, denn Frankreich hatte im J. 1706 die kräftigsten Anstalten getroffen, um den Krieg in Italien mit einem Schlage zu seinem Vortheil zu entscheiden. Und dieser Schlag, der einem durch beständig neuen Zuwachs verstärkten Heere nicht schwer fiel, war, wie es schien, bereits geschehen, als Eugen mit seinen Truppen noch auf dem Marsche war. Vendome hatte in der Nacht vom 18ten zum 19ten April das nur 12000 Mann starke Corps der Oesterreicher unter General Reventlau in seinen Quartieren bei Montecchiari und Calcinato, mit einer fast doppelt so großen Macht unversehens überfallen, dasselbe geschlagen und bis ins trientinische Gebiet zurückgeworfen, dann all der Stellungen des deutschen Heeres zwischen der Etsch und dem Po sich bemächtigt. Alle Pässe nach Italien wurden hierauf von den französischen Truppen besetzt; Vendome triumphirte, als habe er jetzt für immer die Kaiserlichen aus

Italien vertrieben. Eugen kam eben um dieſe Zeit nach Roveredo. Flüchtlinge, von Reventlaus geſchlagenem Corps erfüllten, ohne zu wiſſen wohin? die Heerſtraßen; ſie ſammelten ſich freudig um das Panier des großen Feldherrn, der ſie ſo oft zum Siege geführt hatte. Aber der Operationsplan, der ſchon in Wien entworfen war, um vor allem Turin zu entſetzen und für den Herzog von Savoyen es zu retten, war jetzt zerſtört; es erſchien ſelbſt für den kühnſten Geiſt ein zu gewagtes Unterfangen den 40 Meilen langen Weg dorthin, über vier ſchiffbare Ströme und eine Menge der kleineren Gebirgsflüſſe ſo wie der Kanäle, vorüber an den vom Feinde beſetzten feſten Plätzen in geraderer Richtung zu unternehmen. Ein franzöſiſches, 8000 Mann ſtarkes Corps, unter Medavid hielt die Engpäſſe, weſtlich vom Gardaſee beſetzt, 15000 Franzoſen ſtunden in befeſtigter Stellung zwiſchen dem Gardaſee und der Etſch; 12000 von Le Chiuſa bis nach Legnano, 6000, welche Fremont commandirte, bewachten den untren Lauf der Etſch. Solchen Geiſtern der Heldon jedoch, welche große Thaten für Völker und Zeiten zu thun beſtimmt ſind, geht, ſo ſcheint es, ein ſtarker Engel voran, der die Feinde mit Blindheit und Schrecken ſchlägt. Eugen dem ſtärkeren, durch ſeine natürlichen Stellungen mächtigeren Feinde zum Trotz, die geſchickteſten Wendungen einſchlagend und die Gegner öfters durch verſtellte Anläufe täuſchend, gieng am 9ten Juli unverſehens bei Ruota nuova über die Etſch, warf die in der Nähe ſtehende Abtheilung von Fremonts Corps weit, gegen den Po zurück, nahm, bei Biaggio noch einmal über den Fluß ſetzend, Finale und Biondena, vertrieb die am Panaro und am Kanal von Modena ſtehenden Feinde bis zum Fluſſe Parma. Indeß war, am Vendomes Stelle der Herzog von Orleans, ein, wie er auch bei dieſer Gelegenheit zeigte, wohl

befähigter Feldherr getreten; ihn begleitete der Marschall Marchin. Im Angesicht des an Streitkräften überlegnen Feindes hatte indeß Eugen Charpi, Reggio und Correggio genommen und durch ein zu ihm stoßendes Corps der Hessen so wie durch die 6000 Mann, welche bei St. Martin der Hessen gewartet hatten, verstärkt, auch durch die Einnahme von Goito den Weg über den Mincio sich gebahnt. Er hatte, durch diese Schritte, die Franzosen genöthigt sich hinter den Po zurückzuziehen. Die Deutschen drangen ihnen nach, unter Beschwerden, welche für die meisten von ihnen sehr schwer erträglicher Art waren. Denn eine ungewöhnliche Trockenheit und Hitze hatte das ganze Erdreich der Straßen und der verdorrten Felder in Staub verwandelt; bei jedem Athemzuge drang mehr Staub als Luft in die Lungen; die Bäche und Brunnen waren versiegt. Dennoch gelang dem Heere, welches der Geist eines solchen Führers beseelte, Etwas, das jedem Kenner der dortigen Verhältnisse unmöglich geschienen hätte; es überflügelte mit Eilmärschen die französische Wachsamkeit, setzte am 28ten August über den Tanaro, und vereinigte sich am 1ten Sept. mit dem Herzog von Savoyen. Als die kleinen, durch viele Niederlagen geschwächten Heereshaufen des Herzogs erfuhren, daß ihr großer Landsmann Eugen unter ihnen sey, da brachen sie in ein lautes, jubelndes Vivatrufen aus; es war jetzt ein neues Leben in ihre fast erstorbenen Massen gekommen.

Hätte der französische Hof den Feldherrnverstand des Herzogs von Orleans hinlänglich gewürdigt und demselben ungehemmten Spielraum zu seiner Wirksamkeit gegeben, dann würde den Deutschen schon der Uebergang über den Tanaro ungleich schwieriger, ja fast unmöglich gewesen seyn. Der Herzog erkannte sehr gut, daß von der Verhinderung dieses Ueber-

ganges aller günstige Erfolg für die französischen Unternehmungen, ja daß die Sicherheit ihrer Heere davon abhänge. Aber dem Hof zu Paris hatte es gefallen dem Marschall Marchin, fast noch mehr als dem Herzog, die oberste Leitung des Feldzuges anzuvertrauen; der eitle Marschall aber, der sich für ungleich klüger hielt als den an Jahren ihm nachstehenden Herzog, nahm von diesem keinen guten Rath an; überdieß hatte er eine königliche Weisung für sich, nach welcher eine Schlacht vermieden werden sollte. So zog sich denn die ganze französische Macht vor Turin hin, wo bereits Feuillade, welcher bisher die Belagerung der Stadt geleitet, mit 30000 Mann stund. Es hätte, zum Fall der hart bedrängten Hauptstadt eines solchen neuen Zuwachses der feindlichen Streitkräfte nicht bedurft. Mit gleichem Aufwand an Mitteln war nur selten eine Belagerung betrieben worden; die Magazine in Suza, Casale, Crescentino und Chivasso waren in Ueberfluß mit Allem für das Heer der Belagerer Nothwendigem gefüllt; seit dem Mai war die Stadt eingeschlossen, im Juni wurden die Laufgräben gegen die Citadelle eröffnet, darinnen General Daun seine verhältnißmäßig geringe Zahl von Kriegern befehligte. Der Herzog fand mit Recht die Belagerungswerke, welche Feuillade angelegt hatte, unvollkommen und mangelhaft. Noch einmal machte er den Vorschlag den Prinzen Eugen, mit aller Macht am Uebergang über den Doirafluß zu hindern; Marchin und Feuillade widersetzten sich. Ja selbst dann, als in der Nacht vom 6. zum 7. Sept. der Herzog die Nachricht erhielt, daß Prinz Eugen bereits das Schloß Pianezza angreife, um den Uebergang über die Doira zu erzwingen, konnte Marchin, den man aus dem Schlafe weckte, zu keinem raschen Entschluß gebracht werden; er hielt die Nachricht für ein falsches Gerücht, rieth dem Her-

zog sich wieder schlafen zu legen und niemals mehr eine Ordre zu geben. Desto größer war der Schrecken des französischen Marschalls, als er beim Anbruch des Tages erfuhr und mit eignen Augen sehen konnte, daß das kaiserliche Heer schon in der Nähe und in eiligem Anmarsche sey, denn dieses war schon einen Tag vorher über den Fluß gegangen. Allerdings gehörte jetzt die Heldenkühnheit eines Eugen dazu, mit einem Heere, das kaum 40000 Mann zählte, ein so viel stärkeres mitten in seinen Schanzen zu bestürmen. Dort wo diese Verschanzungen in ihren Seiten von der Doira und dem Schlosse Luzento gedeckt, durch ein furchtbares Feuer der Artillerie nach vorn und von der Seite her vertheidigt waren, rückte das preußische Fußvolk unter dem Prinzen von Dessau zuerst bis zu den Schanzen vor, ihnen nach drangen die würtembergische Brigade, die pfälzischen Truppen und die sächsischen unter dem Herzog von Gotha. Aber die Geschütze dieser tapfren Truppen trafen bloß die Brustwehr der Schanzen, während die feindlichen Geschütze durch ein sehr wirksames unausgesetztes Feuer die anrückenden Reihen zu Boden schmetterten. Da reitet Eugen schnell zu dem bedrängten Haufen hin, stellt sich mit dem Prinzen von Dessau an die Spitze der Preußen, welche mit lautem Beifallsrufen dem Feldherrn folgen. Ein Page von diesem und noch ein andrer seines Gefolges werden erschossen, sein Pferd stürzt von einer Kugel getroffen und reißt ihn mit zum Boden. Er aber, auf ein andres steigend, schwingt den Hut zum Zeichen, daß er noch wohlbehalten sey, reitet von neuem voran und mit ihm setzen die Preußen über den Graben, ersteigen die Schanzen und stellen sich fest.

An keinem andren Punkte des Angriffes war der Kampf so heftig, als da wo die pfälzischen Truppen, bei denen

der Herzog Victor Amadeus ſich befand, auf die Veteranen der franzöſiſchen Marineſoldaten unter dem tapfren Guerchois trafen. Dreimal hatten dieſe die muthigſten Ueberfälle zurückgeſchlagen, erſt das vierte mal, nachdem eine in der Nachbarſchaft ſtehende Brigade ſich geweigert, ihnen Verſtärkung zu geben, unterlagen ſie, fechtend bis zum letzten Mann. Auf allen Seiten waren die Kaiſerlichen jetzt in die Verſchanzungen eingedrungen, das ſchöne, mächtige Heer der Franzoſen, weil Marchin, vom Schrecken wie betäubt, alle Beſonnenheit ſelbſt zu den nöthigſten Anordnungen verloren, war geſchlagen und zerſtreut, 6000 Mann deſſelben gefangen, 2000 in der Schlacht getödtet. Selbſt Marchin war tödtlich verwundet in ein Haus gebracht worden, wo er bald nachher durch den Dampf eines entzündeten Pulverfaſſes erſtickte; der Herzog von Orleans folgte verwundet ſeinem flüchtigen Heere. Einen großen Theil der überaus reichen Beute überließ man den Soldaten, Bürgern und Landleuten; was zur Führung des Krieges und zur Unterhaltung des Heeres an Geſchütz und Waffengeräthe, Proviant und Munition gehörte, das gab man dem Herzog von Savoyen. Dieſer Sieg bei Turin, der dem deutſchen Heere nur 1500 Mann, freilich zum Theil ſeiner tapferſten Truppen gekoſtet, war für Frankreichs kriegeriſche Unternehmungen in Italien eben ſo entſcheidend, als der Sieg bei Höchſtädt für ſein Waffenglück in Deutſchland; Italien war jetzt für Ludwig XIV verloren.

In allen Ländern der Verbündeten, vor allem in England eben ſo ſehr als in Deutſchland, war der Sieg bei Turin und der Held Eugen das Geſpräch des Tages. Eine engliſche, dem Tode nahe Dame vermachte ihm, da ſie von jenem Siege hörte, 2000 Pf. St., ein ſterbender Gärtner ſein halbes Vermögen. Er ſelbſt aber der be-

ſcheidne Feldherr, in einem Brief an einen Freund erkennt es an, wie ſehr bei dieſem unbegreiflich glücklichen Ereigniß das Walten einer höheren Hand ſichtbar geweſen, ohne deren beſondere Lenkung des Ganzen es unmöglich war eine mit ſolchen ungewöhnlichen Vertheidigungsmitteln verſehene Macht zu bewältigen.

Der Einnahme von Turin folgte in kurzer Aufeinanderfolge die der andren feſten Plätze von Piemont; ſelbſt Mailand wurde von den öſterreichiſchen Truppen genommen und ſein Gebiet beſetzt. Der Reſt des franzöſiſchen Heeres, der nirgends mehr in Oberitalien einen feſten Stützpunkt fand, zog ſich, zum Theil in zerſtreuten Haufen, durch die Gebirgspäſſe von Piemont zurück und hatte durch die Angriffe des Gebirgsvolkes noch manchen bedeutenden Verluſt zu erleiden. 700 Millionen Franken hatte Ludwig XIV verwendet, um ſich den Beſitz von Italien zu erhalten, ganze Heere hatte er dort ſeiner Habſucht geopfert, die Früchte all dieſer Anſtrengungen waren jetzt durch einen einzigen Schlag vernichtet. Und nicht in Oberitalien allein, auch in Unteritalien nahm das franzöſiſche Waffenglück dieſe ungünſtige Wendung. Daun, der die Citadelle von Turin gegen Feuillade und Marchin muthig vertheidigt hatte, war nach der Entſetzung dieſer Stadt durch Eugen nach Neapel gezogen und hatte auch dort der franzöſiſchen Herrſchaft ein Ende gemacht. Dagegen mißlang ein andres Unternehmen der Verbündeten, wie dies Eugen vorausgeſagt hatte, weil es ein durchaus übel berechnetes war, vollkommen: dies war der Feldzug, den der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus nach Südfrankreich unternahm, um ſich durch die Eroberung von Toulon des nachbarlich an ſein Land gränzenden Küſtenſaumes zu verſichern.

8) Feldherrnthaten am Rhein und in den Niederlanden.

Während die Heere der Verbündeten in Italien mit so günstigem Erfolg gekämpft hatten, war es ihnen im Mittelpunkte des ganzen damaligen, großen Kriegsschauplatzes kaum möglich gewesen nur ihre Stellungen zu behaupten, vorwärts waren sie um keinen Schritt gekommen. Prinz Ludwig von Baden war Oberfeldherr des Reichsheeres, das am Rheine die Linien von Stollhofen gegen die französische Uebermacht vertheidigte; verlassen von jeder kräftigen Unterstützung, die das deutsche Reich und der Hof in Wien ihm hätten gewähren sollen, sahe der alte Held, der, wie Eugen von ihm sagt, in keiner Schlacht, die er unternommen, eigentlich besiegt worden war, zu jedem großartigen Unternehmen sich unbefähigt. Der Hemmungen, die in den letzten Jahren ihn von allen Seiten umgaben, wie des mühevollen Lebens satt, war der große Feldherr am 4ten Januar 1707 gestorben. „Eine künftige Zeit", so sprach Eugen, als er den Tod des väterlichen Freundes erfuhr, wird die hohen Verdienste dieses Mannes durch bessere Anerkennung lohnen als seine Zeitgenossen und zunächst die es thaten, für welche er die beste Zeit seines Lebens geopfert hat." Eugen, der damals seine eigne Wirksamkeit in Italien nicht aufgeben durfte, schlug für die erledigte Würde eines Generalissimus der Reichsarmee den tüchtigsten Ersatzmann: den tapfren General von Thüngen vor, der Reichstag jedoch fand es für besser, die Beförderungsordnung nach der Zahl der Dienstjahre innen zu halten: der altersschwache Markgraf von Bayreuth erhielt den Oberbefehl. Die Folgen dieser Beförderungsordnung waren leicht vorauszusehen; Villars erstürmte ohne sonderliche Mühe die Linien von Stollhofen, mit Schmerz ver-

ließen die alten Kampfgenossen des Prinzen Ludwig diese gute Stellung, die der verstorbene Heerführer sieben Jahre lang mit geringeren Kräften vertheidigt hatte; das letzte noch übrige Geschütz der Reichsarmee, bestehend aus 180 Kanonen, mit allen Kriegsvorräthen ging verloren, der französische Marschall überzog Schwaben und Bayern, bis in die Gegend von Höchstädt, brandschatzte das Land und wäre noch weiter vorgedrungen, wenn nicht gerade damals das Unternehmen der Verbündeten gegen Toulon ihn genöthigt hätte einen Theil seiner Truppen dorthin zu senden.

Außer Villars drohete um jene Zeit den kaiserlichen Erbstaaten wie dem deutschen Reiche ein andrer Feind: der kriegslustige, kühne König Karl XII von Schweden, der von Sachsen aus seine Waffen nach Schlesien und Böhmen wenden wollte. Nicht ein Heer, sondern ein einzelner Mann, durch seine überwiegende Persönlichkeit, that dem Vordringen des jugendlichen, königlichen Helden Einhalt; dieses war der große englische Feldherr Marlborough, welcher schnell nach Altranstädt bei Leipzig reiste, dort mit Karl XII zusammentraf und diesen bewegte, von seinen Unternehmungen auf Deutschland abzustehen: statt dessen einen andern Schauplatz der Thaten sich zu suchen.

Ludwig XIV hatte schon im J. 1708 den Versuch gemacht den Kronprätendenten Jacob III durch eine in Eile ausgerüstete Flotte auf den englischen Thron zu setzen. Der Versuch mißlang, er hatte nur von neuem die Erbitterung der englischen Nation gegen Frankreich aufgeregt und gesteigert. Hierdurch war jene feindliche Parthei am Hofe der Königin Anna, welche schon längst an Marlboroughs Fall arbeitete, in ihren Unternehmungen gehemmt worden, der große Feldherr hielt sich noch auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden gegen jene weit überlegne

französische Macht, die unter Vendome und dem Herzog von Burgund schon mehrere glückliche Unternehmungen ausgeführt, Gent, Brügge und Plassendael genommen und selbst Oudenarde, die letzte feste Stellung die den Verbündeten noch an der Schelde geblieben war, eingeschlossen hatte. Aber, wie einst zu der Schlacht bei Höchstädt Marlborough dem Eugen, so kam dieser, der jetzt die Reichsarmee führte, ihm plötzlich, durch verstellte Züge die Wachsamkeit des französischen Heeres täuschend zu Hülfe; am 7ten July 1708 traf er vor den Mauern von Asche in Marlboroughs Lager ein. Nur zwei Regimenter waren es, vor der Hand, welche der große Feldherr mit sich führte, langsamer rückte ihm, sein nicht sehr ansehnliches Reichsheer nach; mit Eugen jedoch, dem Liebling aller Soldaten, war ein Geist des freudigen Muthes über diese gekommen, der sie zu allen, auch den unmöglichst scheinenden Unternehmungen geneigt und geschickt machte. Vendomes übermächtiges Heer wurde durch Schuld der Trägheit seines Feldherrn und des Mißverständnisses zwischen Vendome und dem Herzog von Bordeaux bei Heurne am 11. Juli geschlagen, es zog sich in großer Unordnung nach Gent zurück; die Nachricht von diesem unerwarteten Siege traf gerade an Eugenius Namenstage: am 18. Juli in Wien ein.

Ungleich bewundernswerther als die Entsetzung von Oudenarde und die Schlacht in seiner Nähe erscheint die Einnahme des durch Vauban's Kunst in wie man meinte unüberwindlicher Weise befestigten Ryssel, das durch einen der besten, kriegskundigsten französischen Feldherrn Boufflers mit 13000 Mann besetzt und von Vendomes wie des Herzogs von Bourgogne mächtigem Heere beschützt war. Dem sonst so erfahrenen, aber für rasche Unternehmungen nicht geeigneten Vendome konnte man es nicht verdenken, daß er

ein ſolches, ihm unſinnig erſcheinendes Wagſtück ſeiner beiden Gegner für eine Thorheit hielt, welche man ſolchen Feldherrn wie Eugen und Marlborough nicht zutrauen könne. Und eben deshalb führten dieſe beiden ihren Plan um ſo ſicherer aus: unverſehens hatte Eugen am 12ten Auguſt Ryſſel eingeſchloſſen; Marlborough; der eine dem bedächtigen Vendome unangreifbar feſte Stellung eingenommen hatte, ſchützte mit ſeinem Heere die Belagerer. Am 22ten October ergab ſich die Stadt, am 9ten December auch die Citadelle, deren tapfrer Vertheidiger Boufflers nicht eher in die ehrenvollen Bedingungen der Uebergabe eingieng, bis nicht blos alle Lebensmittel aufgezehrt, ſondern auch alles Pulver und alle andere Munition verbraucht waren. Bald wurde von den Verbündeten auch Gent wieder genommen, aus Brügge und Plaſſendael zogen die franzöſiſchen Beſatzungen von ſelber ab.

Auf ſeinem Eilmarſche von der Moſel nach Marlboroughs Lager hatte Eugen in Brüſſel noch einmal ſeine ihm ſehr theure Mutter auf kurze Zeit geſehen. Während er bald nachher, bei der Belagerung von Ryſſel in der beſtändigen Lebensgefahr, die ihn da bedrohete, mit den Gedanken des Todes ſich vertrauter machte denn jemals, fühlte er am 14. October des Nachmittags eine ſo ſtarke Anwandlung von Schläfrigkeit, daß er, um für die Nacht deſto friſcher zu ſeyn, ſich dem Schlummer hingab. Da träumte ihm, er ſehe ſeine Mutter in den Laufgräben der belagerten Stadt todt liegen. Sie war wirklich in dieſer Stunde geſtorben. „Der Herr hat es gethan", rief er, als er die Botſchaft erhielt. „Vielleicht ſollte ihr nur der Schmerz erſpart werden meinen gewaltſamen Tod von den Kugeln der Feinde zu erleben." Und in der That ein ſolcher gewaltſamer Tod ſtund dem Helden vor Ryſſel etliche Monate lang in jeder

Stunde, bei Tag und bei Nacht ganz nahe, wenn er, wie ein gemeiner Soldat immer unter den Vordersten, immer da war, wo die Gefahr am größesten.

Nach einigen mehr scheinbaren als ernstlich gemeinten Friedensunterhandlungen, welche Frankreich im J. 1709 begonnen hatte, sendete dasselbe ein Heer von 110,000 Mann unter Villars nach den Niederlanden. „Ich gehe", sagte dieser Marschall in seiner Abschiedsaudienz bei dem Könige, um die Feinde Ew. Majestät so weit wegzujagen, daß sie niemals die Ufer der Schelde wieder sehen sollen." Mit großer Einsicht hatte der Marschall den Verbündeten auf allen Seiten ihren Zug erschwert. Eugen und Marlborough mit der ihnen eigenthümlichen Geschicklichkeit im ernsten Spiel des Krieges machten zuerst Miene zum Angriff des in wohlgeschirmter Lage stehenden Feindes, trafen die scheinbaren Vorbereitungen zu einer Schlacht. Zwar hatte Villars durch einen Trompeter ihnen sagen lassen: er sey bei seiner Armee, und wenn die Verschanzungen, darin diese stehe, sie vom Angriff abhalten sollten, sey er bereit dieselben zu schleifen, dennoch zog der vorsichtige Marschall in Erwartung der nahen Schlacht die Besatzungen aus mehreren festen Plätzen, zur Verstärkung an sich. Dies hatten die beiden Feldherrn des verbündeten Heeres nur gewollt; sie brachen plötzlich bei Nacht auf, nahmen Montagne und St. Amand und bald hernach auch die starke Festung Tournay oder Dornik: die letztere fast nur durch geschickte Anwendung von Minen.

Mehr als die Verstärkung durch viele Tausende von Soldaten und Hunderte von Kanonen, war für die französische Armee die Ankunft des ausgezeichneten Marschall Boufflers werth. Beide Marschälle hatten zuerst zwischen der Lys und der Schelde in unangreifbar fester Stellung sich gesetzt und als aus dieser Eugen durch einen Angriff

auf das für sie wichtige Mons sie hervorgelockt, waren sie bei Valanciennes über die Schelde gegangen, hatten von allen Seiten her Verstärkungen an sich gezogen und dann zwischen den Quellen der Haine und Sambre, bei Malplaquet ein Lager aufgeschlagen, das mit Allem, was die Natur und die höchste Kriegskunst dabei gethan, mehr einer Festung als einem Lager glich. Hätte man übrigens, Eugens Rathe folgend den Angriff schon am 9. Sept., gleich nach der Ankunft des verbündeten Heeres an Ort und Stelle unternommen, als die Verhaue und Verschanzungen des Feindes noch unvollendet waren, dann würde dennoch der Kampf kein so furchtbar schwerer gewesen seyn, als er in den darauffolgenden Tagen wurde. Aber das Heer der Verbündeten war um nahe 30,000 Mann schwächer als das französische, man wollte wenigstens noch 10,000 Mann als Verstärkung, die von Dornik kamen, abwarten; überdieß hielten die holländischen Commissäre eine Schlacht unter solchen Verhältnissen für ein Unterfangen, wobei die Armee ohne das Mindeste zu gewinnen, aufgeopfert werde. Eugen aber hielt fest an dem Vorhaben einer Schlacht, durch welche an einem Tage der ganze Feldzug geendet werden könne; er setzte seine ganze Feldherrnehre daran, daß er diese 130,000 Mann starke Armee trotz ihrer dreifachen Verschanzungen und 150 Kanonen, ihrer zu beiden Seiten durch Gehölze und mächtige Verhaue, wie durch Verzäunungen geschützten Stellung schlagen wolle. Dennoch gieng unter den Bedenklichkeiten und Verzögerungen, die man ihm entgegensetzte, auch noch der zehnte September hin. An diesem Tage hatten einige Offiziere aus dem Lager der Verbündeten den Verschanzungen des französischen Centrums sich genaht und ihren in einiger Entfernung stehenden General: Lord Cadogan, einen Vertrauten Marlboroughs gemeldet,

welcher mit einem der französischen Generäle zu sprechen wünsche. Albergotti kam herbei, mit ihm knüpfte Cadogan ein Gespräch an, welches Friedensunterhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich in Aussicht stellte; durch das ganze französische Heer lief das Gerücht: die Verbündeten machen Anträge zum Waffenstillstand und Frieden. Wie im Lager so sammlen sich um die Sprechenden auch außer demselben immer mehrere Offiziere, unter ihnen die geschicktesten, besten Ingenieurs aus Eugens Leuten, welche unvermerkt von den ganzen Verschanzungen und Batterien des Feindes eine genaue Zeichnung entwerfen. Am 11. hindert bis um 8 Uhr des Morgens ein dichter Nebel die Aussicht. Eugen und Marlborough hatten das Dunkel der Nacht wie die Hülle des Nebels aufs Beste zur Anlage ihrer Batterien und ihrer ganzen Schlachtordnung benutzt. Zweimal hundert und vierzig tausend Soldaten mit 300 Kanonen stunden hier zum Werk der Schlacht bereit und so nahe an einander, daß die französischen Kanonen schon vor Beginn des Treffens selbst neben den beiden Feldherrn der Verbündeten Viele zu Boden gestreckt hatten. Eine Generalsalve vom Heer der Verbündeten eröffnete um 8 Uhr die Schlacht und zerstreute den Nebel. Dort bei den Gehölzen von Sars und Tesniers mit ihren Schanzen und Verhauen begann der Kampf zuerst, war da am blutigsten und schwersten. Hier drang Eugen mit seinen Oesterreichern und deutschen Reichsvölkern, verbunden mit den englischen Garden, dreimal gegen den heldenmüthig fechtenden Feind an, war schon dreimal zurückgeworfen und kämpfend wie ein gemeiner Soldat wollte er sich zum vierten Mal einen Weg durch die Verhaue bahnen, da traf ihn eine Flintenkugel hinter das Ohr. Er steckte das Taschentuch unter den Hut und focht weiter; die Seinen als sie das herabströ-

mende Blut bemerkten, baten ihn dringend sich verbinden zu lassen, er aber antwortete: „werde ich heut geschlagen, dann verlohnt sichs nicht der Mühe mein Blut zu stillen; siege ich, dann ist dazu Zeit genug.“ Man hatte den Helden noch niemals so kämpfen, mit solcher Verachtung der Todesgefahr vordringen sehen als in diesen Augenblicken; die Brustwehr der Verschanzung ward erstiegen und diese Stellung dem Feind genommen.

Villars, welcher wohl wußte, daß der, welcher in den Gehölzen von Sars und Texier seinen linken Flügel angriff, mächtiger sey als ein halbes Kriegsheer, hatte dorthin die ganzen Streitkräfte seines Centrums, mit Ausnahme der französischen und der Schweizergarden gezogen. Unvermerkt hatte Marlborough, der jede Bewegung des Feindes mit einem Feldherrnauge bewachte, gegen jenes geschwächte Centrum eine überlegne Macht der Seinen vorgeschoben; jetzt im rechten Augenblicke drang er ein und warf die beiden Garden zurück. Doch war durch diesen glücklichen Streich die Schlacht noch nicht entschieden. Villars hatte von neuem die zerstreuten Haufen der Seinen gesammelt und in furchtbar drohender Stellung gegen Eugens geschwächtes und ermattetes Corps sie aufgestellt. Da wurde der Marschall am Knie schwer verwundet und aus der Schlacht hinweggeführt, sein Generallieutenant Chamerauld fiel, Albergotti hatte mehrere Schüsse erhalten; Eugens Reiterei durchbrach die feindliche Fronte, sein Geschütz warf ganze Reihen ihrer Soldaten darnieder. Es war höchste Zeit, daß der Held diesen Sieg errang; denn auf der andren Seite, dem rechten Flügel der Franzosen gegenüber, den der edle, tapfre Boufflers befehligte, hatte zwar der heldenmüthige Prinz von Oranien mit seiner holländischen Infanterie die Schanzen erstiegen, und Thaten gethan, welche denen eines Eugen

und Marlborough gleich kamen, aber er hatte hier 80 Bataillone, den Kern der ganzen französischen Armee und einen Boufflers sich gegenüberstehend; sein eignes Corps war nur 40 Bataillone stark, denn 20, aus Dornik gekommene, zu seinem Beistand befehligte, hatten eine andre Richtung genommen. Mehrmalen war in dem sechsstündigen Gefecht der jugendliche Held von der überlegnen Macht des Feindes zurückgeworfen worden, Tausende seiner Soldaten, fünf aus seiner nächsten Umgebung waren gefallen, zwei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen worden; jetzt zu Fuße, die Fahne in der Hand, führte er sein Volk von neuem in das Gedräng der Schlacht zurück, und in diesem Augenblick brach Eugen von der Seite her in Boufflers tapfre Kriegerschaaren ein. Der Marschall gab die Schlacht verloren, in meisterhafter Weise ordnete und deckte er den Rückzug, der vollkommene Sieg war für die Verbündeten entschieden, obgleich sie in der im Ganzen siebenstündigen Schlacht an Todten und Verwundeten fast noch mehr verloren hatten als die Besiegten. Gegen 40,000 Leichname aus beiden Heeren lagen auf dem Schlachtfelde, viele, aus Eugens Heere waren, wenn auch nicht an Wunden, doch an der alle Kräfte übersteigenden Anstrengung erlegen. Auf Eugen, den Sieger bei Malplaquet wurde eine Ehrenmünze geschlagen; er selber, in seiner Weise, schrieb den glücklichen Ausgang seinem Ruhmesgenossen Marlborough, vor Allem aber Dem zu, welcher einem Heere, das für eine gerechte Sache stritt und für jene wahre Ehre, die vor Gott und Nachwelt gilt, den Sieg über ein andres, mächtigeres, festgeschütztes verlieh, das nur von falschem Ehrgeiz beseelt für die unersättliche Herrschsucht seines „großen Königes" kämpfte.

Die französische Armee, obgleich sie in der Schlacht bei Malplaquet weniger Menschen verloren als die ihrer Gegner,

war dennoch durch ihre Niederlage so entmuthigt worden, hatte durch Mangel an Sold und Zufuhr der Lebensmittel so zu leiden, daß sie zu weiterer Unternehmung für diesen Feldzug unbefähigt war. Eugen belagerte und nahm die Festung Mons und auch noch im Jahr 1710 nahm er in Verbindung mit Marlborough, obgleich der mächtige Einfluß dieses großen Feldherrn am englischen Hofe schon sehr zu sinken anfieng, noch mehrere der wichtigsten Festungen; die alten, kriegserfahrenen Soldaten Frankreichs waren meist in den vielen Schlachten mit Eugen und Marlborough gefallen, in dem jüngeren Nachwuchs herrschte nicht mehr der freudige Muth der alten; hätte man den beiden großen Feldherrn nur für einen einzigen Feldzug jene Mittel zu Gebote gestellt, deren sie begehrten und bedurften, sie würden ungehemmt nach Paris vorgedrungen sein und seinem Könige Bedingungen eines gerechten Friedens dictirt haben. So aber waren die verbündeten Mächte durch Unentschlossenheit, gegenseitiges Mißtrauen und Scheu vor den vielen Geldopfern von selber in ihren Unternehmungen gehemmt und gelähmt.

Am 17. April 1711 starb Kaiser Joseph I; ein Freund Eugens und so weit er es nur erkannte, alles Rechten und Guten. Seiner Milde und weisen Nachgiebigkeit war es, als schönste That seines Lebens gelungen, die Unruhen in Ungarn zu stillen und diesem Lande den innerlichen Frieden wiederzugeben. Eugen hatte sich bei Mühlberg an die Spitze der Rheinarmee gestellt, und mit dieser die Wahl des neuen Kaisers, Karl VI gegen ein französisches Heer gedeckt. Indeß hatte Marlboroughs Fall in England sich entschieden. Eugen war selber nach London geeilt, von der einen, bisher herrschend gewesenen Parthei der Whigs, so wie von der großen Masse des Volkes mit den lautesten Begeigungen

der Bewundrung, auch bei Hofe mit allen Ehren eines königlichen Gastes empfangen; von der neu emporgekommenen Parthei der Tories, als Marlboroughs noch immer treuergebener Freund kalt behandelt, beschimpft, ja als Hochverräther, durch lächerlich erfundne Gerüchte, gebrandmarkt. Was er von nun an von dieser neuen Parthei zu erwarten habe, das zeigte ihm das verrätherische Benehmen des englischen Herzogs Ormond, der im Jahr 1712 in den Niederlanden an Marlboroughs Stelle getreten war; ein Benehmen, durch welches nicht nur der fast sichre Sieg über Villars Heer verloren gieng, sondern später (am 24. Juli) Eugens Heer bei Denain eine empfindliche Niederlage erlitt. Diese wurde für den sonst so siegreichen Feldherrn und sein ganzes damaliges Kriegsglück um so verderblicher, weil Villars bei dieser Gelegenheit dem holländisch-deutschen Heere seine wohlversorgten Magazine, im Dorfe Marchiennes genommen hatte. In Folge dieses Schlages mußte Eugen die schon nahe Eroberung von Landrecis aufgeben und die Festungen Quesnoi, Douai und Bouchain, welche bereits in seinem Besitz waren, wieder verlassen. Vergeblich hatte Eugen sich bemüht die noch übrigen, am Bündniß gegen Frankreich wenigstens scheinbar festhaltenden Mächte, durch sein Herumreisen an allen Höfen, während des Winters von 1712 auf 1713 zur gegenseitigen Treue zu bewegen, es kam schon am 11. April 1713 zu Utrecht ein Separatfrieden zwischen Frankreich und England, Savoyen, Portugal, Preußen und den Niederlanden zu Stande; schon am 14. März hatte der Kaiser von Oesterreich seine Erbrechte an den spanischen Thron aufgegeben. Oesterreich aufs Schlechteste von seinem deutschen Reiche unterstützt war jetzt allein auf dem Kampfplatz zurückgeblieben, mit tiefem Schmerze mußte Eugen, ohne mit seinen schwachen Streitkräften es

hindern zu können, es ansehen, wie durch Villars mächtiges Heer die deutschen Rheinprovinzen verheert und ausgesogen, einer der wichtigsten Plätze nach dem andren — namentlich Landau und Freiburg, genommen wurden. Endlich kam am 7. März 1714 der klägliche und dennoch erwünschte Frieden zu Rastatt, zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande. Die beiden Feldherrn, Villars und Eugen schlossen ihn ab und nach Vollendung des großen Werkes fielen sie, tiefgerührt sich in die Arme. Frankreichs Herrschsucht und Arglist allein hatte aus diesen langen, blutigen Kriegen Vortheile gezogen, die verbündeten Mächte fast alle hatten verloren, und blieben im Nachtheil bis auch für Frankreich die Stunde der Vergeltung kam. Doch hatte das deutsche Reich einen seiner ihm entrissenen Grundsteine, die Selbstständigkeit Bayerns wieder erlangt: das Volk dieses Landes, unter seinen einheimischen Fürsten friedlich wohnend, trat wieder neubelebt und kräftig in die Reihe der andern deutschen Völkerstämme ein.

9) Ein neuer Krieg mit den Türken.

Der alte, kriegerische Geist der Osmanen hatte sich im Jahr 1714 von neuem geregt, als die griechischen Bewohner des Peloponnes, unzufriedner mit dem Druck und der Unduldsamkeit der venezianischen Herrschaft als mit dem früheren, türkischen Joche in Einverständniß traten mit der Pforte, welche ein Heer in Morea einbrechen ließ, das in wenig Monaten das Land von der Herrschaft der übermüthigen Nobilis befreite. Aber der Besitz von Morea war der Republik Venedig im Carlowitzer Frieden zugesichert, und Oesterreich hatte in gewisser Hinsicht die Gewährleistung der Bedingungen dieses Friedens verbürgt; die Absicht der Pforte von neuem auch in Ungarn einzubrechen, verrieth

sich nur zu deutlich; ihr Uebermuth war durch das Glück der Waffen gegen Venedig so hoch gestiegen, daß sie laut es erklärte, sie werde diesmal nicht ruhen, bis sie Rom und Wien erobert habe. Zur Vertheidigung des von einer osmanischen Flotte bedroheten Corfu war der Graf von Schulenburg, ein Freund des Eugen und vorgeschlagen von diesem durch die Venezianer ernannt worden; gegen das 150000 Mann starke Heer der Türken, das der Großwesir Ali, nachdem der Krieg der Pforte gegen Oesterreich erklärt war, an der Donau heraufführte, war Eugen im Juni 1716 mit 64000 Mann, zum großen Theil kriegsgeübter Soldaten, zu Felde gezogen. Im Heere des Wesirs fanden sich mehrere französische Offiziere und einige jener Ungarn von fürstlichem Range, welche als vormalige Führer der Mißvergnügten nach Konstantinopel sich geflüchtet hatten.

Das Schlachtfeld war diesmal die Gegend von Peterwardein, denn diese Festung wieder zu nehmen, das war die nächste Absicht des Großwesirs. „Ich fühle es", hatte dieser gesagt, „daß ich noch ein bessrer Heerführer seyn werde, als Eugen es war." Am 2. August war das deutsche Heer über die Donau gegangen, hatte hinter denselben Verschanzungen sich gelagert, welche Prinz Eugen in dem Feldzug von 1697 hier aufwerfen lassen; am darauf folgenden Tage besetzte die türkische Uebermacht die Höhen von Peterwardein und bedrängte, namentlich am 4. August und in der darauf folgenden Nacht das Lager der Deutschen durch Bombenwerfen und durch das Feuer der Kanonen so hart, daß der Feldherr mit Ungeduld den nächsten Morgen erwartete, um durch das Wagstück einer entscheidenden Schlacht dieser Lage ein Ende zu machen. Der Großwesir hatte den Plan durch seine übermächtigen Streitkräfte die kleine Armee des Prinzen einzuschließen und sie zu vernichten.

INST. OXFORD TAYLOR

Und, wie Eugen dies äußerte, dem türkischen Feldherrn hätte dies mit seiner dreimal stärkeren Macht und in seiner günstigen Stellung gelingen können, wenn er, ohne sich aufzuhalten, gerade zu auf ihn eingedrungen wäre. So aber ließ ihm, was er jedesmal für ein Glück hielt, der auf seine Uebermacht trotzende Feind Zeit, mit schnellem Angriff ihm zuvorzukommen.

Am 6. August des Morgens um 7 Uhr, brach in bewundernswerther Schnelle der linke Flügel des deutschen Heeres, den Eugen selbst befehligte aus den Verschanzungen hervor; der tapfre Prinz Alexander von Würtemberg an der Spitze von 6 Bataillonen drang in die Reihen der hartnäckig kämpfenden Janitscharen ein, nahm eine ihrer, auf der Höhe stehenden Batterien, und als jetzt die ganze Macht des linken Flügels sich auf diesen Theil des feindlichen Heeres warf, fieng dieses bereits an hier zu unterliegen, während dagegen auf einer andren Seite des Lagers, wo der rechte Flügel der Deutschen, unter Max Stahremberg kämpfte, der nahe Sieg auf der Seite der Türken war. Eine Wand der Brustwehren der alten Schanze, die man nicht hinlänglich beachtet hatte, hemmte da die schnelle Entwicklung der Schlachtordnung und auf die einzeln aus den 8 engen Ausgängen heraustretenden Soldaten drangen die Janitscharen so wüthend ein, daß die Deutschen noch ehe ihre Reihen sich geordnet hatten, niedergehauen wurden, und daß der Feind bereits in die Verschanzungen eindrang, die Schiffbrücke bedrohend, welche die Verbindung zwischen beiden Donauufern unterhielt. General Palfy wurde eilig dem bedrängten rechten Flügel zu Hülfe gesendet. Dort an einem Punkte, wo der Kampf am entscheidendsten werden konnte für die Waffen der Feinde, hatte sich unter den Wolken von Staub ein unordentliches Gedränge der Türken

gebildet; ein zum Tode verwundeter Held, der tapfre Bonneval, lag da, noch immer fechtend am Boden, um ihn nur noch 10 lebende, aus mancher Wunde blutende Soldaten, seiner anfangs aus 200 Mann bestehenden Colonne. Dieser, wie Leonidas mit den Seinen hatte das Vordringen der Janitscharenhaufen, welche, die geringe Bedeutung dieses Gemetzels nicht ahnend, zu den andern Haufen sich sammelten, so lange aufgehalten, bis Palfy von allen Seiten auf den verworrenen Knäuel der Feinde einhauen ließ. Indeß hatte das deutsche Fußvolk sich wieder geordnet, die siegreichen Schaaren des linken Flügels vereint mit der Macht des Centrums und mit dem wieder ungehemmt vorandringenden rechten Flügel erstürmten und gewannen die Schlachtlinien des Feindes, der unter die Kanonen der Festung getrieben, unter mehrere Feuer zugleich gerieth und nach einer zum Theil verzweifelten Gegenwehr, in kurzem der allgemeinen Flucht sich hingab. Gegen 30000 Türken lagen todt auf der Wahlstatt, unter ihnen der Großwesir selber mit dem Janitscharenaga und dem Pascha von Temeswar. Die Kriegskasse der Feinde, mit 5 Millionen Gulden, ihre 175 Kanonen, ein Vorrath an Lebensmitteln, der die Sieger für den ganzen Verlauf dieses Feldzuges versorgte, waren in dieser fünfstündigen, entscheidenden Schlacht, freilich mit dem Verlust von 8000 wackern Soldaten des deutschen Heeres erkauft worden. Bei dem Zelt des Großwesirs fand man den eben abgeschlagnen Kopf des von ihnen gefangnen General Breuner auf einen Pfahl gespießt, den noch warmen, von Ketten umgebenen Leichnam daneben. Eugen sagte, daß er der Gnade Gottes allein den günstigen Ausgang dieser schweren Schlacht verdanke, deren Entscheidung für ihn nur wie an einem Haare gehangen. Mit seinem siegreichen Heere wendete er sich ge-

gen Temeswar, das er am 14. October einnahm. Auch Graf Schulenburg war gegen das türkiſche Heer und ſeine Flotte in Corfu ſiegreich geweſen und hatte Italien von dem drohenden feindlichen Ueberfall gerettet.

Ungleich gefahrvoller für unſern Helden als der eben beſchriebene, war der Feldzug des Jahres 1717. Eine Ahnung, als werde dieſes ſeine letzte Kriegsthat ſeyn, ergriff ihn; er machte vor dem Abgang aus Wien ſein Teſtament. Mit einem Heer von 70000 Mann gieng er am 15. Juni über die Donau, rückte am 19. vor Belgrad. Denn dieſe Feſtung wollte er nehmen, ehe der neue Großweſir und vormalige Paſcha von Belgrad Hadſchi Ali, ein im Kriege alt gewordner, beſonnener Feldherr mit ſeinem 200000 Mann ſtarken Heere zum Erſatz heranrückte. Aber der Weſir zögerte abſichtlich mit dieſem Entſatz, zu welchem er nöthigen Falles nahe bereit ſtund, damit das chriſtliche Heer durch Mangel und Seuchen, welche in dieſer Jahreszeit in den moraſtigen Ebenen der Savemündung gemein ſind, eben ſo ſehr als durch die Ausfälle und das Geſchütz der Belagerten geſchwächt werde. Als aber gegen Ende des Juli die untere Stadt (die ſogenannte Waſſerſtadt) durch die Bomben und Kanonen der Belagerer in einen Schutthaufen verwandelt war und dieſe nun ernſtlichere Vorbereitungen trafen, zu einem nahen Sturm auf die Feſtung ſelber, da zog ſich das ungeheure Heer des ortskundigen Großweſirs mit ſeinen unabſehbar weit ausgebreiteten Reiterſchwärmen wie eine Wolke heran, und ſchloß mit einem Halbzirkel von Verſchanzungen, welche von der Donau bis zur Save reichten, das Heer der Chriſten zwiſchen die ſumpfigen Niederungen ein, die zu beiden Seiten ſeines Lagers ſich hinzogen. Dieſe Stellung: vor ſich die Feſtung, hinter ſich die Batterien der feindlichen Armee, zu beiden Seiten

die Moräste, war nicht bloß dem beständigen Feuer der Geschütze aus der Festung und aus dem türkischen Lager, sondern, was sich noch ungleich verderblicher erwies, dem Einfluß der Sumpfluft ausgesetzt, welcher im deutschen Heer bösartige Fieber und eine ruhrartige Epidemie erzeugte, daran öfters in einem Tage gegen 100 Mann starben. Der Feldherr selber lag krank darnieder, während sein Zelt öfters von Kugeln durchbohrt, mehrere seiner Bedienten davon getödtet wurden. Schon bestrich das Feuer des feindlichen Geschützes den ganzen innren Raum des deutschen Lagers, die Türken hatten in der Nacht vom 14. bis 15. August Laufgräben bis auf Flintenschußweite an dasselbe hingeführt und Faschinen zusammengehäuft, der Großwesir erwartete nur noch ein neues Heer von 30,000 Mann, das unter dem Tartarchan zu seiner Verstärkung heranzog, dann sollte, das wußte man aus dem Munde eines gefangenen Janitscharenofficiers, das kaiserliche Lager an drei Stellen zugleich erstürmt werden. All diesen furchtbar drohenden feindlichen Kräften gegenüber stund ein zum Theil sieches, bis auf 60000 Mann zusammengeschmolzenes Heer, eine Reiterei, bei welcher kaum noch auf zwei Mann ein einziges lebendes Pferd kam, ein eben wieder vom Krankenlager sich erhebender Feldherr. Aber der Muth dieses Feldherrn war frisch geblieben und gesund. Es galt jetzt: siegen oder sterben, und mit ihm waren derselben Meinung seine Generäle und all seine Soldaten. Die Schaaren des Tartarenchan zeigten sich bereits auf den Anhöhen; was geschehen sollte, mußte schnell geschehen.

Der Feldherr, statt den Angriff der Feinde zu erwarten, beschloß, diese selber in ihrem verschanzten Lager, wie auf ihren Höhen anzugreifen. Er hatte in Allem 60,000 Mann; von diesen mußten 20,000 zurückbleiben, um einem

möglichen Ausfall der 30,000 starken Besatzung von Belgrad zu begegnen, ihm selber blieben mithin nur 40,000 Mann zu einem Angriff auf 200,000 wohlverschanzte Feinde. Mit dem Einbruch der Nacht traf Eugen alle Anordnungen zur Schlacht; er selber, wie Alexander vor der Schlacht bei Arbela, kein Auge schließend, besuchte alle einzelne Posten, sprach den Soldaten Muth zu, vertheilte mit eigner Hand Lebensmittel unter sie. „Mit Eugen, für Gott und Vaterland; Sieg oder Tod!“ rief ihm das kampflustige Kriegsvolk zu, wo er sich nur zeigte. Eine tiefe Stille, als ob Alles schliefe, herrschte hierauf im Lager. Eine Stunde nach Mitternacht, am 16. August, ließ der Feldherr das erste Treffen aus den Verschanzungen rücken. Die innere Aufregung seines Gemüthes verbergend, sagte er: „fürwahr, das wird ein schöner Spektakel werden.“ Der Mond leuchtete hell, während die Schaaren außen vor dem Lager zum Angriffe sich ordneten. Dann aber plötzlich umzog sich der Himmel, ein dichter Nebel verhüllte beide Lager und begünstigte das Anrücken des kleinen kaiserlichen Heeres; fast wäre es diesem gelungen, so wie der Feldherr es wollte, ohne einen Schuß zu thun vor das Lager zu rücken und dasselbe auf einmal zu überfallen, da hatte, durch den Nebel getäuscht, der rechte Flügel seine Richtung verfehlt und war abseits vom Lager auf eine Abtheilung von Türken gestoßen, welche nicht schlafend, wie die meisten ihrer Waffengefährten in dieser Nacht, mit Errichtung einer Schanze beschäftigt war. Hier zuerst wurde der Kampf durch das Abfeuern der Musketen und Kanonen laut; der linke Flügel des türkischen Heeres erhub sich zum fürchtbaren Widerstand, die Deutschen aber, entschlossen zu siegen oder zu sterben, drangen vor, verjagten den Feind aus den Laufgräben, so wie von den nachbarlichen Höhen, und nahmen die dort

aufgepflanzten Batterien. Indeß hatten die vorrückenden Soldaten des linken Flügels und des Centrums die Laufgräben mit den Leichnamen der meiſt ſchlafend gefundnen Türken erfüllt, ſie waren bis an die erſten Linien des feindlichen Lagers vorgedrungen, da bemerkte, bei dem Sinken des Nebels, der Großweſir, daß durch das weite Vorrücken des rechten Flügels der Deutſchen eine Lücke in der Mitte ihrer Heerhaufen entſtanden ſey, drang mit der überlegenen Macht ſeiner beſten Truppen in dieſe Lücke hinein und war nahe daran mit ſeinen Maſſen jenen rechten Flügel zu überwältigen, da warf ſich Eugen, an der Spitze ſeiner Adjutanten, ſeiner Schaar der Freiwilligen und einer kleinen Zahl von Cuiraſſiren auf die ſchon ſiegenden Feinde, hieb, wie ein tapfrer gemeiner Reiter, in dieſe ein, bahnte ſich einen Weg durch ihre Reihen, und ſeine Soldaten für das Leben ihres Feldherrn beſorgt, ſchlugen ſich zu ihm durch. Ein Säbelhieb hatte ihn verwundet, es war, wie er ſelber ſagt, die 13. Wunde, die er aus ſeinen Schlachten davon getragen. Noch war eine furchtbare Batterie der Feinde, in der Mitte ihrer Schlachtordnung, vertheidigt von 20,000 Janitſcharen und 4000 Spahis zu erſtürmen; die tapfren Bayern, geführt von de la Colonie, nehmen dieſelbe, die Geſchütze der Türken werden auf das eigne Lager derſelben gerichtet, den Vertheidigern von dieſem entſinkt der Muth, ſie laſſen Alles zurück und entfliehen. Bis 11 Uhr des Vormittags am 16. Auguſt ſahe man von der ganzen ungeheuren Armee der Feinde nur noch die Leichname ihrer 18000 Gefallenen und die entwaffneten Schaaren von 5000 Gefangenen auf der Wahlſtatt. Die Beſatzung von Belgrad ergab ſich noch an demſelben Tag auf die Bedingungen eines ehrenvollen Abzuges. Mit dem Lager und der Feſtung zugleich war auch eine türkiſche Flotille in die Hände

der Sieger gerathen. Außer der andren Beute wurden im Lager, in der Feſtung und auf den Schiffen zuſammen gegen 700 Geſchütze erobert. Der Uebergabe von Belgrad folgte alsbald die der andren Feſtungen von Semendria an bis Orſowa. Der Großweſir kam eilig fliehend, mit kaum 10,000 Mann in Niſſa an; nach allen Richtungen hatte ſich der Reſt ſeines großen Heeres zerſtreut.

Der Kaiſer hatte dem Prinzen Eugen, als dieſer vor der Abreiſe zum Heer ſich bei ihm beurlaubte, ein koſtbares Crucifix geſchenkt mit den Worten: „dieſer hier ſey ihr Generaliſſimus.“ Darauf hindeutend, ſprach der edle Feldherr von jener größeſten ſeiner Schlachten: „Mein Generaliſſimus hat den Sieg erfochten, ich ſelber habe nur ſein Commandowort vollführt.“ Der Sieg bei Belgrad war der äußerſte Höhenpunkt von Eugens Kriegsthaten und zugleich der ehrenvollſte Beſchluß ſeiner Feldzüge gegen die Türken. Sein kühner Plan, mit den ſiegreichen Waffen bis nach Konſtantinopel vorzudringen, ſollte nicht gelingen, denn während er im nächſten Jahre 1718 zu dieſem Feldzug ſich anſchickte, kam der Friede zu Paſſarowitz zu Stande, welchen Oeſterreich unter günſtigen Bedingungen mit der Pforte abſchloß.

10) Eugens letzte Tage.

Es war kein „friedliches Ausruhen auf ſeinen Lorberen“, das nach einer fünf und dreißigjährigen Anſtrengung im Felde der Schlachten den Sieger bei Belgrad erwartete, als er jetzt von dem großen Schauplatz ſeiner Thaten eintrat in den ſo vielfach beengten Geſchäftskreis, der in der Nähe des Kaiſerhofes ihm angewieſen wurde. Dort auf dem Felde der Schlachten konnte ſein mächtiger Geiſt, ſein kühner Muth ihm helfen; jedem ſeiner Winke gehorchte das

ihm bis zum Tode treu ergebene Heer; sein Wille war unbeschränkt; die Hemmungen die das Wiener Cabinet ihm, wie bei Zenta in den Weg legte, wußte er zu beseitigen, die Noth, in welcher man ihn und sein Heer öfters schmachten ließ, wußte er zur rechten Zeit zu lindern und mit jenem freudigen Muthe zu ertragen, der sich von dem Feldherrn ausgehend, jedem seiner Soldaten mittheilte. Hier aber, im Cabinet, und am Hofe Karls VI, war der freie Feldherr, bei all dem äußeren Ansehen, das seine Stellung als Präsident des Kriegsministeriums ihm gab, zum Diener eines fremden, durch allerhand Launen und feindselige Einflüsse mißgestimmten Willens geworden, der bei jedem seiner Schritte ihn beschränkte. Eugen hätte als Staatsmann eben so wirksam seyn können, denn als Feldherr; sein tief eindringender, klarer Blick durchschaute alle Verhältnisse der europäischen Cabinette; sein Rath wäre immer der beste gewesen, aber man hörte diesen nur selten und wenn man ihn auch zu hören schien, führte man denselben nur halb aus. Der große, in ganz Deutschland, ja in ganz Europa bewunderte und verehrte Held wurde nur in dem Hause Derer, denen er das meiste Gute gethan, ja denen er alle Kräfte seines Lebens zum Opfer gebracht, zurückgesetzt, verkleinert und verlästert. Dies geschahe ihm in Wien, wo seit dem Tode des edlen Kaisers Joseph I, der wie ein treu ergebener Freund und Bewunderer sich gegen ihn benahm, der Einfluß seiner alten Neider und Feinde mächtiger denn jemals geworden war. Dem Kaiser Karl VI wie seinen Höflingen mochte der alternde Held, dessen Hülfe man jetzt, in den Zeiten des Friedens, nicht mehr so wie früher bedurfte, öfters lästig seyn, wenn er, sie mochte dem Hof gefallen oder nicht, mit ungebeugter Redlichkeit, überall die Wahrheit sprach.

Dieses hatte er auch noch gethan, als der Kaiser, durch

andre Räthe verleitet, den Plan faßte, ſich in die Streitigkeiten Auguſts III und Stanislaus Lescinsky um den polniſchen Königsthron zu miſchen und deshalb einen neuen Krieg mit Frankreich zu beginnen. Eugen widerrieth mit treu meinendem Ernſte dem Kaiſer dieſen nutzloſen, koſtſpieligen Feldzug, als jedoch der Monarch darauf beſtand, da begab ſich, im J. 1733, der ſiebenzigjährige Feldherr noch einmal zu dem Heer an dem Rhein. Oeſterreich hatte nur 25,000 Mann dem wohlgerüſteten franzöſiſchen, 100,000 Mann ſtarken Heere entgegen zu ſtellen; zur Verſtärkung der kaiſerlichen Kriegsmacht zogen allerdings noch Hülfsvölker aus dem deutſchen Reiche heran, aber all dieſe vereinten Streitkräfte waren der feindlichen Macht gegenüber, zu keiner entſcheidenden Kriegsthat geeignet. Als bei ſeiner Ankunft in der Armee, manche der noch lebenden Kampfgenoſſen aus früheren Feldzügen, nach 16jähriger Trennung den alten Feldherrn wieder ſahen, da theilte ſich unter lautem Jubel die freudige Begeiſterung jener Alten dem ganzen Heere mit, deſſen größeſter Theil freilich aus Neulingen beſtund.

Aber unter dieſen Neulingen war einer, auf den ſich bald nachher der Kriegsruhm und der Heldengeiſt des großen Eugen in hohem Maaße forterbte, dieſes war der Kronprinz von Preußen, der nachmalige große Friedrich II, welcher mit 13,000 Mann ſeines tapfren Volkes, dem Kaiſer zu Hülfe zog. Obgleich bei dieſem Feldzug Eugen keine Siege erfechten, ſondern nur durch meiſterhafte Züge und Stellungen die Fortſchritte des franzöſiſchen Heeres hemmen und zum Theil vereiteln konnte, mußte man dennoch, wie Friedrich II ſagt, auch hierbei in ihm noch den meiſterhaften Feldherrn erkennen. So geſchahe es, daß in dieſem Feldzug der eine bewunderte Held des deutſchen Volkes zum

letzten Mal, der andre zum ersten Mal in seinem Leben den Kanonendonner der Schlachtfelder vernahm.

Der hochbetagte Feldherr wurde im Jahr 1735 vom Kriegsschauplatz hinweg, zurück nach Wien gerufen und an diesem Schritte des Hofes mochten allerdings die Neider und Feinde des großen Eugen, welche seinen von neuem steigenden Einfluß fürchteten, einen bedeutenden Antheil haben. Er aber trat gern vom Kampfplatz ab; er, welcher Europa den Frieden gegeben, sehnte sich jetzt selber, mehr denn jemals, „nach dem Frieden einer andren Welt". Die Geschichte seiner letzten Lebenstage ist eben so einfach als rührend. Er erschien nur selten und fast nur wenn er gerufen ward, bei Hofe, zog sich ganz zurück von den Vergnügungen der höheren gesellschaftlichen Kreise, war dagegen noch immer nach Kräften thätig in seinem Amte, heiter und mittheilend im kleinen Kreise der treuen, vertrauten Freunde. In seinen früheren Jahren, bei den Mühen der Feldzüge und den Arbeiten des Cabinets hatte Eugen nur wenige (öfters nur 3 Stunden) geschlafen, jetzt, in seinem hohen Alter überraschte ihn öfters, auch am Tage der Schlummer. In seinem Haushalt herrschte ein stiller Frieden und Ruhe, denn seine Bedienten, wie der Heiducke und Leibkutscher waren im Hause ihres guten Herrn alt geworden; sie stunden, gleich wie er, in den Jahren des Greisenalters oder diesem nahe, und selbst das Gespann der Isabellen, mit denen man den alten Helden täglich aus seiner Wohnung in der Himmelpfortgasse nach der Freiung zu der vieljährigen Freundin, der verwittweten Gräfin Bathiany hinfahren sahe, waren in seinem Stalle alt und hochbetagt geworden. So geschahe es zuweilen, daß die Rosse, welche auf diesem Wege keiner Leitung bedurften, bei ihrem Ziele ankamen; sie hielten, Niemand aber stieg aus; der

Kutscher wie der Bediente, der den Kutschenschlag öffnen sollte, und der Herr, der im Innern saß, waren in süßen Schlaf versunken. Wenn aber dann Eugen hineintrat in das Zimmer, zu den Freunden und Genossen seiner besseren Jahre, dann fand und verbreitete er selber Heiterkeit und fröhliche Stimmung. Die Seele der Unterhaltung in dem kleinen, traulichen Kreise war die Wirthin des Hauses, die geistreiche, hochsinnige Gräfin Bathiany selber, welche in ihren jüngeren Jahren unter dem Namen der schönen Eleonore ein Gegenstand der Bewundrung der sogenannt großen Welt gewesen war. Seit länger denn 20 Jahren hatte der Prinz die theilnehmende, unwandelbare Freundschaft dieser edlen, für alles Gute begeisterten Wittwe, und wenn er in Wien verweilte, ihren täglichen, geistvollen Umgang genossen; sie hatte oft bei Hofe ihn mit Wärme vertreten, oft mit ihrem Rath ihn geleitet. Zu ihr hin war auch sein letzter Ausgang gerichtet gewesen.

Am 20. April 1736 hatte der Prinz in seinem Hause noch eine geheime Conferenz gehalten, er schloß diese, auf einige noch unerledigte Geschäfte hindeutend, mit den Worten: diese auf einen andren Tag, wenn ich ihn noch erlebe. Am 21. April bewirthete er 12 Gäste aus der Stadt an seiner Tafel und fuhr dann am Abend, wie gewöhnlich zur alten Freundin hin. Er sprach hier wenig und die Gräfin, welche bemerkte, daß er schwerer athmete als sonst, bat ihn, er solle ein Arzneimittel nehmen; er verwies dies auf den nächsten Tag. Als er zurückkam auf sein Zimmer, betrachtete er lang und ernst das Portrait des Kaisers, legte sich dann zur Ruhe, mit dem Befehle, daß man ihn am andren Morgen erst um 9 Uhr wecken sollte. Der alte Bediente kam zur bestimmten Stunde; sein Herr, das Haupt in die Hand gelegt, scheint noch sanft zu schlafen; er ent-

fernt ſich leiſe. Nach einer Stunde kehrt er wieder, er tritt ans Bette hin; Eugen war auf immer entſchlafen. Um 3 Uhr des Morgens hatte der älteſte und vertraulichſte der Löwen, welche der Prinz in ſeinem Park hegte, ganz gegen ſeine Gewohnheit ein lang anhaltendes, lautes Gebrüll hören laſſen; Viele glaubten, daß gerade in jenem Augenblick der alte Feldherr verſchieden ſey.

In Eugen verehrten ſelbſt die Feinde den unübertreffbar großen Feldherrn; ſeine Soldaten liebten in ihm den treuen, ſorgſamen Vater; die unſchuldig Unterdrückten ihren Vertheidiger und Retter. Noch Andre, wenn ſie die wahrhafte Herzensdemuth des großen Mannes bemerkten, der nie das Verdienſt ſeiner Thaten ſich ſelber zuſchrieb, dem jedes Wort des ſchmeichelnden Lobes innig zuwider war, oder wenn ſie dieſen Mann im Tempel ſeines Gottes mit inbrünſtiger Andacht ſich beugen ſahen, wenn ſie vor jeder Schlacht Worte des Gebetes zu Gott, mit gen Himmel gerichtetem Blicke ihn ausſprechen hörten, liebten und verehrten in ihm den kindlich gläubigen Chriſten. In ſeinen Sitten und ſeiner Lebensweiſe war er einfach, mäßig und enthaltſam; aus ſeinem dunklen Adlerauge, wie aus jeder Miene des edelgeformten Angeſichtes und aus der ganzen Haltung des nicht ſehr großen, dabei aber kräftig gebauten Körpers ſprach ein Geiſt, der zur Herrſchaft andrer Geiſter geboren iſt, weil er nur das will, was des Menſchengeiſtes würdig iſt: Wahrheit, Recht und Licht.

Am nächſten mußte der Kaiſerſtaat es empfinden, was er an dieſem Feldherrn verloren. Schon drei Jahre nach Eugens Tode gieng alles das, was dieſer im letzten Türkenkriege gewonnen, in ſchmachvoller, elender Weiſe wieder für Oeſterreich verloren.

II.

Züge
aus dem Leben des Aucher Eloy.

Wir haben ſchon im erſten Bändchen dieſer biographiſchen Schilderungen, in der Geſchichte des Tavernier bei verſchiedenen Gelegenheiten des Mannes erwähnt, von deſſen Lebensſchickſalen wir hier einen kurzen Abriß geben wollen. Obgleich Aucher Eloys Name in der Geſchichte der Völker und der Wiſſenſchaften nicht mit ſolchem Ruhm umſtrahlet daſtehet wie die Namen eines Drake, eines Keppler, eines Columbus und Prinz Eugen, ſo verdient dennoch auch er, neben Jenen, eine rühmende Erwähnung, denn er war nach ſeinem Maaße ein heldenmüthiger Kämpfer, wie ſie, nicht zwar auf dem Felde der Schlachten oder auf ſtürmiſchen Meeren, wohl aber auf dem Felde des wiſſenſchaftlichen Erkennens. Ein Kämpfer, der keine Mühen, keine Entbehrungen, keine Gefahren des Lebens ſcheute, um ein neues Stück Feldes für das Reich ſeiner geliebten Wiſſenſchaft zu gewinnen, und welcher, wenn auch nicht an glücklichem Erfolg, doch an treuer Ausdauer auf dem Wege des Forſchens einem Keppler, an kühner Verachtung der Gefahren einem Franz Drake nicht unähnlich war.

Peter Martin-Remi Aucher war am 2. October 1793 zu Blois geboren, wo ſein Vater als Weinhändler lebte. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt er in der

Schule seiner Vaterstadt, wendete sich dann zum Studium der Pharmazie, welchem er zuerst in Orleans, dann seit 1812 in Paris oblag. Unter Jussieus und Desfontaines Leitung gab er sich mit ganz besondrer Neigung und feurigem Eifer der Pflanzenkunde hin, und legte schon im Jahr 1813, im Dienste der Hospitäler der in Spanien stehenden Armee, den ersten Grund zu seiner schätzbaren Sammlung von getrockneten Pflanzen. Seitdem er im Jahr 1817 durch seine Vermählung mit einer Tochter des, nur durch geistige Bildung reichen Hauses Eloy, dessen Namen er nach der Sitte des Landes dem seinigen anfügte, die Sorgen eines Familienvaters übernommen hatte, trat er als Theilhaber zuerst in das Geschäft einer Buchhandlung ein, womit er seit 1826 den Besitz einer Buchdruckerei in Paris verband. Er benutzte diese eigene Presse zur Veröffentlichung mehrerer Werke seiner Feder, darinnen er sich als gründlicher Kenner der Natur- und Länderkunde und als Freund der Literatur des klassischen Alterthums kund giebt.

Diesen Kreis der ihm äußerlich sehr vortheilhaften und einträglichen Beschäftigungen verließ Aucher Eloy, als sich ihm in St. Petersburg Aussichten eröffneten zur Befriedigung seiner Lieblingsneigung. Man hatte ihm Hoffnung gemacht zur Unterstützung auf Reisen in ferne Länder, wobei im Gebiet der Pflanzenkunde große, neue Entdeckungen zu machen waren. Obgleich diese Hoffnung unerfüllt blieb, bot ihm dennoch sein Aufenthalt in der russischen Hauptstadt eine andre, unerwartete Gelegenheit zur Ausführung seiner Reisepläne dar. Der Großsultan Machmud gieng gerade damals mit dem Gedanken um, die Herausgabe einer türkisch-französischen Zeitung in seiner Hauptstadt zu begründen; sein Gesandter am Petersburger Hofe, Halil Pascha, erkannte bald in Aucher Eloy den tauglichsten Geschäfts-

führer für ein solches Unternehmen und dieser in seiner damals sehr mißlichen ökonomischen Lage ließ sich ohne langes Bedenken hierzu bereit finden. Er zog dann mit Hakki Pascha nach Konstantinopel, wohin ihm seine treue Gemahlin und seine Tochter folgten, welche daselbst später, durch Anlegung einer französischen Pension und eines kleinen weiblichen Erziehungsinstitutes ihr Brod fanden. Er hatte jetzt, obgleich auch die türkischen Versprechungen großentheils unerfüllt blieben, dennoch, an den Pforten des Morgenlandes selber, einen festen Punkt gefunden, von welchem seine, an wissenschaftlicher Ausbeute so reichen Reisen ihren Ausgang nahmen, und nach welchem er immer wieder mit seinen gesammelten Schätzen zum Ordnen derselben und zum Ausruhen zurückkehren konnte.

Die Redaction der Zeitung, zu welcher er zunächst nach Konstantinopel berufen war, ließ unsrem Botaniker durch ihren vielgehemmten und bald ins Stocken gerathenden Gang nur zu viel freie Zeit. Er benutzte diese, versehen mit Aufträgen der Petersburger Akademie der Wissenschaften im Jahr 1830 zu seiner ersten Entdeckungsreise im Gebiet der Pflanzenkunde. Obgleich des Neuen, das er auffand, bei dieser Reise nur wenig war, gehörte dieselbe dennoch in andrer Hinsicht noch immer zu seinen glücklicheren. Das Schiff, dessen Bestimmung es war, türkische Mekkapilgrime nach Aegypten zu führen, beendigte seine Fahrt von Konstantinopel aus, bei fast immer günstigem Winde, schon in 11 Tagen, obgleich es an verschiedenen Hafenplätzen angelegt hatte, um noch immer mehrere Pilgrime aufzunehmen. Obgleich in jener Zeit das Meer durch griechische Seeräuber sehr unsicher war, begegnete dem Schiffe dennoch niemals einer dieser Feinde. Aucher Eloy hatte, mit eifrigem Sammeln beschäftigt, die letzten 5 Wochen des Jahres in den

Küstengegenden von Unterägypten zugebracht, den Januar 1831 in Cairo, den Februar so wie die erste Hälfte des März auf einer Nilfahrt nach Oberägypten. In dem weiteren Verlaufe seiner ersten Reise fand Aucher Eloy häufig Gelegenheit, die ersten Proben jener Geduld und muthigen Ausdauer abzulegen, die er auf seinen nachmaligen Reisen in so großem Umfange bestehen mußte. In der Küstengegend zwischen Suez und Tor, so wie fast auf der ganzen peträischen Halbinsel war seit 5 Jahren kein Regen gefallen, dieser trat aber nun unter furchtbarem Donnern und Blitzen gerade an jenem Tage ein, als sich unser Reisender mit eifrigem Sammeln beschäftigt im Thale Abraham, auf dem Wege von Tor nach dem Sinai befand. Das ablaufende Wasser bildete in diesem Engthal einen so mächtigen, reißenden Strom, daß alle Papiere und das ganze Gepäck des fleißigen Mannes hinweggeschwemmt wurden; die Papiere mit dem größesten Theil der gemachten Pflanzensammlung giengen bei dieser Gelegenheit verloren; die Kisten und Koffer wurden mit Mühe und in einem durchnäßten Zustand wieder aufgefunden. Fast mehr als jeden andren Verlust beklagte der eifrige Forscher die Zerstörung eines Stockes von einer überaus seltenen Windenart (Convolvulus armatus), der noch unmittelbar vor dem Ausbruch des Gewittersturmes in der vollen Pracht seiner herrlichen Blüthen dastund, und welcher der einzige seiner Art war, den Aucher Eloy bis dahin gesehen hatte. Obgleich dieser Stock in einer Höhe von 20 Fuß über der Sohle des Felsenpasses stund, war er dennoch von dem noch höher ansteigenden Strome bis auf die letzte Spur hinweggeschwemmt worden, nur einige abgerissene Blüthen waren weiterhin im Thale, an den Zweigen der Tamarisken hängen geblieben. Es war dies für einen solchen Sammler, wie Aucher Eloy fast

ein eben so großer Schmerz, als jener für Drake es gewesen, als derselbe die aufgehäuften Schätze der spanischen Silberbergwerke in Vera Cruz vor Augen sahe und dennoch abziehen mußte, ohne die Beute nur berührt zu haben.

Mehemed Alis und Ibrahim Paschas Einfluß über diese Gegenden war damals noch nicht so mächtig; als er dies einige Jahre später wurde, wo das Land für Reisende so sicher geworden war, wie irgend ein, unter guter polizeilicher Zucht stehendes Land von Europa es ist. Aucher Eloy hatte zwar den geradesten und verhältnißmäßig sichersten Weg vom Sinai nach Jerusalem: den über Gaza eingeschlagen, aber schon am dritten Tage seiner Reise wurde er von einer Rotte von Beduinen dadurch gebrandschatzt, daß ihn dieselbe nöthigte, ihr ein Schaf um 100 Piaster abzukaufen. Noch schlimmer machte es ihm eine Schaar von 20 bewaffneten Beduinen, die ihn am Gebirgspasse Hellet überfiel und ihm eine Abgabe von 3000 Piastern (mehr denn 700 Franken in Gold) abzwang. Selbst ein einzelner Beduine, der wahrscheinlich von der Beute seiner Gefährten nichts bekommen hatte, wollte sich an dem nämlichen Tage noch ein reiches Almosen von dem, nur von einem einzelnen Knechte und dem Kameeltreiber begleiteten Reisenden erzwingen, er zog sich jedoch bald zurück, als er diesen zur muthigen Gegenwehr bereit fand. Auch in den bewohntesten Gegenden von Syrien war damals keine Sicherheit; das ganze Land war voller Räuber, jeder Bauer trieb an den wehrlos vorüber Reisenden dieses Geschäft, nicht einmal in Jerusalem war der fränkische Christ vor jenen Mißhandlungen sicher, welche ihm, außer den Türken und Arabern, auch die Griechen anthaten. Auf dem Wege über Naplous und Samaria nach Damascus wurde unser harmloser Pflanzensammler von einem Marabu oder Muselmann der höheren

Weihe so geschlagen, daß er die Folgen davon noch lange Zeit an seinem Leibe spürte; die Bewohner von Damascus, denen damals Ibrahim Pascha noch keine Lection in der Duldsamkeit ertheilt hatte, begleiteten ihn auf jedem seiner Schritte mit Verwünschungen und Schimpfreden, und zeigten ihren fanatischen Haß durch thätliche Mißhandlungen an seinen Knechten. Nur unter dem theuer erkauften Schutze eines fanatischen Türken selber, der übrigens die brutale Verachtung gegen seinen Schützling bei jeder Gelegenheit kund gab, war es diesem möglich, ohne Lebensgefahr die reiche Umgegend von Damascus zu durchforschen.

Nach all diesen Erfahrungen von einem Haß der Menschen, welche ein durch den Wahn von Selbstheiligkeit verblendetes Vorurtheil beherrscht, mußte der Aufenthalt unter den befreundeten Maroniten des Libanons ein liebliches Ausruhen gewähren. Unser Reisender verweilte fast einen ganzen Monat in diesen friedlichen Gegenden, bestieg mehrere der höchsten Gipfel der Gebirgszüge, welche das Thal von Baalbeck als Libanon und Antilibanon in Osten und Westen begränzen, verweilte in Eden und besuchte den Hain der Cedern, unter denen etwa ein Dutzend der dicken, mehr als 50 Fuß im Umfang haltenden Stämme zu den ältesten Bäumen des Landes gehören.

Aucher Eloys Beschreibung der Naturfülle von Cypern regt in jedem empfänglichen Leser das Verlangen auf diese herrliche, paradiesisch schöne Insel zu sehen, welche dennoch unter dem Druck der Barbarei im Elend schmachtet. Unser Reisender besuchte während seines 12tägigen Aufenthaltes die interessantesten Punkte der Insel und stärkte sich durch den Genuß, den er hier fand, zu dem Ungemach der Seereise, welche durch Windstille und ungünstige Winde in so hohem Grade erschwert wurde, daß die Fahrt von Cypern nach

Stanchio oder Cos einen ganzen Monat dauerte. Aber der Besuch dieser Geburtsinsel des Hippokrates und des Apelles wird durch solche Beschwerden niemals zu theuer erkauft. Cos, durch die Lieblichkeit seiner Natur, erscheint es werth die Wiege des Altvaters der wissenschaftlichen Arzneikunde zu seyn. Noch zeigt man in Stanchio den Reisenden die (angebliche) Platane des Hippokrates, welche selbst von den Türken in hohen Ehren gehalten wird; ein Baum von ungeheurem Umfang, dessen gewaltige Dicke, weit ausgebreitete Aeste, gestützt auf die Säulen eines alten Tempels des Aesculap einen großen, öffentlichen Platz beschatten, auf welchem sich, unter dem Schirm des Baumes, in dem ganze Schaaren von Turteltauben nisten, viele Kaffeehäuser angebaut haben. Hin und wieder finden sich noch schöne Votivaltäre, griechische Inschriften, Trümmer von Säulengängen. Die Stadt ist reichlich mit gutem Wasser versehen, welches vom Gebirge her, aus der Quelle des Hippokrates, durch eine Wasserleitung ihr zugeführt wird. Wallende Saatfelder, Weinberge deren Ertrag so groß ist, daß er nicht nur die Bewohner der Insel und die zusprechenden Schiffe reichlich mit Wein versorgt, sondern daß mit den zu Rosinen getrockneten Trauben ein sehr gewinnreicher Handel getrieben wird. Auch die Fülle der Feigen, deren Bäume, wie die der Orangen und Citronen ganze Wäldchen bilden, wird meist getrocknet ausgeführt; Citronen kauft man 7 um einen Kreuzer.

Reicher noch als diese erste größere Reise, die er von Konstantinopel aus machte, war an wissenschaftlicher Ausbeute eine zweite, im J. 1834 von Aucher Eloy unternommene botanische Wanderung durch Kleinasien und Armenien nach dem oberen Euphratgebirge. Doch mußte jener Gewinn durch so unmäßige Anstrengungen und Beschwerden errungen werden, daß

ein Freund, Herr Charles Texier, als er dem eifrigen Botaniker auf seiner Rückreise in Trebisond begegnete, Mühe hatte ihn wieder zu erkennen; der vierzigjährige Mann hatte das Aussehen eines Greises angenommen; sein Haar war ganz weiß geworden. In der Umgegend von Heraklea und Nicomedia, so wie von Nicäa, in dessen historisch ehrwürdiger Panagiakirche man so eben die uralten Fresken mit Kalk übertünchen ließ, blühete und grünte jetzt, im Februar, der herrlichste Frühling, auf den Gebirgen aber zwischen Ajaß und Angora lag noch am 14. März ein tiefer Schnee, und ein schneidend kalter Wind kam dem Reisenden entgegen. In Angora wurde gerade damals der schöne Tempel des Augustus von den Türken abgebrochen, um aus seinem Material ein Badehaus für den Gouverneur zu errichten. Aus ähnlichen Trümmern einer alten Kunstwelt jener Stadt sind die Festungswerke zusammengestückt. Man konnte aus dem Zustand dieser Festungswerke so wie ihrer Geschütze es entnehmen, daß diese Gegend schon lange keinen äußren Feind zu fürchten gehabt hatte, aber desto mehr war sie durch einen innren: durch die beständigen Plackereien des türkischen Gouvernements heimgesucht, welche auf den Bewohnern des Landes so unerträglich lasteten, daß ganze Dorfgemeinden auswanderten, um etwa in einem andren Paschalik ihr Glück zu versuchen, wo ihnen wenigstens jene türkische Einrichtung zu statten käm, nach welcher der Einwandrer im ersten Jahre nach seiner Ansiedelung von Abgaben frei ist. Eine große Verödung und Verwilderung des von der Natur so reich begünstigten Bodens ist die Folge dieser beständigen Auswanderungen, zu denen noch der Uebelstand kommt, daß die zahlreichen christlichen Einwohner von Galatien weder Grundbesitz haben noch Ackerbau treiben dürfen, während zugleich ein ansehnlicher Theil der jungen moha-

medaniſchen Mannſchaft zum Kriegsdienſte hinweggenommen wird, aus welchem nur ſelten Einer in ſeine Heimath zurückkehrt.

Die Sicherheit der Wege für Reiſende, wurde im Jahr 1834 durch Ibrahim Paſchas kräftig rohe Hand ſchon ungleich beſſer aufrecht erhalten, als dieſes im J. 1832 der Fall geweſen war. Die Chriſten in Antiochia erkannten dieſes, ſo wie manchen andren Vortheil, den die ägyptiſche Gewaltherrſchaft ihnen gewährte, an, nur mit dem Monopolweſen des Mehemed Ali waren die Kaufleute in hohem Maaße unzufrieden und der verödete Zuſtand des Landſtriches, welcher oſtwärts von der reichbepflanzten Gegend von Malatia und dem grünenden Flußgebiet des Tockmaſu, mit dieſen beiden einen grellen Contraſt bildete, ſprach auch nicht zu Gunſten der neu eingetretenen, ägyptiſchen Bewirthſchaftung des Landes. Das vormals ſtark bevölkerte Dorf Murad am Euphrat, war von den meiſten ſeiner früheren Bewohner verlaſſen; die noch übrigen, denen Ibrahim Paſcha das Auswandern verwehrte, hatten faſt kein andres Nahrungsmittel mehr als die Früchte der weißen Maulbeerbäume, die in ihrer Nachbarſchaft noch ziemlich häufig gedeihen. Auch weiterhin, da wo jenſeits der verödeten, dürren Ebene, am Fuße des Entſchirtti-Gebirges die Gegend wieder ohne die künſtliche Hülfe des Menſchen von Quellen, und Bächen bewäſſert iſt, bildet der weiße Maulbeerbaum das faſt einzige Gehölz des Landes, deſſen Früchte von den meiſt armeniſchen Bewohnern im Sommer friſch, im Winter zu einer Latwerge eingeſotten, genoſſen werden. Zwiſchen dem Entſchirttigebirge und dem Erge-Su führt der Karawanenweg über eine Bergkette, welche den Namen des gelben Blumenberges führt, weil ſie einen Theil des Jahres hindurch von einem Teppich der gelbblühenden Ginſter und Hypericumarten überkleidet iſt.

Der Wechsel zwischen der Hitze eines orientalischen Sommertages und der Kälte einer nordischen Winternacht, den unser Reisender mehrere Male, bei dem Uebergang aus der glühend heißen Ebene in die Region der schneebedeckten Alpengebirge, namentlich vom 13. zum 15. Juli, auf dem Wege über das Kedschischgebirge erfuhr, griff seine Gesundheit nicht wenig an. Dazu kam einige Tage nachher das Verirren in den Morästen jenseits Baibut und das Regenwetter. Nach einem kurzen Ausruhen in der reinen Gebirgsluft von Erzerum fühlte sich zwar Aucher Eloy wieder so weit bekräftigt, daß er die beschwerliche Reise durch das Gebirgsland nach dem schwarzen Meere antreten konnte, in welchem Zustand er aber in Trebisond ankam, das erwähnten wir schon vorhin.

Dennoch ließ der Drang zum Forschen und Sammeln neuer, wissenschaftlicher Schätze dem unermüdeten Manne keine lange Ruhe im Kreise der Familie. Schon im Februar 1835 trat er eine neue Wanderung nach Persien an, und eben so wie bei ähnlichen Gelegenheiten der alte Tavernier, fühlte er sich erst wieder wohl und froh, als er draußen in der freien Natur war. Auch gieng der erste Theil der Reise über Aleppo, Mosul und Bagdad ganz gut von statten. Dagegen begann gleich von dem ersten Eintritt in Persien für Aucher Eloy eine ganze Reihe von Mühseligkeiten und widrigen Begegnissen. Er hatte sich an eine nach Kermanscha ziehende Karawane angeschlossen. Am 7. Juni, es war der dritte Tag seit dem Aufbruch der Karawane, der erste seit dem Eintritt in Persien, brachte ihn seine Lust am Pflanzensammeln in Gefahr von 2 berittenen Räubern eingeholt und geworbet zu werden; die Schnelligkeit seiner Füße rettete ihn. Am Tag darauf ward die Karawane von einer Räuberschaar angefallen, die sich nur

durch die Menge der bewaffneten Begleiter zurückschrecken ließ. Neue Geduldsübungen kamen am 3. Tage seit dem Eintritt in Persien durch einen Wegweiser, der den Reisenden, statt auf den Hügel, den er zu besteigen wünschte, nur zu Leuten seines Volkes führte, die den Fremden bestehlen wollten, welches Geschäft am 4ten Tage etliche persische Beutelschneider in der Karawane selber mit so glücklichem Erfolge an ihm übten, daß er dabei um seine Uhr kam. Doch war all dieses Ungemach vergessen, als es dem glücklichen Forscher am 11. Juni gelang, auf dem noch zum Theil mit Schnee bedeckten Nalkou-Gebirge eine Ausbeute neuer oder doch ausserordentlich seltner Pflanzenarten zu machen, die alle seine Erwartungen übertraf.

Aber auf diese geistige Lust und Erquickung folgte ein körperliches Leiden, das den Reisenden in größre Lebensgefahr brachte als alle Räuberbanden. Eine botanische Wanderung nach dem Elwendgebirge, auf welcher er mehr als einmal in Gefahr gerathen war durch Mörderhand zu sterben und überdieß durch sein Verirren zu einer Anstrengung gezwungen ward, welche seine Kräfte überstieg, zog ihm einen heftigen Fieberanfall zu, aus dem sich die damals im Lande herrschende Cholera, mit mehreren ihrer furchtbaren Symptome entwickelte. Der Kranke führte kein einziges der wirksameren Arzneimittel bei sich; da kam ihm seine Kenntniß der Heilkräfte jener Naturkörper zu statten, welche er theils im getrockneten Zustande in seinen Sammlungen mit sich trug, theils noch frisch um sich her fand. Als er sich, tief ermattet, versenkt in Gedanken des ihm wahrscheinlich nahen Todes, am 8ten Juli wieder auf den Weg begeben hatte, da weckte ihn ein Seitensprung seines Pferdes aus seinen melancholischen Träumereien; das Thier war vor dem Leichnam eines kurz vorher von den Räubern

ermordeten Mannes scheu geworden, der in seinem Blute am Boden lag. Tief ermattet kam der bedauernswürdige Mann einige Tage später, in der im ersten Band öfter erwähnten armenischen Vorstadt Dschulfa bei Ispahan an, wo er in dem lateinischen Kloster eine wahrhaft brüderliche Aufnahme und Pflege fand. So sehr er dieser, so wie der Ruhe, nach seiner schweren Krankheit bedurft hätte, trieb ihn dennoch der brennende Eifer zu forschen und zu sammeln immer wieder hinaus ins Freie. Noch hatte er an jedem Nachmittag Anfälle von Fieber und war so schwach, daß er kaum zu gehen vermochte. Aber eine kräftige Anregung des Willens ist schon öfter den Heilversuchen zu Hülfe gekommen, welche die Natur in der Form des Fiebers zur Beseitigung der an den Wurzeln des Lebens nagenden Uebel macht; eine botanische Wandrung auf das Keisgebirge, zunächst zwar zu Pferde, dann aber doch auch zu Fuße, nahm zwar scheinbar den letzten Rest der Kräfte in Anspruch, gewährte aber auch zugleich dem Gemüth durch die Freude an den neuen Entdeckungen, zu denen sie geführt hatte, eine solche Stärkung, daß für diesmal die Krankheit ein Ende nahm.

Hätte sich nur jetzt unser Sammler an den bereits gewonnenen Ergebnissen seiner persischen Reise genügen lassen. Aber die Hoffnung eines noch reicheren Gewinnes für seine Wissenschaft verleitete ihn zu dem gewagten Unternehmen, den Schutz eines Häuptlinges der großentheils mit Persien im Kriege stehenden Baktiaris zu suchen, damit er die Höhen des gelben Gebirges (Koh-i-Zerd) ungehindert bereisen könne, welche noch von keinem neueren Reisenden aus Europa bestiegen waren. Der Aufwand an Geld, an Zeit, an Kräften, den der Abweg nach den westlichsten Wohnstätten des bengalischen Tigers (denn dieser ist dort schon zu Hause)

erforderte, der tägliche Aerger über die Treuloſigkeit und unerſättliche Habſucht der Führer, konnte nur in den Augen eines ſolchen eifrigen Naturforſchers, als Aucher Eloy war, einigermaßen durch die beiläufig gemachte, wiſſenſchaftliche Ausbeute aufgewogen werden. Nur wenige Tage der Ruhe vergönnte ſich, nach ſolcher Anſtrengung, der unermüdliche Mann in Iſpahan; gegen Ende Auguſt trat er ſeine Rückreiſe über Kaſchan, Teheran und Tebris nach Trebiſond an, wo er von heftigem Fieber und ſtarker Augenentzündung befallen ein Schiff beſtieg, das ihn im November 1835 zu den Seinigen nach Konſtantinopel brachte.

Auch hier, wo damals für ihn und die Seinigen eine lieb gewordene Heimath war, konnte der Ruhe bedürfende Mann einer neuen Unruhe nicht entgehen, als der große Brand im März 1836 auch ſeine Wohnung im Fanar ergriff und dort ſeine köſtliche, auf den bisherigen Reiſen gemachte, aus 50000 Exemplaren beſtehende Inſektenſammlung verzehrte. Zum Glück für ihn fand ſich ſeine Pflanzenſammlung, die ihm der liebſte Haupterwerb ſeiner mühſeligen Anſtrengungen war, an einem ſichren Bergungsort in Therapia. Eine Frühlingsreiſe nach Griechenland ließ ihn bald dieſes Ungemachs vergeſſen; ſie hatte ſo wohlthätig auf ſeinen Körper gewirkt, daß jede Spur des Fiebers aus dieſem verſchwunden war.

Wäre nur, mit dieſem äußerlichen Fieber, auch das innre, der unerſättlichen Reiſeluſt beſeitigt geweſen. Aber weder der Tod ſeines Freundes und hülfreichen Gönners, des Herrn Coquebert de Montbret, noch das Abrathen ſeiner Familie und andrer Freunde konnten den neuen Ausbruch jenes innren Fiebers verhindern; er hatte in Perſien noch nicht alle die Trophäen der neuen Entdeckungen erbeutet, die daſelbſt zu erlangen ſind, hatte den Becher der

dort einheimischen Todesgefahren noch nicht bis auf seine letzten Tropfen geleert; dieß sollte nun geschehen, als er im März 1837 seine dritte Reise in das für ihn unselige Land antrat. In seiner Gesellschaft befand sich diesmal Herr Dufaud, ein französischer Zoolog, ein Dragoman, Namens Nicolas und ein für die ganze Reise gedungener Diener. Sie alle verließen Konstantinopel gesund und nur der Diener, aber auch er als Krüppel, kehrte lebend dahin zurück.

Der erste Theil der Reise, nach den Küstengegenden des schwarzen Meeres, war erträglich gut vorübergegangen und hatte zu manchen interessanten Beobachtungen und Entdeckungen Gelegenheit gegeben, aber schon in Erzevil begann, neben den täglichen Plakereien und Schurkereien, denen sich die Reisenden seit ihrem Eintritt in Persien von vielen Seiten hatten ausgesetzt gesehen, eine Schule der schwereren Leiden für sie alle. Erzervil, in welchem ein russischer Consul residirt, liegt an der Gränze zwischen der wasserleeren, während der Sommerhitze ganz ausgedorrten Gegend und der wasserreichen Waldregion, auf welcher fast ohne Aufhören ein dichter Nebel lastet. Aucher Eloy wie sein Begleiter Dufaud, wurden hier vom Fieber befallen, der erstere aber, mit allen Vorsichtigkeitsmaßregeln gegen diesen Feind wohl bekannt, entkam ihm. Dufaud dagegen, der auf seine starke Natur trotzend den Genuß des Weines und des Punsches, so wie dazwischen der halbreifen Früchte des Landes sich nicht versagen wollte, und der in Teheran in die Behandlung eines europäischen Arztes gerieth, welcher ihn in seinen Versuchungen zum Genuß der geistigen Getränke noch bestärkte, bekam eine Darmentzündung und mußte den kühnen Trotz gegen die Macht des Klimas mit dem Leben büßen. Nicht viel glücklicher war der Dragoman, der von demselben bösen Fieber einen Anfall erlitten hatte, denn

die Krankheit, die bei ihm ſchnell vorübergieng, hinterließ in ſeinem Körper eine Anlage zur Waſſerſucht, die ſich im Verlauf der Weiterreiſe nach wenig Monaten ſo ſtark entwickelte, daß er in Ispahan, als unheilbar Kranker, zurückbleiben mußte.

Aber auch Aucher Eloy ſchleppte ſich lange Zeit mit den Folgen des überſtandnen Fiebers, von denen er ſich niemals ganz vollkommen wieder erholte. Man begreift kaum, wie der kränkelnde Mann die Erſteigung des Demawend, bis hinan zu dem Krater dieſes erloſchenen Vulkanes ſo rüſtig beſtehen konnte, während ſelbſt die einheimiſchen Führer von dem Wagſtück abſtanden; noch weniger begreift man, woher ihm die Kräfte zu den ſpäteren Mühſeligkeiten ſeiner Reiſe gekommen. Wir lernen auch an dieſem Beiſpiel, was der Wille des Menſchen über ſein Fleiſch vermöge. Zu vielen andren Ereigniſſen, welche den Muth des ſeltnen Mannes hätten niederbeugen können, kam auch noch der Unfall, der den franzöſiſchen Diener traf. Dieſer hatte ſich durch unvorſichtige Handhabung eines Feuergewehres eine ſo ſtarke Verletzung zugezogen, daß er zu ferneren Dienſten ganz unfähig wurde.

Es kann keinesweges eine fröhliche Stimmung geweſen ſeyn, in welcher Aucher Eloy am letzten Tage des Jahres 1837 unter den Beſchimpfungen des dortigen Pöbels zu Ispahan einzog, deſſen Umgegend jetzt, bei der 4500 Fuß hohen Lage der Stadt, ein winterlich trauriges Ausſehen hatte. Er eilte durch die vom häufig fallenden und am Boden zerfließenden Schnee ſchmutzigen Gaſſen über die Brücke des Fluſſes hinüber, nach der ihm ſchon früher heimathlich lieb gewordenen Vorſtadt Dſchulfa, wo er in dem lateiniſchen Kloſter, das für alle fränkiſche Chriſten ein gaſtfreundliches Obdach iſt, den Schluß des alten Jahres und den

Anfang des neuen fröhlich feierte, deſſen Ende er nicht mehr erleben ſollte. So wohl es ihm hier unter den wahrhaft liebreichen Landsleuten und Mitchriſten ſeyn mochte, denen in ihrer Einſamkeit ein ſolcher lehrreich unterhaltender Beſuch ſehr erwünſcht iſt, gönnte er ſich doch nur kurze Zeit zur Ruhe, ſchon nach wenig Tagen brach er, nur in Begleitung eines armeniſchen Knechtes wieder auf, denn es lag ihm viel daran den Frühling, mit all ſeinen ſeltnen Blumen, im ſüdlicheren Perſien erwachen zu ſehen.

Und dieſer Wunſch gieng ihm ſchon in Erfüllung, als er in der Mitte des Januars 1838 zu den unvergleichbar ſchönen Ruinen von Perſepolis und in die Nähe von Schiras kam. In den Thälern, längs dem Ufer der Flüſſe, grünten die Wieſen, auf denen in Menge die roſenrothen Blüthen eines Bulbocodium (aus der ſchönen Familie der Amaryllisarten) und andre herrliche lilien- und irisähnliche Blumen verbreitet ſtunden. So reizend ſchön auch die Lage von Schiras, umgeben von quellenreichen Bergen, bei dem erſten Anblick erſcheinen mag, wird ſie dennoch den Fremden über die natürlichen Mängel nicht täuſchen können, die ſich ihm, ſchon bei einem kurzen Aufenthalt in dem viel beſungenen Schiras merklich machen. Unter gleicher Lage mit Kairo hat dieſes zwar in ſeinem feuchten Bergkeſſel eine faſt unerträgliche Sommerhitze zu erleiden, dagegen ſinkt die Temperatur im Winter ſo tief, daß nur noch der Orangenbaum im Freien ausdauert; an ein Palmenklima, wie das in Aegypten, iſt hier nicht zu denken. Den nachtheiligſten Einfluß auf die Geſundheit, ſowohl der Einheimiſchen als noch mehr der Fremden, hat jedoch das, was der Gegend ihren höchſten natürlichen Reichthum gewährt: die Menge des Waſſers. Denn dieſe iſt es, welche durch ihre Ausdünſtung im Herbſte jene furchtbaren Fieber erzeugt, die

gewöhnlich, wenn sie nicht gleich bei ihrem Beginnen gebrochen werden, schon beim zweiten oder beim dritten Paroxismus tödtlich sind. Auch das Trinkwasser, mit Ausnahme dessen, das aus der Quelle Kazir kommt, ist ungesund und wirkt, wenigstens auf den Fremden, gleich einer Purganz. Desto köstlicher finden die Fremden den Wein von Schiras, dessen Genuß sich das dortige, sittenlose Volk täglich, oder vielmehr allnächtlich, denn der Lärm der Gassen beginnt erst nach Sonnenuntergang, bis zur Berauschung hingiebt.

Eine angenehme Ueberraschung gewährte es unsrem Reisenden, als ihn ein Beamter in Schiras zu sich einlud, und er in der Frau dieses Hadschi Abbas eine Französin kennen lernte; eine Nichte des Generals B***. Ihr Gemahl hatte, vor fast 20 Jahren eine Reise nach Frankreich gemacht, war in dem Hause seiner nachmaligen Schwiegereltern, denen er glauben machte, er sey ein Prinz von unermeßlichem Reichthum, bekannt geworden, und hatte die Neigung der damals 15jährigen Tochter so zu gewinnen gewußt, daß diese mit Einwilligung der Eltern ihm ihre Hand reichte, und mit ihm nach Schiras zog. Allem Anschein nach war sie — in betrübender Folge ihres leichtsinnigen Schrittes — Mohamedanerin geworden; sie hatte vortrefflich persisch wie arabisch sprechen, schreiben und lesen gelernt, war mit ihrem, gerade nicht sehr glänzendem, häuslichen Loos zufrieden, nur beklagte sie, daß sie unter dem hiesigen Volke sich niemals einheimisch fühlen könne, und ein beständiges Heimweh nach ihrem Vaterland habe.

Am 18. Januar reiste Aucher Eloy aus Schiras ab, um von dort aus die Küstengegenden des persischen wie des arabischen Meerbusens zu durchwandern. Die Bewohner von Buschir, das einen guten Hafen, dabei aber nur

wenig Verkehr hat, ſcheinen von arabiſcher Abkunft. Die Landſchaft gegen Südoſten baut viele Datteln; in Ahram verkaufte man dem Fremden zehn Pfund der beſten Früchte dieſer Art um einen Viertel Franken (7 Kreuzer). Auf einem Umwege, der ſich landwärts zuerſt öſtlich gegen Firuzabad hinzog, dann ſüdwärts wendete nach Lar, in deſſen Nähe die ſchöne, gliedergelenkige Tamariske (Tamarix articulata) ganze Waldungen bildet, näherte ſich der Reiſende einem ſüdlicheren Punkt der Küſte. Es war jetzt die Mitte des Februars gekommen, und bei der Ankunft in Bender Abaſſy, hatte ſchon die letzte Woche dieſes Monats begonnen. Indeß war der Wechſel der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht, ſo wie der öfter ſich erneuernde Unmuth über das Volk des Landes dem geiſtig thätigen Forſcher noch nicht nachtheilig geweſen. Dieſer hatte ſich faſt ganz wieder von den Folgen ſeiner Krankheit erholt, und in Bender Abaſſy, welches erſt in der heißen Jahreszeit von bösartigen Fiebern heimgeſucht wird, erquickte er ſich ungeſtört an dem guten Trinkwaſſer der Gegend, ſo wie an dem Genuß der vortrefflichen Fiſche, von denen ſein armeniſcher Knecht zwei große, die zuſammen 20 Pfund wogen, um etwa 6 Kreuzer kaufte. Die Seefahrt auf einem arabiſchen, mit Myrtenblättern und der übelriechenden Asa foetida befrachteten Schiffe, das am 3. März bei Mascat landete und die erſten botaniſchen Wanderungen ins Innere des Landes, deſſen arabiſche Bewohner durch ihre uneigennützige Gaſtfreundlichkeit einen auffallenden Gegenſatz gegen die habſüchtigen Perſer bilden, war glücklich vorübergegangen. Weder die Anſtrengungen noch die Entbehrungen und die Sorgen, welche der Geldmangel für unſren Reiſenden mit ſich brachte, hatten auf ſeinen, noch immer ſehr reizbar geſtimmten, reiſenüden Körper einen ſo verderblichen Einfluß gehabt, als die heißen Weſt-

winde (Schemal genannt), deren giftige Wirkung erst nach der Frühlingsnachtgleiche merklich wird. Aucher Eloy ließ sich auch in dieser Zeit keine Ruhe, er und sein Armenier wurden von einem Fieber ergriffen, dessen Heftigkeit der Gebrauch von Chinin zwar für die äußere Erscheinung etwas linderte, das aber, weil sich der Kranke noch fortwährend die größesten Anstrengungen in der Hitze zumuthete, desto mehr zu einem gefahrvollen, innerlichen Feinde wurde. Selbst in Bender Abassy, wohin er zu Schiff am 23. April zurückkehrte, fand er jetzt die Hitze fast unerträglich, die Luft höchst ungesund. Besser als aus seinem Tagebuche lernen wir die Anstrengungen, so wie die furchtbaren Leiden unsres Reisenden, auf seinem Wege von Bender Abassy bis Schiras aus dem Briefe kennen, den er in Ispahan, wenige Wochen vor seinem Tode an H. Naudin zu Blois schrieb. Bei all seiner leiblichen Schwäche wollte der unermüdete Sammler von Bender Abassy aus noch eine Landreise gegen Süd und Südosten unternehmen. Am zweiten Tage dieser Reise überfiel ihn der heiße Wind der Wüste, der ihn zu jeder Bewegung unfähig machte und nach wenig Stunden das Wasser in seinen Schläuchen und den Weingeist in seinen Amphibiengläsern ganz austrocknete. Dennoch raffte sich der unbeugsame Mann wieder auf, zu einer viertägigen Wanderung in das Guenaugebirge, ward aber durch diese unmäßige Anstrengung so erschöpft, daß er in Ohnmacht hinsinkend, dem Tode nahe schien. Seine große Ermattung war zum Theil eine Folge des mehrtägigen Wassermangels, deßhalb gab ihm ein Trunk Regenwasser, das ihm ein Araber aus einer Felsenschlucht schöpfte, wieder so viel Lebensmuth, daß er sich zur Weiterreise nach Schiras entschloß. Jetzt aber, an der Gränze von Persien, begannen erst die schwersten Leiden für ihn. Seine wackren

arabiſchen Kameeltreiber durften ihn nicht weiter als zur Gränzſtadt Sazeh begleiten; er war nun ganz in den Händen der habſüchtigen Perſer, die ſich ſchon in Sazeh für jedes Kameel auf eine Tagreiſe von 5 bis 6 Stunden Weges 12 Franken bezahlen ließen, in Tarun aber ſogar für einen Eſel dieſelbe Summe von ihm erpreßten. Bei der Ankunft in Daray war die Noth des armen Reiſenden aufs Höchſte geſtiegen. Er hatte von da bis Schiras noch einen Weg von 75 Lieuen zu machen; ein ſchleichendes Fieber zehrte an der Wurzel ſeines Lebens, ſein Reiſegeld war bis auf einen kleinen Reſt erſchöpft, dazu ſahe er ſich von Menſchen umgeben, die an ſeiner Noth ihre Luſt hatten und ſich wie Mörder und Diebe gegen ihn benahmen. Denn nur mit großer Mühe und nicht ohne Wunden, entgieng er der Gefahr von ihnen geſteinigt zu werden. Mitten in der Tiefe dieſes Elends kam ihm Hülfe durch einen Mann, der früher im Dienſte des engliſchen Oberſt Shee, eines Freundes des Aucher Eloy geweſen und der im Beſitz einiger Maulthiere war, mit denen er die Weiterförderung des Reiſenden übernahm. Als dieſer krank und matt durch das höhnende Volksgedränge von Daray hinausritt, da rief er auf perſiſch:

„Ein zum Sterben müder Fremdling kam in eure Mauern, um da einige Augenblicke auszuruhen; ihr habt ihn gemißhandelt und verwundet; Gott iſt gerecht, er wird euch ſtrafen.“

Die vorhin ſo laute Menge, als ſie dieſe Worte hörte, ſchwieg, aber mitten in dieſer Stille vernahm man — in der That ein bemerkenswerthes Zuſammentreffen! — in der Luft ein Geräuſch, wie beim Ausbruch des Hagels; eine dichte Wolke von Heuſchrecken hatte ſich genaht und warf ſich über die Landſchaft. Der Pöbelhaufe zerſtreute ſich eilig, um wo möglich die verheerenden Thiere durch Rauch-

dampf und Getöse von seinen Gärten und Feldern abzutreiben; aus dem Munde einiger Fliehenden hörte man das Wort Peigamber (Prophet).

Aber die gleiche Noth kehrte bald von neuem zurück. Zwei Tage später, als der bedauernswürdige Kranke, der übrigens mitten in seiner großen Schwäche noch immer Pflanzen und Insekten gesammelt hatte, in die Nähe von Fasa kam, und aus Furcht vor dem persischen Pöbel in einiger Entfernung von der Stadt sein Nachtlager aufschlug, da ergieng es ihm noch schlimmer als in Daray. Das mörderische Volk schlich sich bei Nacht an das Zelt, schnitt die Seile desselben ab und warf einen so mächtig großen Stein nach der Lagerstätte des Fremden hin, daß dieser abermals in nahe Todesgefahr gerieth. Ja, hiermit nicht zufrieden, kamen am andren Morgen, während der armenische Knecht in der Stadt war, um einige Einkäufe zu besorgen, fünf solche Raubmörder und nahmen dem gerade an einem heftigen Fieberanfalle darniederliegenden Manne den ganzen Rest seines Geldes, seine gute Taschenuhr und seine Kleidungsstücke. So ist die Sitte des persischen Pöbelvolkes gegen den schutzlos reisenden Fremdling!

In Schiras konnte er nur gegen 12 Prozent Interessen auf jeden Monden-Monat (gegen 150 auf das Jahr) eine Summe zum Darlehen erhalten; man nannte den persischen Kaufmann der dieses gab, noch sehr billig. Wie ein Sterbender kam er am 24. Juni in dem lang ersehnten Ruhesitz, in dem Kloster zu Dschulfa bei Ispahan an. Doch die Leidenschaft des Naturforschers war nicht, mit den Kräften des Leibes zugleich vergangen. Noch einmal, nach einer kurzen Ruhe, raffte er sich auf zu einer botanischen Wanderung in die Gebirgsgegend der kriegerischen Bakhiaris. Aber ein neuer Ausbruch feindseliger Unruhen unter diesem

Volke nöthigte, ihn gar bald zur Rückkehr nach seinem Ruhesitz und es war höchste Zeit zu dieser Rückkehr, wenn der schwach glimmende Docht seiner Lebenskraft nicht schon auf dieser Gebirgsreise verlöschen sollte. Nur zu einigen Briefen, aus denen noch immer die Hoffnung zu einer glücklichen Heimkehr hervor blickt, wendete er die letzten Kräfte an; bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen und am 6. October 1838 verschied er, zwar fern von den Seinen, jedoch mitten unter der freundlichen Pflege der geistlichen Väter des Klosters zu Dschulfa und des theilnehmenden Arztes Bertoni.

Aucher Eloys Beispiel kann uns lehren, zu welchen Siegen der Geist des Menschen über das Fleisch fähig sey, schon dann wenn die Begeisterung, welche die Thaten des Lebens hervorrief, nur auf das Gebiet eines sinnlichen Erkennens gerichtet war. So hoch aber, wie der Schöpfer über seiner Schöpfung, steht an Kräften jene Begeisterung über der des wissenschaftlichen Forschens da, deren Streben und Sehnen nach dem Erkennen und lebendigen Erfassen des Schöpfers selber sich gewendet hat.

III.

Christophorus Columbus.

1) Der Mann des Fortschrittes.

Das Leben und die Thaten des großen Columbus sind in älterer wie in neuerer Zeit unzählbar oft beschrieben worden. Die Geschichte dieses Mannes hat in unsren Büchern eine feststehende Form angenommen, in der sie fast überall als die nämliche wiederkehrt. Und dennoch gleicht diese Form nur den vervielfältigten Abdrücken eines Kupferstiches, der nach einem Portrait gemacht wurde, welchem zwar gewisse äußre Züge der Aehnlichkeit mit seinem lebenden Original nicht abzusprechen sind, das aber hinter der Aufgabe eines geistigeren Auffassens des eigentlich Charakteristischen dieses Originals weit zurückblieb. Dem Washington Irwing ist es in unsren Tagen gelungen ein treueres Portrait des ruhmwürdigen Entdeckers der neuen Welt aufzufinden; er hat aus einer Menge der bisher außer Acht gekommenen historischen Quellen und unbenutzten Urkunden eine Geschichte des Christoph Columbus und seiner Reisen zusammengestellt, die uns ein lebensgetreueres Bild des merkwürdigen Mannes giebt, als das früher in Umlauf gesetzte war*). Unter der Feder dieses seines trefflichen

*) A History of the Life and voyages of Christopher Columbus, by Washington Irwing, in four Volumes. Deutsch übersetzt von Meyer.

Lebensbeschreibers ist der alte Seefahrer noch einmal, ganz als der, welcher er eigentlich war, in den Kreis des jetzt lebenden Geschlechtes zurückgekehrt und begehrt von diesem sein Recht auf volle Anerkennung dessen, was der wesentlich charakteristischste Zug seines Denkens, seiner Gesinnung und seiner Handlungen war.

Christoph Columbus ist „ein Mann des Fortschrittes", freilich noch in einem andren Sinne gewesen, als man gewöhnlich unter solchem Ausdruck versteht. Der Wettläufer in der Siegesbahn strebt mit beflügelter Eile voran, weil er, wenn auch noch fern, den Kampfpreis vor Augen steht; der heimwehkranke Schweizer schreitet, wenn er vorhin auch noch so müde war, mit neu auflebender Kraft vorwärts, den steilen Berg hinan, weil er es weiß, daß hinter und jenseits dem Berge, im tiefen, stillen Thale die Hütte seiner Väter steht. Der Knabe trägt den Keim der Entwicklung seines Wesens zum Jünglingsalter, der Jüngling die Zukunft seines männlichen Wirkens schon in sich. Es ist ein Zeichen des gesunden, kräftigen Fortschrittes der Entwicklung, wenn der Knabe in die Spiele seiner Kindheit eine Bedeutung der Thaten des Jünglinges legt, wenn der Geist des Jünglinges an den Gedanken des reifen, durchgebildeten Mannesalters sich aufrichtet und erstarkt. Mitten in der sterblichen Natur des Menschen liegen die Kräfte einer Entwicklung zum Leben der Ewigkeit, alles das, was diese Kräfte belebt und verstärkt, ist ein Fortschritt unsres eigentlich innren Lebens; Gedanken der Ewigkeit sind es allein, aus denen Thaten hervorgehen können von dauernder, von unvergänglicher Art und Nachwirkung.

Die Anregung, die aus fleischlicher Begierde, aus irdisch menschlicher Leidenschaft entsprang, ist, wenn sie auch, gleich einer ansteckenden Krankheit, Tausende dahinriß, doch

nur ein Rauſch, der gleich dem Rauchdampf ſchnell vergeht; jene That allein trägt für den, welcher ſie vollführte, ſo wie für Andre den Keim einer höheren Fortbildung in ſich, welche mitten im Leiblichen ihre Nahrung aus einem Geiſtigen, Göttlichen nahm. Dieſes Geiſtige war es, das einem Keppler ſeinen Aufſchwung zu den erhabenſten Höhen des Erkennens, einem Prinzen Eugen ſeinen freudigen Muth im Felde der Schlachten gab. Chriſtoph Columbus galt ſchon bei vielen ſeiner Zeitgenoſſen als ein Enthuſiaſt und Schwärmer, wenn er mit der Begeiſterung eines Propheten es ausſprach, was ihn vor allem zum Auslauf über ferne Meere, in eine nur geahnete, nie geſehene neue Welt trieb, jenen Grundgedanken ſeines feurigen Geiſtes: „daß alle Lande der Ehre des Herrn voll werden; alle Enden der Erde, alle Völker und Zungen verſammelt werden ſollten unter das Panier Gottes und Seines Chriſtus.“ Und dennoch war es allein dieſe, gleich einer Schwärmerei verachtete Begeiſterung, die dem Manne den Muth und die ſonſt unbegreifliche Ausdauer gab zu einem Unternehmen, welches nach Irwings Ausdruck der herrſchenden Weltanſchauung jener Zeit ſo erſcheinen mußte, wie der unſrigen ein Beſtreben im Luftballon aufzufliegen nach dem Monde und nach den Geſtirnen.

Wie der wahrhaft prophetiſche Seherblick des Entdeckers von Amerika fern jenſeit des Meeres und hinter ſeinen Wogen ein zuverſichtlich geahnetes ſichtbares Reich, jenſeit aller Meere und Länder aber ein im Glauben erfaßtes Reich des Unſichtbaren und Ewigen geſucht habe und von Jugend auf nach dieſem Ziele hingeſteuert ſey, das wird uns, an der Hand von Irwing, eine nähere Betrachtung ſeiner Lebensgeſchichte lehren.

2) Columbus früheſte Jugendjahre.

Ein feierlicher Ernſt ſprach aus ſeinen Mienen, wie aus dem Ton der Stimme, wenn Columbus in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens, nahe dem Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn von jenem geheimnißvollen, göttlichen Antriebe ſprach, der ihn, den Sohn eines armen Wollkämmers in Genua, ſchon in ſeiner früheſten Kindheit zu ſolchen Studien hingeführt habe, welche ihm für den nachmaligen Beruf ſeines Lebens zur nothwendigen Vorbereitung dienen ſollten. Es iſt das Walten einer hoch über allem Menſchlichen ſtehenden Hand, wenn in Zeiten, da irgend ein neuer Fortſchritt in der geiſtigen Entwicklungsgeſchichte unſres Geſchlechtes beginnen ſoll, die Kräfte zu dieſer Bewegung gleichzeitig in mehrere Seelen der Menſchen, von ihrer Geburt an hineingelegt und zu einem gemeinſamen Werke angeregt, geleitet und erzogen werden. Columbus wurde im Jahr 1435 oder 1436 (mit voller Sicherheit läßt nicht einmal das Jahr ſich beſtimmen) mithin zu derſelben Zeit geboren, da von den Strahlen einer gemeinſamen Sonne geweckt, viele Seelen der Forſcher erwachten, welche, wie die Bienen am erſten warmen Frühlingstage ausgiengen, aus der bisherigen Umſchränkung des Wähnens und unvollkommenen Wiſſens, in die Weiten eines klaren, geiſtigen Erkennens *).

Mit manchen Kindern der bemittelteren Eltern lernt auch das des Wollkämmers leſen und ſchreiben. Aber Chriſtoph lernt dieſes nicht nur ſo wie die andren Knaben ſon-

*) Namentlich war Columbus ein Zeitgenoſſe der beiden großen Wiedererwecker der Sternkunde: des Peurbach und Regiomontan; der letztere wurde mit Columbus gleichzeitig (im J. 1436) geboren. Für Italien wie für Deutſchland war damals die höchſte Blüthenzeit der Kunſt gekommen.

dern die Züge seiner Handschrift zeichnen sich bald durch solche Schönheit und Vollkommenheit aus, daß, wie Las Casas sagt, Columbus schon als bloßer Schönschreiber sich hätte ernähren können. Der Knabe wendet sich mit brennendem Eifer zum Erlernen der Rechenkunst, des Zeichnens und Malens und schon seine früheren Leistungen erscheinen als Schritte zur künftigen Meisterschaft: Columbus hätte, wie der vorhin genannte Las Casas sagt, als Rechenmeister, als Zeichner und Maler sein Glück machen können. Er kann sich bei diesen Anfängen nicht begnügen: sein Wunsch wird ihm gewährt, der Vater sendet ihn, obwohl nur auf kurze Zeit an die berühmte Hochschule von Pavia, hier gewähren ihm die einzelnen wohlangewendeten Tage was vielen Andren kaum die Monate und Jahre, er studirt Grammatik, erwirbt sich Fertigkeit im Verstehen und Sprechen der lateinischen Sprache, vor allem aber, denn dahin führte zunächst der innre Antrieb, Geographie und Geometrie, Astronomie und Schiffahrtskunde. Namentlich die Erd- und Länderkunde der damaligen Zeit, wendete sich aus den Schulen ihrer Sophisten wieder zu den Meistern des Wissens aus den Zeiten des klassischen Alterthumes: die Schriften des Ptolemäus wurden in mehreren lateinischen Uebersetzungen an den italienischen Schulen gelesen, mit ihnen zugleich die Werke von Strabo, Plinius, Pomponius Mela. Was das Mittelalter zu jenen alten Grundtagen des damaligen Wissens hinzugethan, das war im Ganzen nur Weniges und Unsichres. „Der Ozean", so sagt der ausgezeichnetste arabische Kosmograph, der Scheriff al Edrisi, „umgürtet den äußersten Saum der bewohnten Erde; was jenseit demselben sey, das ist unbekannt. Keiner noch konnte über den Ozean kommen, wegen der schweren und gefährlichen Schiffarth, wegen des auf ihm herrschenden Dunkels, wegen

ſeiner ungeheuren Tiefe, furchtbaren Stürme und Seeungeheuer, doch mag es Inſeln in ihm geben, einige bewohnt, andre unbewohnt. Die Seefahrer wagen ſich niemals weit von der Küſte hinweg. Doch brechen ſich die Wellen des Ozeans nicht, obgleich ſie bergeshoch einherrollen, darum können allerdings Schiffe ſeine Wogen durchpflügen.“

Columbus ſcheint noch nicht weit über die Gränze des Knabenalters hinaus geweſen zu ſeyn, als er, von Pavia zurückgekehrt ſeinen Neigungen folgte und zum Seedienſt ſich wendete. Das Leben des Seemannes war um jene Zeit zugleich das eines Kriegers. Bei den beſtändigen Fehden, welche zwiſchen den einzelnen italieniſchen Freiſtaaten und Fürſtenhöfen ſtatt fanden, bei der feindſeligen Stellung, in der ſich großentheils die Schifffahrt treibenden Küſtenbewohner des einen Landes zu denen des andren, vor allen die chriſtlichen gegen die mohamedaniſchen Seefahrer befanden, durfte keiner von dieſen es wagen anders als gienge er in den Krieg, die Reiſe von einem Hafen zum andren zu machen; jedes begegnende Schiff konnte das eines Seeräubers ſeyn, oder als eine gute Beute erſcheinen, deren ſich der Stärkere ohne Anſtand bemächtigte; was in, was auf dem Meere ſchwamm, das war nach der rohen Anſicht der mittelalterlichen Barbarei ein Gemeingut aller tapfren Seeleute. Wie die Fuhrleute zu Lande ſich zuſammengeſellten, um mit vereinter Kraft den Anfällen der Raubritter zu widerſtehen, ſo bildeten ſich kleine Flotten von bewaffneten Schiffen, welche, je nachdem ſich die Gelegenheit ergab, entweder ein gemeinſames Geſchäft des Handels oder auch der Seeräuberei betrieben. Durch dieſe Schule der kühnen und abentheuerlichen Unternehmungen ſcheint auch Columbus in ſeiner Jugend gegangen zu ſeyn, wahrſcheinlich

in näherer Verbindung ſtehend mit einem Verwandten des gleichen Namens, mit dem hin und wieder von den Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts erwähnten Seecapitän Colombo, welcher als Partheigänger und als Seeräuber manche Thaten verübte, welche eben ſo wie bei Franz Drake nur durch die unvollkommne Moral jener kriegeriſchen Jahrhunderte begreiflich werden. Unter dem Commando von dieſem, ſowie zuweilen auch als ſelbſtſtändiger Anführer einer kriegeriſchen Expedition nahm er an dem freilich erfolgloſem Zuge Theil, den Johann von Anjou, der Herzog von Calabrien gegen Neapel anſtellte, um die Anſprüche ſeines Vaters Renatus oder René, Grafen von Provence auf den Königsthron von Neapel mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Ein tollkühnes Seegefecht, in welches etliche genueſiſche Schiffe mit mehreren venezianiſchen Schiffen in der Nähe der portugieſiſchen Küſte ſich einließen, ſoll auch, nach einer Familienſage, die der Sohn unſres großen Seefahrers Fernando erzählt, die Veranlaſſung geweſen ſeyn, durch welche Chriſtoph Columbus auf die Bahn ſeiner nachmaligen Thaten, zuerſt nach Portugal und dann nach Spanien geführt wurde. Die ſtreitluſtige Mannſchaft der beiden Partheien, ſo erzählt die Sage, führte den Kampf mit ſolcher Erbitterung, daß ſie die Schiffe der einen an die der andren mit eiſernen Haken und Ketten befeſtigte. Das mörderiſche Gefecht, Mann gegen Mann hatte bereits vom Morgen bis zum Abend gedauert, da brach auf dem größeſten Schiffe der Venezianer ein Feuer aus, von welchem alsbald auch alle die andren Schiffe ergriffen wurden. Die noch lebende Mannſchaft rettete ſich durch Schwimmen, doch nur Wenigen gelang es das zwei Seemeilen entfernte Ufer zu erreichen, unter dieſen Wenigen war auch Chriſtoph Columbus, denn „es gefiel Gott", ſo ſagt ſein Sohn Fernando, dem

Schwimmenden Kräfte zu verleihen, damit sein Leben für größere Thaten gespart würde.

Mag es so sein wie Fernando erzählt, daß sein Vater als ein armer Schiffbrüchiger an Portugals Küste und bald nachher nach Lissabon kam, gewiß ist es, daß derselbe mehr und Größeres bei sich trug als alle Flotten der reichen Venezianer: jenen freudigen Muth und jene feste Hoffnung seines Innren, welche den, der diesen Schatz in sich hat, niemals zu Schanden werden lässet. Was die äußre Noth betrifft, in welcher der Seefahrer bei seinem Eintritt in die portugiesische Hauptstadt sich befunden haben mag, so fand diese Abhülfe und Linderung durch die vielen genuesischen Landsleute, welche, wie damals in allen Seestädten der Christenheit, so auch in Lissabon sich fanden.

3) Der kosmographische Wandertrieb des Geistes.

Das Sehnen nach einem tiefer gründenden und umfangsreicheren Erkennen der sichtbaren Werke Gottes ist im 15. Jahrhundert in sehr verschiedenen Völkern und Ländern zugleich erwacht. Wie gegen die Mitte jenes Jahrhunderts zu Samarkand unter Ulugh Beigh der Eifer für das Studium der Sternkunde von neuem erwachte, so regte sich derselbe auch zu gleicher Zeit und zwar in viel fruchtbarerer Weise in Wien, wo die beiden Begründer der neueren Sternkunde, Peurbach und Regiomontanus lebten und wirkten*). Und ebenso wie der Geist des Forschens nach dieser Richtung hin die engen Schranken des damaligen Erkennens durchbrach und in die noch unbekannten Tiefen

*) M. v. meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan. Erlangen bei E. Enke 1827.

des Sternenhimmels einzudringen ſuchte, ſo that er es auch nach einer andren näher liegenden Richtung hin, indem er jene kühnen Beſtrebungen zum Durchforſchen der Länder und Meere aufregte, durch welche im Verlauf weniger Menſchenalter der Seeweg von Europa nach Oſtindien und ein neuer Welttheil: Amerika entdeckt wurde.

Dort, nahe bei der Südweſtſpitze von Portugal, in Algarbien zeigt man noch jetzt die Stätte des Landſitzes Terzanabal, welcher einſt durch Prinz Heinrich den Schiffer ein Sitz der Wiſſenſchaften und ein Ausgangspunkt der erſten Unternehmungen war, die zur Umſchiffung von Afrika führten. Die Sternkunde und Erdkunde hatten den hochſtrebenden Geiſt jenes jungen Fürſten ſchon frühe in ihre wundervollen Kreiſe gezogen, er war mit allen Forſchungen der alten wie der neuen Zeiten in dieſen Gebieten des Wiſſens bekannt und vertraut. Eines höheren Zweckes ſich bewußt, beſchloß er einen Theil jener Schätze, welche der Chriſtusorden, deſſen Großmeiſter er war, beſaß, zur Förderung von Seefahrten zu benutzen, die zunächſt ihre Richtung nach Süden, an der Weſtküſte von Afrika hinab nehmen ſollten. Denn die Schifffahrtskunde der damaligen Zeit war in einem ſo unvollkommenen Zuſtand, daß ſie, wie ein Kind, welches des Gehens noch ungewohnt, an die Hand der Mutter, ſo an die Nähe des Landes ſich feſthielt und durch die aus alter Zeit ererbten Wahnbilder von einem für Schiffe undurchdringbaren Gürtel der Meere, der um das Feſtland der Erde geſchlungen ſey, ſo wie von einer heißen, Alles verſengenden Zone ſich von jedem Schritte, über das Bekannte hinaus, abſchrecken ließ. Und das zuletzt erwähnte Schreckbild von einer heißen Zone, unter deren glühend heißem Lufthauch jeder Grashalm erſterben müſſe, ſchien ſich dem Auge jener Schiffer zu ver-

wirklichen, welche auf der erſten durch Prinz Heinrich veranlaßten Entdeckungsreiſe bis zu dem öden Vorgebirge von Bojador vordrangen. Dort verläuft die furchtbare Wüſte Sahara mit ihren Sandmaſſen ans Ufer des Meeres und ſetzt ſelbſt in dieſes hinein durch Hügel und Untiefen ſich fort, an denen der Wind, vom Lande her ſeine Sandwolken anhäuft. So weit dort der Blick, von einem der Hügel hineinwärts in das Land reicht, trifft er auf nichts andres als auf eine dürre, vom Strahl der Sonne verſengte, unbewohnbare Einöde.

Der Geiſt eines Prinzen Heinrich des Schiffers ließ durch ſolche Schreckbilder ſich nicht im Laufe ſeiner Thaten hemmen; zwei Ritter aus ſeinem Orden Juan Gonſalvez und Triſtan Vaz, faßten, nach ſeinem Wunſche, das Unternehmen von neuem auf; ſie wagten es die unmittelbare Nähe der Küſte zu verlaſſen; im J. 1418 entdeckten ſie Porto Santo, im J. 1419 die Inſel Madeira. Ein Waldbrand, den die Entdecker, um für die Anlegung einer Colonie Raum zu gewinnen, entzündet hatten, griff in ſo unerwarteter Weiſe um ſich und war, mehrere Jahre hindurch ſo unhemmbar, daß faſt alle die herrlichen Forſten der Inſel davon verzehrt wurden; in den, von der Aſche reichgedüngten Boden pflanzte man Zuckerrohr aus Sizilien, Weinreben aus Cypern, ſo wie andre nutzbare Gewächſe des Südens, welche in Kurzem die Mühe des Anbaues durch einen überreichen Ertrag belohnten.

Noch immer fand der Prinz für ſein hochſinniges Streben nach Erweiterung der Erdkunde unter den Zeitgenoſſen und Landsleuten, ſtatt des aufmunternden Beifalles nur Tadel und Abneigung, er aber, nach dem Urtheil der Menge nicht fragend, ließ im J. 1432 ein neues Schiff für ſein großes Unternehmen ausrüſten und es gelang in

dieſem Jahre das ſo ſehr gefürchtete Cap Bojador zu umſchiffen, ſowie die Azoren zu entdecken. Dennoch regte erſt jener Goldſtaub, den die Schiffer im J. 1442, zugleich mit einigen gefangenen Negern von der afrikaniſchen Küſte mit ſich brachten, eine lebendigere Theilnahme auch andrer Seeleute auf, und wenig Jahre nachher ſahe man kleine Flotten, von Privatunternehmern ausgerüſtet, aus dem Hafen von Lagos auslaufen, welche nach der weſtafrikaniſchen Küſte ihren Lauf nahmen. Diniz Fernandez, ein Capitän im Dienſte des Prinzen, war übrigens der erſte, welcher auf ſeiner Seefahrt ſüdwärts über die Mündung des Senegal hinauskam und das grüne Vorgebirge entdeckte, und bald erfuhr man, bei der weitren Bekanntſchaft mit der Guineaküſte, daß die Ausſagen von der Unwirthbarkeit der heißen Zone ein Mährchen, die Annahme des Ptolemäus, daß Afrika nach Süden hin immer breiter werde, ohne Grund ſey.

Dieſe neuen, mit den älteren in vollkommenem Widerſpruch ſtehenden Weltanſchauungen erhielten durch die ſpäteren Seefahrten der Portugieſen eine immer weitere Beſtätigung. Denn obgleich nach des großen Infanten Heinrichs Tode, im J. 1460 ein Stillſtand der Unternehmungen eintrat, kam dennoch im J. 1471 ein portugieſiſches Schiff zum erſten Mal weit über die Linie hinaus und ſeine Mannſchaft fand an der überreichen, fruchtbaren Küſte von Loango ſtatt eines nackten, verbrannten Felſengrundes oder Sandes hohe, herrlich grünende Waldungen, belebt von einer kräftigen Thierwelt, bewohnt von volkreichen Stämmen der Neger.

Um dieſe Zeit, wo ſich für die Forſchungen der Erdkunde eine ganz neue, bis dahin feſt verſchloſſene Pforte aufthat, war es, daß der große Genueſe, voll ungleich kühnerer Entwürfe als alle die der bisherigen Küſtenfahrer geweſen, den Boden von Portugal betrat.

4) Des Columbus erster Aufenthalt und seine Schicksale in Portugal.

Man vermuthet, daß es das Jahr 1470 gewesen sey, in welchem der nachmalige Entdecker von Amerika seinen Einzug in Lissabon hielt. Sein dürftiges Gewand mochte schwerlich in ihm den künftigen weltberühmten Admiral und Begründer der Herrschaft über eine neue Welt vermuthen lassen; wer jedoch den etwa 34jährigen in der vollen Blüthe seiner Kraft stehenden Mann nur etwas genauer ins Auge faßte, der konnte, wenn er Menschenkenner genug war, die Bestimmung desselben zu großen Dingen wohl errathen. Von hoher Gestalt, wohlgebaut und stark von Muskeln, von edler, wahrhaft würdevoller Haltung, mit einem schöngebildeten Angesicht, dessen hohe Stirn und gebogene Adlernase noch jetzt in den Abbildungen und auf den Denkmünzen, die wir von Columbus haben, der Betrachtung auffallen, die Augen von grauer Farbe und vom Feuer des Muthes strahlend, das Haar, das in der frühesten Jugend lichtbraun gewesen, durch die Anstrengungen des Seelebens bereits etwas gebleicht, so trat der große Held seines Jahrhunderts in dem Lande auf, das ihm schon nach kurzer Zeit, mehr als die eigne Vaterstadt eine liebe Heimath werden sollte.

Wir haben bereits oben auf einen Grundzug in dem Charakter des berühmten Seemannes; auf seine innige Religiosität hingedeutet. Sein ganzes Leben hindurch zeigte er den gleichen Eifer im Besuch des Gottesdienstes seiner Kirche, in gewissenhafter Erfüllung aller Pflichten und Gebräuche, welche diese ihm gebot und die Andacht, welche er hierbei bewies, war keine gedankenlose Gewohnheitssache, keine todte, leere Form, sondern eine durchaus feurige und ernste, an der sein ganzes Gemüth mit allen Kräften Theil nahm. Wie man den Kriegern, welche zu Felde ziehen,

eine von der Kirche geweihte Fahne in ihre Hand reicht, so sollte Columbus aus der Hand seiner Kirche ein Glücksgut seines Lebens empfangen, das ihn aus einem Stand des bewaffneten, unstäten Pilgrims zu dem eines friedlich ansäßigen Bürgers der Erde führte, und ihm hierdurch einige Jahre der Muse gewährte, die er im reichen Maaße zu seiner weitren Ausbildung für den späteren Lebensberuf benutzen konnte. Er pflegte nämlich, vielleicht wegen der nahen Lage seiner Wohnung, gewöhnlich den Gottesdienst in der Kapelle des Allerheiligenklosters zu besuchen. Es war mit diesem Frauenkloster eine Erziehungs- oder Pensionsanstalt für junge, adelige Fräulein verbunden. Unter den Zöglingen der Anstalt befand sich die Tochter des verstorbenen Gouverneurs der Insel Porto Santo, des Bartholomeo Monnis de Palestrello, eines von Geburt italienischen Edelmannes, der sich unter den Seeleuten Prinz Heinrich des Schiffers einen bedeutenden Ruhm erworben, seiner Wittwe aber und seinen Kindern, außer einigen kleinen Besitzungen auf Porto Santo und vielleicht einem kleinen Haus in Lissabon kein weitres Vermögen hinterlassen hatte. Wohl mag es seyn, daß Columbus in seinem vielfältigen Verkehr mit seinen Standesgenossen, den Seefahrern, auch seinen Landsmann, den Vater der Donna Felipe de Palestrello kennen gelernt, oder daß er, als Landsmann des Verstorbenen, bei der Wittwe desselben Zutritt gefunden, er warb bald nach seiner Ankunft in Lissabon um die Hand der edlen Jungfrau und die Ehe wurde von beiden Seiten aus lauterer Neigung geschlossen.

Die Versorgung seines neuen Hausstandes beruhete jetzt ganz auf der Geschicklichkeit und Thätigkeit des für eine solche Aufgabe wohl geeigneten Mannes. Er gewann aber in diesem neuen Lebensverhältniß nicht nur reichlich das,

was zum äußren, leiblichen Unterhalt, ſondern was zu ſeiner geiſtigen Ausbildung nöthig war. Das junge Ehepaar wohnte bei der Mutter. Dieſe, als ſie das hohe, lebendige Intereſſe bemerkte, das ihr Schwiegerſohn an den Berichten über die Seereiſen ihres verſtorbenen Gemahles nahm, brachte ihm all ſeine hinterlaſſenen Papiere: Charten, Tagebücher und gelegentlich niedergeſchriebene Bemerkungen. Kein Schatz der Erde hätte dem Columbus eine größere Freude gewähren können. Er wurde jetzt, was in jener Zeit nicht leicht war, auf einmal genau bekannt mit allen Reiſerouten, Plänen und Vorſtellungen der portugieſiſchen Seefahrer und das was er hier zuerſt ſchriftlich kennen gelernt, wurde ihm bald hernach ein Gegenſtand der eignen Anſchauung, denn er nahm als Seemann Antheil an den Fahrten nach der Guineaküſte. Schon dieſe Fahrten warfen für ihn und die Seinen einen mäßigen Gewinn ab, noch mehr aber jene Arbeiten ſeiner geſchickten Hand, die zugleich ſeinen Neigungen ſo ganz entſprachen, wie namentlich das Zeichnen von Landcharten. In einer Zeit, wo man ſowohl Bücher als Zeichnungen nicht durch die Preſſe zu vervielfältigen verſtund, ſondern dieſelben nur einzeln durch die Menſchenhand geſchrieben oder abgeſchrieben, entworfen oder nachgebildet wurden, in einer Zeit überdies, wo die Geographie die Wiſſenſchaft des Tages war, mit welcher alle nach Erkenntniß ſtrebende Geiſter ſich beſchäftigten, hatten ſolche Landchartenzeichnungen einen ſehr hohen Werth. Dieſer Werth aber ſteigerte ſich noch in ſehr bedeutendem Verhältniß, wenn der Zeichner der Charte dieſe nicht bloß andren, ſchon vorhandnen Arbeiten der gleichen Art nachgebildet, ſondern wenn er ſie durch eigne ſowie fremde neue Entdeckungen von Küſtengegenden oder Inſeln bereichert hatte. Man weiß, daß in jenen Zeiten eine einzige ſolche, von einem berühm-

ten Kosmographen gefertigte Charte mit 130 Ducaten bezahlt wurde. Und daß die Landchartenzeichnungen aus des Columbus geschickter Hand einen großen Beifall gefunden und Aufsehen erregt haben müssen, das zeigt uns der Briefwechsel, in welchen einer der gelehrtesten Männer der damaligen Zeit, Paul Toscanelli in Florenz mit Columbus trat, den er durch seinen Beifall öfters aufheiterte und zu seinen späteren, großen Unternehmungen ermunterte. Wir dürfen es der ganzen Sinnesart unsres ernsten, genau überlegenden Seemannes zutrauen, daß er auch auf solche Arbeiten seiner Hand einen Fleiß verwendet habe, der freilich, weil er ihm viel Zeit kostete, mehr zu des Käufers seiner Charten als zu seinem eignen Vortheil war, dennoch gewährten die Früchte dieses Fleißes nicht nur das, was man im Haushalt bedurfte, sondern es wurde bei guter Sparsamkeit noch etwas erübrigt zur Unterstützung des alten Vaters und der jüngern Geschwister in Genua.

Der Schwiegervater Bartolomeo de Palestrello, welcher, wie bereits erwähnt, einer der ersten Anbauer und zugleich Gouverneur der Insel Porto Santo gewesen war, hatte seiner Wittwe und seinen Töchtern auf diesem kleinen lieblichen Eiland ein Gütchen hinterlassen. Die eine dieser Töchter wohnte bereits daselbst, denn sie war mit Pedro Correo, einem angesehenen Seemann und Geschäftsträger der Regierung verheirathet. Dorthin zog dann auch nach einiger Zeit Columbus mit seiner Frau, welche auf Porto Santo ihren Sohn Diego gebar. Der neue Wohnort war so recht an der Heerstraße der damaligen Entdeckungsreisen und seemännischen Unternehmungen gelegen. Die Schiffe, welche von Portugal aus an die Guineaküste fuhren oder von da zurückkehrten, pflegten öfters an Porto Santo zu landen, dort erfuhr man aus vertrauter Mittheilung und am ersten,

was der Gewinn der einzelnen Reisen theils an eingetauschten und eroberten Gütern, vor allem aber an neuen Anschauungen und Erforschungen der Küste gewesen sey. Mancher, der vor wenig Jahren noch kaum ein Fischerboot sein Eigenthum nennen konnte, hatte sich durch seemännische Unternehmungen ansehnliche Reichthümer und hohe Würden erworben; die Schifffahrt erschien in jener Zeit als der beste Weg zum Ruhme und zu unabhängigem Besitzthum.

Die Richtung, welche, seitdem Prinz Heinrich der Schiffer den ersten Anstoß dazu gegeben, alle Seereisen nahmen, gieng immer noch nur von Norden nach Süden, längs der afrikanischen Küste hin. Von dieser hinweg, gerade nach Westen, auf die weiten, unbekannten Räume des atlantischen Meeres hinaus wagte Keiner die Fahrt freiwillig. Wohl aber waren einzelne Schiffer, gegen ihren Willen, durch Stürme tiefer in das Meer verschlagen worden und von diesen kamen jene unsicheren Berichte über das Daseyn von Inseln, welche in weiter Ferne, bald mehr, bald minder deutlich sich gezeigt haben sollten.

Jenes innre Ferngesicht, jenes Ahnungsvermögen, das den wandernden Vogel über Länder und Meere an einen noch nie gesehenen Bergungsort, vor dem Frost und Mangel des Winters und von dort wieder zurück in die Heimath führt, ist auch der menschlichen Natur nicht ganz versagt, ja es ist in dieser noch mit einer andren geistigen Kraft: mit der des Selbstbewußtseyns verbunden, welche dem Instinkt des Wandervogels abgehet. In dem anfänglichen, eigentlichen Naturzustand des Menschen, in den ältesten Tagen seiner Geschichte ist jenes Ahnungsvermögen eines Wahren und wirklich Vorhandenen, das von dem äußren Auge noch niemal erschaut war, für den forschenden Geist ein Führer gewesen, der ihn von einem Gebiet des Erkennens

zum andren geleitete. Und bis zu unſern Tagen tritt faſt jede große Entdeckung und Erfindung eines Neuen aus der Grundlage des Ahnungsvermögens hervor; es ſind die Eingebungen von dieſem, welche dem Erfinder ſein noch künftiges, unbekanntes Werk, als ein Mögliches vor Augen ſtellen und dann ſeiner eignen Kraft es überlaſſen, den oft mühſamen Weg und die Mittel zu ſuchen, um zu dem aus der Ferne ihm gezeigten Ziele zu gelangen. Als Eingebungen ſolcher Art erſcheinen großentheils jene lange vor der Entdeckung von Amerika unter den Völkern verbreitete Sagen: von der großen Inſel Antilla, von der Inſel Brandan, ſo wie von dem Eiland der ſieben Städte, dem Sitze jener ſieben Biſchöffe, die mit ihren Gemeinden dem Schwert der Sarazenen entflohen, und eine Menge andrer von einem Jahrhundert an das andre vererbte Behauptungen, nach denen jenſeit des Meeres in Weſten ein von der Natur reich begabtes Land ſich finden ſollte.

Statt ſolcher Ahnungen, welche übrigens dem phantaſiereichen Columbus nicht fern lagen, hatte ſich derſelbe übrigens, durch tieferes Nachdenken noch eine andre, ſicherere Baſis für die Behauptung gebildet, daß eine Seefahrt, welche ihre Richtung mitten durch das atlantiſche Meer hindurch von Oſt nach Weſten nehme, nothwendig zu einem Land führen müſſe. Die Gründe, welche er dafür hatte, waren folgende:

Die Erde iſt eine Kugel von ſolider Maſſe, man kann rings um dieſelbe herumreiſen; an der einen wie an der andren entgegengeſetzten Seite wohnen Menſchen, denen der umgebende Himmel oben, die Erde, auf welcher ihr Fuß ſteht, unten erſcheint. Der Umfang dieſer großen Erdkugel iſt, wie dies ſchon Ptolemäus gelehrt, in 24 Stundenſtriche, jeder von dieſen in 15 Grade getheilt, mithin der

gesammte Umkreis in 360 Grade. Die Erstreckung des Landes, von der Straße von Gibraltar oder den canarischen Inseln bis zu dem östlichsten bekannten Punkte von Asien: der angeblichen Stadt Thinä, sollte nach der Annahme der Geographen des Alterthumes, namentlich nach der Charte des Maximus Tyrius 15 Stundenstriche oder 225 Grade betragen. Dazu kam seit der Entdeckung der Azoren und der Capverdischen Inseln durch die Portugiesen noch eine Stunde mehr, so daß nach den, freilich nur auf Autoritätsglauben an die Aussagen des Alterthumes gegründeten Berechnungen des Columbus nur ein Drittel des gesammten Erdumfanges als unbekannte Region des Meeres zwischen den westlichsten Punkten von Afrika und dem östlichsten Saume von Asien mitten innen liegen könne, ein Raum, welcher 8 Stundenstrichen oder 120 Graden der Länge entspräche. Aber auch dieser Raum möge wohl großentheils durch das Festland von Asien und durch seine Inseln ausgefüllt seyn, welche noch weit über die Lage der Stadt Thinä nach Osten sich ausbreiteten. Daß dieses wirklich so sey, dafür schienen dem Columbus die Berichte der zu jener Zeit hochgeachteten Reisenden des 13. und 14. Jahrhunderts: des Marco Polo und des John Mandeville zu zeugen, denn diese beiden waren weit über den östlichsten Grenzpunkt der ptolemäischen Beschreibung von Asien hinausgekommen.

Was die letztere Vermuthung, von einer nach Marco Polos Aussagen weit nach Osten gehenden Erstreckung Asiens und seiner Inseln betrifft, so hatte darinnen unsren Seefahrer der schon erwähnte gelehrte Toscanelli noch durch einen Brief und eine von ihm entworfne Weltcharte bestärkt, in welchem derselbe es deutlich zu machen suchte, daß der Weg von Lissabon bis zur Provinz Mangi unweit Cathay (darunter war die nordöstliche Küste von China gemeint)

in gerader Richtung nicht über 1000 Meilen betrage, und daß noch überdieß die großen, reichen Inseln Antilla und Cipango (Japan), in geringer Entfernung von einander in der Richtung einer solchen von Lissabon nach Westen gehenden Seefahrt lägen, wo die Schiffe mit allem Nöthigen sich versorgen könnten. In ähnlicher Weise hatten schon Aristoteles, Seneca, Plinius und Strabo es für möglich erklärt, von der spanischen oder mauritanischen Küste nach Westen hin die Küsten von Indien zu erreichen.

Zu diesem allen kamen noch jene Thatsachen, die dem Columbus die Erfahrung der damals lebenden, ihm persönlich bekannten Seefahrer an die Hand gab: von bearbeiteten Holzstücken, Baumstämmen, riesenhaften Rohrarten, menschlichen Leichnamen von unbekannter Bildung, welche durch die Seeströme und Stürme von Westen herüber an die Küsten der afrikanischen Inseln getrieben oder auf dem Meere schwimmend gefunden worden waren.

Diese Gründe waren es, aus denen der Geist des Columbus seine Theorie sich gebildet hatte, deren thatsächliche Ausführung zur Bekanntschaft und zum Wechselverkehr der Völker der einen Halbkugel mit denen der andren den Weg eröffnete. Er sprach seine Ueberzeugung mit solcher Festigkeit und Sicherheit aus, als hätte er das Land, nach welchem sein Streben gieng, bereits mit eignen Augen gesehen. Er, so schien es ihm, und kein Andrer, sey von Gott zu dem großen Werk ausersehen, auf welches schon die Schriften der Propheten hindeuten: zu dem Werk des Aufthuns der verschlossenen Pforten, durch welche bald dem Volke, das im Finstern saß, das Licht des wahren Glaubens und der Erkenntniß Christi hineinstrahlen solle, damit alle Heiden zu der Heerde der Kirche unter die Obhut des einen Hirten vereint würden. So war ihm der herrschende Gedanke sei-

nes Geistes zu einer heiligen Angelegenheit seines Glaubens geworden, von welcher er anders nicht als mit andächtiger Erhebung zu sprechen vermochte. Damit aber einem mächtigen Volke: dem Reiche des großen Khan (des Kaisers von China) gegenüber auch das Christenthum als eine Macht sich zeigen könne, schien es ihm, der hierin in menschlicher Weise irrte, nöthig, daß ein christlicher Fürstenhof dem Unternehmen seine Hülfe reiche. Bewaffnet und den Heiden auch durch äußren Glanz imponirend, müsse man, so wähnte er, an ihre Küsten kommen. Ehe es jedoch dem für seine Ansicht begeisterten Manne gelang eine, nur einigermassen hinreichende Unterstützung zu seiner Entdeckungsreise, aus fürstlicher Hand zu empfangen, vergieng noch manches Jahr.

Die Zeit des Hoffens und Wartens auf die Stunde der Erfüllung seines tiefen Sehnens brachte Columbus nicht thatenlos zu. Unter andrem war er bei einer Seefahrt nach Island. Er trat diese im Februar 1477 an und beschreibt den blühenden Wohlstand und den Handelsverkehr, in welchem damals jene Insel mit England sich befand.

Heinrich der Schiffer war im J. 1472 gestorben und bis zum Antritt der Regierung des unternehmenden Königes Johann II im J. 1481 von Portugal war seitdem wenig für die weitre Erforschung des Seeweges um Afrikas Südspitze nach Indien gethan worden. Johann II hatte bald nach seiner Thronbesteigung an der Küste von Guinea das Fort St. Georg de la Mina, zur Sicherung des dortigen Küstenhandels erbauen lassen und hierdurch so wie durch andre thätige Beweise seiner Theilnahme, die Absicht kund gegeben das Werk, das sein Großoheim, der Prinz Heinrich begonnen hatte, kräftig fortzuführen. Bis dahin hatten die Küstenfahrten und die Niederlassungen an der afrika-

hiſchen Küſte der portugieſiſchen Regierung mehr Ausgaben verurſacht als Gewinn gebracht, nur die Privatunternehmer hatten hin und wieder ſich durch ihren Verkehr mit der Guineaküſte bereichert. Alle die bisher gemachten Auslagen jedoch, ſo hoffte man, konnten in reichem Maaße erſetzt werden, wenn es endlich gelang den Weg der Meere nach Indien, nach dem Reiche des großen Khan, dem Lande des Goldes und aller Koſtbarkeiten glücklich zu beenden. Es wurde bei dem langſamen Fortgang der bisherigen Forſchungen, bei den häufigen Hemmungen, denen die Fahrten an der Küſte hin unterlagen, nur zu deutlich empfunden, daß der Schifffahrtskunde vor allem noch ein ſichres Mittel abgehe ſich in den Raumverhältniſſen der Erdoberfläche eben ſo wie in denen des Feſtlandes zu orientiren. Nur die Wiſſenſchaft konnte dieſem Mangel abhelfen. König Johann II gab hierzu den Anſtoß, indem er ſeine beiden ausgezeichnetſten Aerzte und zugleich Aſtronomen, den Rodrigo und Joſeph (der letztere ein Jude) auffoderte, ein Inſtrument zu erfinden, durch welches man mit möglichſter Leichtigkeit die Höhe der Sonne meſſen und hierdurch den Abſtand irgend eines Punktes auf dem Meer oder Lande vom Aequator beſtimmen könne. Jene beiden Männer erfanden hierauf in Gemeinſchaft mit dem berühmten Martin Behaim das Aſtrolabium, aus welchem, durch weitre Vervollkommnung unſre neuern Quadranten hervorgegangen ſind.

Dem Columbus, als er von all dieſen Bemühungen hörte, denen der geiſtvolle König zur Erreichung des einen großen Zweckes ſich unterzog, welcher auch ihm ſeit Jahren am Herzen lag, ſchien es, als ſey jetzt die rechte Stunde zur Ausführung ſeines großen Planes gekommen. Er bat um Audienz und ſie wurde ihm gewährt. Mit Begeiſterung trug er dem Monarchen ſeine Abſicht vor, nach Indiens

Küſten in gerader Richtung, ohne Afrika zu umſchiffen, hinzuſteuern und ſo in kurzer Zeit das Ziel zu erreichen, nach dem die portugieſiſchen Seefahrer ſeit ſechszig Jahren vergeblich geſtrebt hätten. Der König wollte zuerſt die Meinung ſeiner Gelehrten, namentlich die der beiden Erfinder des Aſtrolobiums: Rodrigo und Joſeph ſo wie ſeines Beichtvaters des Diego Ortiz de Caſtilla vernehmen. Dieſen kalten Männern der Wiſſenſchaft erſchien der Mann mit all ſeinem feierlichen Ernſt und ſeiner lebendigen Begeiſterung als ein Schwärmer; ſie ſprachen ſeinem Unternehmen die Möglichkeit des Erfolges ab. Nicht anders ergieng es ihm, als der König ihn vor einer großen Verſammlung der gelehrteſten Männer und der hohen Geiſtlichkeit ſeines Landes verhören ließ. Zwar nahm ſich hierbei in geiſtvoll beredter Weiſe Don Pedro de Meneſes, der Graf von Villa Real des großen Werkes der Erforſchung der Länder und Meere gegen die engherzigen Bedenklichkeiten des Biſchoffs von Ceuta an, aber nach dem Beſchluß der Mehrheit wurde Columbus auch von dieſem Tribunal mit ſeiner Bitte um Unterſtützung des Unternehmens abgewieſen. Ja, der ſonſt ſo gerechte, weiſe König ließ ſich, wie man ſagt durch den Biſchoff von Ceuta zu einem Unrecht verleiten, das dem redlichen Columbus zugefügt wurde. Man entlockte dieſem, mit leichter Mühe, den Plan zu ſeinem ganzen Unternehmen, rüſtete darauf unter einem andren Capitän ein Schiff aus, das ohne den Columbus von den Capverdiſchen Inſeln aus die Fahrt nach Weſten unternehmen ſollte. Dieſer Verſuch aus ſo ſchlechtem Grunde hervorgehend, mißlang, wie er es verdient hatte. Der Capitän des Schiffes, bald entmuthigt durch die Stürme, die ſein Schiff trafen, kehrte nach einer Fahrt von wenig Tagen wieder um, und beſtätigte

das Vorurtheil der Gegner des Columbus: daß gegen Westen hin kein Land, nichts als Meer zu finden sey.

Durch solche verächtliche Zurückweisung tief gekränkt beschloß Columbus Portugal ganz zu verlassen. Es war noch ein andres Ereigniß eingetreten, durch welches das Band, das ihn bisher an jenes Land gefesselt hatte, gelöst wurde; ihm war die treue Gefährtin seines Lebens, die Mutter seines Sohnes Diego gestorben. Mit diesem, der das einzige Gut war, das er aus Portugal mitnahm, segelte er gegen Ende des Jahres 1484 von Lissabon ab. Seine Abreise geschahe heimlich, wie man glaubt aus Furcht vor seinen Gläubigern, denn da ihm in dem letzten Jahr seine Bemühungen und Unterhandlungen bei Hofe all seine Zeit hinweggenommen und an den Arbeiten für das Brod verhindert hatten, war er in Schulden gerathen. Es war jetzt seine Absicht eine der italienischen Seemächte, Genua oder Venedig zur Unterstützung seines Unternehmens zu bewegen, aber auch dieses Bemühen blieb ohne Erfolg.

5) Ankunft und Verrichtungen in Spanien.

Nahe bei Palos, der kleinen, aber altberühmten Seestadt von Andalusien, sieht man noch jetzt das Franziscaner-Kloster Santa Maria de Rabida, ein ansehnliches Gebäude, umgeben von Gärten und Oelbaumpflanzungen. Eines Tages, im Herbst des Jahres 1485 kam ein fremder Mann, begleitet von einem Knaben an die Pforte des Klosters und bat den Pförtner um einen Trunk Wassers und ein wenig Brod für sein Kind. Während der Fremde diese kleine Gabe empfängt, kommt von ohngefähr der Prior des Klosters Juan Perez de Marchena zur Pforte hin; ein Mann, der durch tiefes, vielseitiges Wissen eben so ausgezeichnet war, als durch innige Frömmigkeit. Er begrüßt den Wandrer und dieser erregt gleich beim ersten Anblick seine

ganze Aufmerksamkeit; ein tiefer Menschenkenner, wie der Prior war mußte es bemerken, daß er hier keinen alltäglichen Wandersmann vor sich habe. Ein Gespräch beginnt zwischen den beiden; daß der Fremde kein Eingeborner des Landes sey, verräth seine Aussprache des Spanischen; mit edler, würdevoller Offenheit beantwortet er die Fragen des Priors, in Kurzem bemerkt dieser, daß der arme Fußgänger in schlichtem Gewand ein Mann sey von ungewöhnlichen Kenntnissen und von hoher Bildung des Geistes; ein Genueſe von Geburt, der nach Spanien kam um hier ein Unternehmen auszuführen, welches der vollen Theilnahme einer edlen Nation, und eines ganzen Zeitalters würdig war.

Wir haben es kaum nöthig den Namen des Wandrers zu nennen. Es war Columbus, welcher, mit seinem Sohne Diego, wahrscheinlich aus Italien kommend in Palos gelandet und jetzt auf dem Wege war nach der benachbarten Stadt Huelva, wo damals sein Schwager, der schon erwähnte Seemann Correa sich aufhielt.

Der Prior Juan Perez de Marchena hatte an der zu jener Zeit herrschenden Richtung des wissenschaftlichen Forschens seit vielen Jahren den lebendigsten Antheil genommen; er war ein warmer Freund der Länder- und Schifffahrtskunde und die öfteren Besuche von erfahrenen Seeleuten, die er aus Palos erhielt, hatten dieser seiner Neigung eine reiche Nahrung gewährt. Solch tiefe Einsichten aber, solche genaue Bekanntschaft mit allen geographischen Entdeckungen der alten wie der neuen Zeiten hatte er noch bei keinem andren Seemann als bei Columbus gefunden; das was er gleich bei dem ersten Gespräch von diesem erfuhr, reizte seine Wißbegier aufs Höchste; er lud ihn dringend ein unter sein Dach zu gehen und so lange ihm dies beliebte, sein Gast zu seyn.

Columbus nahm keinen Anſtand dieſer Einladung zu folgen. Ihm, dem ſo viel Verkannten, that es unbeſchreiblich wohl, daß ein Mann von ſolcher Einſicht, von ſolchem Umfang des Wiſſens, den vollen Werth und die ganze Bedeutung des Grundgedankens erkannte, der ſeinen Geiſt erfüllte, denn der Prior war ſo ſchnell auf die Anſichten ſeines außerordentlichen Gaſtes eingegangen, daß er die Ausführung eines Unternehmens, wie das des Columbus für eben ſo wünſchenswerth als leicht erreichbar hielt. Es war eine höhere Hand, welche die beiden Männer bei der Pforte des Kloſters von St. Maria de Rabida zuſammengeführt und ſo ſchnell das Herz des Einen zu dem des Andren hingezogen hatte, denn ohne dieſen Freund, den er in dem Prior fand, würde Columbus wahrſcheinlich aus Spanien eben ſo unbefriedigt und troſtlos hinweggezogen ſeyn als aus Portugal und aus der neulich wieder beſuchten Stadt Genua. Seinem eignen Urtheil nicht genug vertrauend, ſendete der Prior nach Palos und ließ von dort ſeinen einſichtsvollen, hochgelehrten Freund den Garcia Fernandez, den Arzt des Ortes rufen. Dieſer kam und auch er fühlte ſich durch die Sicherheit und Klarheit, womit Columbus ſeine Anſicht darlegte, durch die Gründe mit denen er ſie unterſtützte, ſo hingeriſſen, daß er nichts eifriger wünſchte, als daß zur Ehre von Spanien, zum hohen Vortheil ſeiner Nation, ein ſolches Unternehmen am königlichen Hofe die gebührende Würdigung und thätige Theilnahme finden möge. Dort, in den ſtillen Räumen des Kloſters von Rabida wurde die Seereiſe, deren Frucht die Entdeckung eines neuen Welttheiles war, verſtändiger, ruhiger, ausführlicher beſprochen als vor dem hohen, verſammelten Rathe der Portugieſen in Liſſabon, und nachmals der hochgelehrteſten Spanier in Salamanca. Außer den drei genannten Männern

fanden ſich zu ihrer geiſtvollen Unterhaltung auch mehrere der geachtetſten Seeleute aus Palos ein. Unter dieſen war namentlich einer, Pedro de Velasco, der aus eigner Erfahrung des Columbus Vermuthung beſtätigte; er erzählte, daß er, vor ohngefähr dreißig Jahren auf einer ſeiner Reiſen durch Stürme ſo fern nach Nordweſten verſchlagen worden ſey, daß ſelbſt Cap Clear in Irland, der weſtlichſte ihm bekannte Ort des Landes, ihm weit in Oſten lag; hier fand er, ſo weit ſeine ſeemänniſchen Erfahrungen reichten, alle Anzeichen von einem nicht mehr fern von ihm im Weſten liegenden Lande, weil es aber ſchon gegen Ende des Auguſt und ſeine Beſorgniß, daß der Winter ihn in dieſen unbekannten Gegenden des Meeres überraſchen könne, nicht unbegründet ſchien, wagte er es nicht ſeine Entdeckung weiter zu verfolgen. So hatte ſich um den vorher mit all ſeinen kühnen Plänen ſo einſam daſtehenden Columbus ein Kreis von Männern gebildet, unter denen kein einziger war, der nicht vollkommen mit ſeinen Anſichten übereinſtimmte, ſeinen hohen Geiſt ehrte und bewunderte. Obgleich keiner von dieſen Allen an Ruf der Gelehrſamkeit oder an äußrem Rang und Würden den Mitgliedern jener Verſammlung in Salamanca gleich kam, welche ſpäter über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der großen Entdeckungsreiſe aburtheilte, ſo ſtunden ſie dagegen dennoch, was den geſunden Verſtand und Sinn, was richtiges Urtheil und Gefühl für Wahrheit betraf, hoch über jenen berühmten und gelehrten Leuten.

Der gute Prior Juan Perez war eine jener einfältigen, lauteren, treuen Seelen, welche ſich in ihrem Feſthalten an dem, was ſie ſeinem Weſen nach für gut erkennen, durch keinen äußren Schein, durch kein Urtheil der großen Menge irre machen laſſen. Er hatte ſich, von den erſten Stunden ihrer wechſelſeitigen Bekanntſchaft an, mit Columbus innig

befreundet gefühlt, weil in ihnen beiden die Liebe zu Christo dem Herrn, der Eifer für die Ausbreitung Seines Reiches die belebende Mitte all ihres Denkens und Handelns war, und weil in dem Lichte des Erkennens, das von diesem Mittelpunkt ausstrahlte, jener Zug des Wandertriebes, der den Geist des großen genuesischen Seefahrers bewegte, als ein aus höherem, göttlichen Antrieb entsprungener, erschien. Die Begeisterung für diese gute Sache hatte sich allen Mitgliedern der kleinen geographischen Gesellschaft in la Rabida mitgetheilt, im größesten Maaße jedoch war sie von dem, der sie zuerst in diesem Kreise erweckte, auf den alten, guten Prior übergegangen. Dieser sann jetzt auf nichts Andres als darauf, wie er seinem Freunde die Mittel verschaffen könne das Werk der Entdeckungsreise zu beginnen und auszuführen.

Gerade in jener Zeit, als Columbus nach Spanien kam, war der politische Zustand dieses Landes in einem Aufschwunge begriffen, durch welchen dasselbe zu einer der bedeutendsten Mächte von Europa zu werden versprach. Durch die Vermählung des Königes Ferdinand von Aragonien mit Isabella, der Thronerbin von Kastilien, waren diese beiden Königreiche zu einem vereint worden, welches an Kraft jenen letzten Resten der maurisch-islamitischen Macht, die sich nur noch auf die Gränzen des Königreiches Granada beschränkt sahen, weit überlegen war. König Ferdinand, ein ritterlich kräftiger, für die Kriegs- wie für die Staatskunde tüchtig begabter Herrscher, ließ sein Volk, neben dem Guten, das er mit der Schärfe des Schwertes wie des Verstandes für dasselbe erkämpfte, nur zu oft die rücksichtslose, gewaltthätige Strenge eines Kriegsmannes fühlen, der nichts Andres um sich her will gelten lassen, als das Gebot der Subordination. Selbst das Geistige, das sich unter die-

sen Zwang nicht beugen lässet, wollte er in seiner Weise entweder beherrschen, oder seiner äußren Erscheinung nach vernichten: er war es, von welchem die Austreibung oder Hinrichtung der Juden, die vollständige Einführung der Inquisition, das grausame Verfahren gegen die mauriſch-mohamedaniſchen Bewohner des Landes ausgieng. Bereicherung der königlichen Kassen, Erweiterung der königlichen Macht, Vergrößerung seiner Herrschaft durch neuen Gewinn von Ländern, auf dem Wege der Gewalt wie der List, durch Recht wie durch Unrecht, bilden genau betrachtet die Grundzüge des Strebens und der Wirksamkeit König Ferdinands von Aragonien.

Zu des Landes Glück war diesem Herrscher eine Mitregentin und Königin beigesellt, welche in der Geschichte der damaligen Zeiten als eine der edelsten, anziehendsten Erscheinungen dasteht. Die schöne Thronerbin von Kastilien, Isabella, verrieth nicht nur durch die Farbe ihres Haares und ihrer blauen Augen die Abstammung aus gothisch-deutschem Stamme, sondern auch durch die Eigenschaften ihres Gemüthes zeigte sie sich als eine geistige Stammverwandte jener hochbegabten Frauen, welche uns die deutsche Geschichte in der Reihe ihrer Königinnen und Fürstinnen nennt. Sie war fromm und mild, eine wohlwollende Mutter ihres Landes, den Wissenschaften und Künsten zugethan. Bei ihrer Vermählung mit Ferdinand war ihr eine gewisse Selbstständigkeit der königlichen Macht in Kastilien zugesichert worden und sie wußte sich in dieser zu behaupten, sie hatte ihr eignes Ministerium, ihre eignen Räthe, erhielt ihrem Lande seine eigne Verfassung, war aber bei diesem allen eine so treue Verbündete ihres Gemahles und Theilnehmerin an all seinen kriegeriſchen Unternehmungen gegen die innren Feinde des Landes, daß sie selbst, zu Pferde sitzend, bei den Kriegs-

heeren erſchien, die in Granada gegen die Mauren kämpften, und die Soldaten zum tapfren Streit ermunterte. So weit ſie übrigens dies vermochte und durch ſcheinbar religiöſe Vorſtellungen nicht geblendet war, ſuchte ſie den blutigen Gewaltthätigkeiten ihres Gemahles gegen die beſiegten Mauren ſo wie gegen die verfolgten Iſraeliten und der Uebermacht der Inquiſition mildernden Einhalt zu thun. In ihren Sitten einfach und anſpruchslos, in ihrer Hofhaltung weislich ſparſam, war der beſſere Theil ihrer Zeit den Geſchäften der Regierung, deren ſie treulich ſich annahm und jenen geiſtigen Erheitrungen gewidmet, welche die Wiſſenſchaft ihr gewährte, denn ſie verſammelte öfters um ſich die gelehrteſten und weiſeſten Männer des Landes, ſuchte in jeder Weiſe allgemeine Bildung und Erkenntniſſe zu befördern, zu welchem Zwecke ſie die neue Erfindung der Buchdruckerei ſo kräftig benutzte, daß unter Iſabellens Regierung ungleich mehr Bücher in Spanien gedruckt wurden als in unſrem, faſt nur Zeitungen leſenden Jahrhundert.

Dieſe hochſinnige Königin war es, durch deren mächtige Theilnahme und Hülfe dem Columbus nach langem, vergeblichen Harren die Erfüllung ſeines Wunſches möglich wurde. Juan Perez, der Prior von la Rabida ſtund in nahen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Fernando de Talavera, dem Beichtvater der Königin, der als ſolcher und wegen ſeiner politiſchen Einſichten in hohem Anſehen bei Hofe war. An dieſen gab der gute Prior dem Columbus einen Brief mit, darin er ſeinen vielvermögenden Freund aufs Dringendſte um ſeine Verwendung für ein Unternehmen bat, von deſſen hoher Wichtigkeit er ſo innig überzeugt war. Während der Vater mit dieſem Briefe ſein Glück bei Hofe verſuchte, blieb ſein Sohn Diego im

Kloſter la Rabida, unter Aufſicht und Pflege des wohlwollenden Vorſtandes.

Es war zu Anfang des Jahres 1486, als Columbus an den Hof nach Cordova kam. Er fand hier nicht die Aufnahme, die er ſelber, und ſein Freund der Prior, ſich verſprochen hatten. Fernando de Talavera, der königliche Beichtvater, hatte, am Hofe und im Glanze deſſelben, den einfältigeren, richtigeren Maßſtab für die Schätzung des Werthes eines Mannes, der von der Art des großen Genueſen war, verloren; er ließ durch den äußren Anſchein ſich irreführen. Da ſtund ein Mann vor ihm, in geringem, armſeligen Aufzug, der mit der Würde eines Königes, denn Columbus trug das Selbſtgefühl eines künftigen Herrſchers ferner Länder und Völker mit ſich, ihm ins Auge blickte; ein Menſch, der von Dingen, welche er noch nie geſehen, von einer Welt, die jenſeit des weiten Meeres lag, mit einer Zuverſicht ſprach, als ſey er dort längſt zu Hauſe geweſen und deſſen Rede, voll prophetiſcher Begeiſterung, neben dem Converſationston der Höfe, wie eine fremde, unverſtändliche Sprache erſchien. Dieſer Menſch glich in den Augen des Talavera mehr einem Schwärmer und Phantaſten als einem ſolchen, den der gutmüthige, altersſchwache Prior von la Rabida in ihm zu ſehen gewähnt hatte. Der Empfehlungsbrief blieb ohne alle Wirkung.

Freilich kam hierzu auch noch, den günſtigen Fortgang hemmend, die damalige politiſche Lage des aragoniſch-caſtilianiſchen Reiches. Die beiden, bis dahin entzweiten mauriſchen Herrſcher von Granada, Muley Boabdil der Oheim und Mohamed Boabdil der Neffe hatten ſich verſöhnt und vereint und bildeten jetzt eine Streitmacht, welche, begünſtigt von der natürlichen Beſchaffenheit ihres Landes, von der Feſtigkeit ihrer Städte und Burgen, eine verhältniß-

mäßig höchst bedeutende war. Der König Ferdinand war schon im Frühling mit einem Heer seiner Streiter zur Belagerung der Stadt Loxa ausgezogen und die Königin, die noch in Cordova verweilte, war so ganz mit der Ausrüstung des nachrückenden Heeres, mit Herbeischaffung der Unterhaltungsmittel für den Feldzug beschäftigt, daß ihr für irgend etwas Andres weder Zeit noch Sinn blieb. Am 12. Juni zog sie selber mit einer Abtheilung der Truppen ihrem Gemahle nach, zu Felde, wohnte der Belagerung von Moclin bei, nahm Theil an den siegreichen Fortschritten der christlichen Waffenthaten in der Vega von Granada so wie bei der Heimkehr nach Cordova an den Freuden der Siegesfeste, mußte aber dann sogleich von neuem, den Gemahl begleitend, zu einem andren kriegerischen Unternehmen, gegen den in Aufstand begriffenen Grafen von Lemos in Gallizien aufbrechen. Erst im Winter genoß das königliche Paar zu Salamanca einer kurzen Zeit der Ruhe.

Columbus, festhaltend an dem unerschütterlichen Glauben, daß seine Berufung und Sendung zu dem großen Werk, das seine ganze Seele erfüllte, nicht von Menschen, sondern von Gott sey, der das, was von Ihm kam, zu seiner Zeit fördern und zur Vollendung führen werde, hatte sich von der kalten Behandlung des Talavera nicht entmuthigen lassen. Er war ruhig in Cordova geblieben, hatte sich in seiner alten Weise durch seine sauberen, wissenschaftlich genauen Zeichnungen von Landcharten den nöthigen Unterhalt erworben und vielleicht war das stille, verborgene Leben, das er damals in Cordova führte, für ihn ein glücklicheres als das spätere, durch Undank, Haß und Neid so oft getrübte, welches in den Tagen seines höchsten Ruhmes ihm beschieden war. Denn der vierzigjährige Mann hatte, nach einem mehrjährigen Wittwerstande in der edlen Beatrice

Enriquez eine Freundin und Lebensgefährtin gefunden, welche alle seine Sorgen ihn vergessen machte und welche nachmals die Mutter des zweiten Sohnes des großen Seehelden, jenes Fernando Columbus wurde, der als Gelehrter und im Gebiet des Wissens eben so ausgezeichnet war als in Thaten des Seedienstes und der politischen Geschäfte. Es ist derselbe, dem wir eine Beschreibung des Lebens und der Reisen seines Vaters, des Christoph Columbus verdanken, die uns als eine ergiebige Quelle der Geschichte jener Zeiten dient.

Wie durch die Liebe seiner Beatrice, so wurde Columbus auch durch die Freundschaft erquickt und für seine künftigen Thaten gestärkt, welche schon während seines ersten Aufenthaltes in Cordova mehrere der dort lebenden, an Einsicht wie an äußrem Range hochgestellten Männer ihm gewährten. Alonzo de Quintavilla, der Vorstand des Finanzwesens in Kastilien, nahm ihn in sein Haus auf und er so wie der päpstliche Nuncius Alexander Geraldini, der Instructor der jüngeren königlichen Kinder, wurden sehr bald warme Theilnehmer und Vertheidiger der Weltanschauungen ihres Freundes. Durch diese beiden Männer wurde Columbus auch bei dem Erzbischof von Toledo, Don Pedro Gonzalez de Mendoza eingeführt, der bei Ferdinand und Isabella in so großer Achtung stund und dessen Rath und Aussprüche für beide eine so hohe Geltung hatten, daß Peter Martyr ihn scherzhaft den dritten König von Spanien nennt. Der Mann verdiente aber auch dieses königliche Vertrauen in hohem Maaße, denn er war von klarem Verstand, scharfem, treffenden Urtheil und wohlwollendem Gemüth. Als deshalb Columbus seine Ansichten ihm mittheilte, wurden die Bedenklichkeiten, die der Erzbischof anfangs aus frommer, vorgefaßter Meinung dagegen hatte, bald, von diesem selber beseitigt, denn

er erkannte wohl, daß er, so ausgezeichnet auch übrigens seine Gelehrsamkeit seyn mochte, gerade in der Kosmographie einer besseren Belehrung bedürfe und nahm diese sehr gern von dem Manne an, welcher vielleicht unter allen damals Lebenden sie zu ertheilen am geeignetsten war. Wie sein Verstand, so wurde auch sein Herz für Columbus gewonnen, dessen hoher Ernst und frommer Sinn sein ganzes Wesen ansprachen; er wurde von nun an ein Schützer und Freund des großen Genuesen. Er war es auch, der nach einiger Zeit dem Columbus eine Audienz bei Ferdinand und Isabella verschaffte. Bescheiden, aber dennoch mit jener hohen Würde, welche dem kühnen Seefahrer aus dem Gedanken an seinen ihm von Gott verliehenen Beruf kam, entwickelte derselbe seine Ansichten und Pläne vor den beiden Majestäten; der König, obwohl die Sprache der Begeisterung, welche Columbus führte, seinen Ohren fremd und fast schwärmerisch erschien, erkannte dennoch mit seinem scharfen Blicke, daß an der Sache etwas Wahres und Tüchtiges sey; er beschloß eine Zusammenkunft der bedeutendsten Gelehrten des Landes in Salamanca zu veranstalten, wo dann über die Ausführbarkeit des Unternehmens entschieden werden solle.

Aus allen Gegenden versammelten sich, durch Talavera, den vorhin erwähnten Beichtvater der Königin berufen, die Professoren der Hochschulen: Theologen, Philosophen, Mathematiker, Astronomen und Physiker; die höchsten Würdenträger des geistlichen und weltlichen Standes, die verschiedenen geistlichen Orden hatten ihre Vertreter gesendet, es war ein hochansehnlicher, bunter Kreis, vor dessen Richterblick der äußerlich unansehnliche, schlichte Seemann sich hinstellte.

Dieser verlor nicht seinen freudigen Muth; ruhig und

beredt entwickelte und vertheidigte er das, was seine feste, innige Ueberzeugung war. Nur die Väter des Dominicanerordens, in deren Kloster er während der ganzen Dauer der Verhandlungen gastfreundliche Aufnahme und Pflege gefunden hatte, und welche eine bedeutende Zahl wissenschaftlich gebildeter Männer unter sich hatten, hörten den Redner gleich bei seinem ersten Auftreten mit Aufmerksamkeit und unverkennbarer Theilnahme an, bei den meisten Andren konnte man jene vorgefaßte Meinung bemerken, die sie gegen einen vermeintlichen, aus der Fremde hergelaufenen Abentheurer hatten, der sich vermaß etwas zu behaupten, das, wenn es wahr wäre, schon längst durch die großen Gelehrten und Forscher sowie durch die Seefahrer der früheren wie der jetzigen Zeit aufgefunden worden wäre. Was alle Gelehrten nicht gewußt hatten und wußten, das wollte jetzt ein ungelehrter, armer Schiffer wissen. Den Stellen der klassischen Alten, die der ungelehrte Mann dennoch mit großer Geschicklichkeit für seine Theorie anführte, setzten einige gelehrte Geistliche der Versammlung Stellen aus den Kirchenvätern entgegen, namentlich eine des Lactantius, der die Behauptung, daß die Erde rund und ringsum bewohnbar sey, der das Daseyn von Gegenfüßlern als ein unsinniges Mährchen betrachtet, dann jene Aeußerung des heiligen Augustinus, daß die Annahme, nach welcher auch die andre Seite der Erde von Menschen bewohnt seyn solle, mit der Lehre der h. Schrift im Widerspruch stehe, weil sie mit der Abstammung aller Menschen von einem gemeinsamen Elternpaare sich nicht vereinen lasse. Selbst Stellen aus den Psalmen und aus andren Büchern der Schrift wurden angeführt, als im Widerspruch stehend mit der Behauptung, daß die Erde rund sey. Andre Männer jedoch gab es unter dieser hochgelehrten Versammlung, welche nicht einmal aus miß-

verſtandenen Stellen der heiligen Schrift, ſondern ſcheinbar aus Gründen der Vernunft Einwürfe hervorhoben, welche im höchſten Grade ungereimt und unvernünftig waren. Hörte man doch ſogar von einem die Behauptung, daß wenn die Erde rund ſey und die Schiffe an der Seite der Kugel hinabgleitend bis zu einer gewiſſen Tiefe kämen, es denſelben unmöglich werden müſſe, ſelbſt bei dem günſtigſten Wind, wieder bergan zu fahren. Das Mährchen von der heißen Zone, unter welcher kein lebendes Weſen ausdauern könnte, widerlegte Columbus aus eigner Erfahrung; denn er war auf einer ſeiner Reiſen, an der Küſte von Guinea, ſchon im Bereiche dieſer angeblichen heißen Zone geweſen und hatte dort ein von vielen Menſchen bewohntes, an allen Erzeugniſſen der Natur überaus fruchtbares, reiches Land gefunden.

Mitten unter der großen Maſſe der blinden, von Vorurtheilen befangenen Gegner fand indeß der geiſtreiche Genueſe auch einzelne warme Anhänger und Vertheidiger. An der Spitze dieſer unbefangenen, günſtigen Parthei ſtund Diego de Deza, der würdige und gelehrte Profeſſor der Theologie zu St. Stephan in Salamanca, nachmaliger Erzbiſchoff von Sevilla. Dieſer trat zuerſt den Einwürfen ſeiner Standesgenoſſen eben ſo freiſinnig als würdig entgegen, er verlangte, daß man den Mann wenigſtens ruhig anhören und ſeine für jeden Unbefangenen einleuchtenden Gründe prüfen möge; er nahm ſich mit Wärme des vereinzelt ſtehenden Fremdlinges an. Dieſer aber, je heftiger der Streit ſich entzündete, wurde immer muthiger, ſeine Rede immer erhabener und freudiger; wie ein begeiſterter Seher ſprach er das aus, davon ſein Herz voll war: den großen Gedanken, den er ſeit einer Reihe von Jahren in ſeinem Innern gehegt und ausgebildet hatte; ſeine hohe Geſtalt,

der majestätische Ernst seiner Mienen, seine wohllautende Stimme gaben dem, was er sprach, einen noch größeren Nachdruck, Viele wurden für die Person wie für das Unternehmen des Mannes eingenommen, aber nur ein Theil von diesen wagte es ein eignes Urtheil zu haben; eine Mehrheit der Stimmen erhub sich, welche den großen Columbus für einen Schwärmer und Träumer, sein Unternehmen als ein unausführbares und zweckloses erklärte.

Es erscheint als ein ganz besondres Mißgeschick für den trefflichen Mann, daß gerade jener einflußreiche Geistliche, an den ihn sein Freund, der alte Prior von la Rabida empfohlen hatte, Fernando de Talavera von Anfang an gegen ihn eingenommen und seinem Unternehmen so abgeneigt war. Unglücklicher Weise hatte auch dieser hochgestellte Mann die Leitung der allgemeinen Rathschlüsse der gelehrten Versammlung so wie die Berichterstattung darüber an den Hof, in seinen Händen, und seiner Ungunst ist es zum Theil zuzuschreiben, daß die Entscheidung des Königes und der Königin so lange hinausgeschoben und so vielfach verkümmert wurde. Indeß wirkte hierbei auch der Drang der äußren Umstände sehr bedeutend mit. Der Hof verließ mit dem Beginn des Frühlinges 1487 Salamanca und schloß sich dem Zuge des Heeres an, welches zur Belagerung und Erstürmung von Malaga, der mächtigen maurischen Hauptstadt sich rüstete. Columbus, auf eine ganz nahe Entscheidung seiner Angelegenheiten vertröstet, machte den Zug mit. Eine neue Freundschaftsverbindung, mit einer geistvollen, für alle höhere Interessen empfänglichen Frau, kam auf diesem Wege seinem Unternehmen zu Hülfe. Die Markgräfin von Moya, dieselbe, welche dem Dolche der Mörder, der für die Brust der Königin geschliffen war, nur durch eine glückliche Wendung entgieng, und die seit-

dem eine noch innigere Vertraute Isabellens geworden, hatte an des Columbus Schicksalen so wie an seinen großartigen Entwürfen so innige Theilnahme gewonnen, daß sie durch ihre begütigende Zusprache ein Gewicht gegen die ungünstigen Einflüsterungen des gehässigen Prälaten zu bilden vermochte. Solche Tröstungen jedoch thaten auch dem damals unstät, von einem Aufenthaltsorte zum andren herumirrenden Manne ganz besonders nöthig, denn durch seine einflußreichen Gegner und Neider war derselbe zu einem Gegenstand, fast des Spottes der Kinder geworden, welche, wenn er mit gebeugtem Haupte und mit traurigen Mienen im Gefolge des Königes sich sehen ließ, auf ihn hinwinkten, andeutend: dies ist der Träumer.

Die Königin Isabella übrigens, der man deshalb einen fast eben so großen Antheil an der Entdeckung der neuen Welt zuschreiben kann als dem Columbus selber, war es, welche ihn so wie sich selber ohne Aufhören bei guter Hoffnung, auf das endliche Gelingen des großen Unternehmens zu erhalten suchte; sie ließ von Zeit zu Zeit Zahlungen als Wartegeld an ihn verabreichen und mit ihr zugleich unterstützten ihn der großmüthige schon vorhin genannte Alonzo de Quintavilla, der Herzog von Medina Celi und der Mitstreiter vor dem Gelehrtentribunal in Salamanca, Diego de Deza. Eine Ermuthigung von andrer Art mochten dem vielgeplagten Manne auch jene Anerbietungen gewähren, welche ihm im J. 1488 und 1489 der König Johann II von Portugal, sowie Heinrich VII von England machten, in ihre Dienste zu treten und mit ihrer Unterstützung seine Entdeckungsreise zu unternehmen. In einem der Feldzüge dieser beiden Jahre hatte Columbus in der Mitte der andren Krieger, durch Thaten der persönlichen Tapferkeit sich ausgezeichnet. Eine neue Verstärkung des innren

Antriebes, zur Vollführung seines großen Unternehmens war ihm durch jene Aufforderung gekommen, welche um jene Zeit die Väter des heiligen Grabes in Jerusalem an die ganze europäische Christenheit zur Hülfe gegen die barbarischen Gewaltthätigkeiten und Drohungen der Moslims ergehen ließen; der Mann voll kühner Hoffnungen gelobte sichs, als er die Gefahr der heiligen Stätte vernahm, den Gewinn, den seine Entdeckungsreise ihm bringen könnte, zunächst und am meisten für die Wiedergewinnung des heiligen Grabes, für die Befreiung Jerusalems von mohamedanischer Obergewalt zu verwenden. Es war dies wieder eine neue Palme zu jenen andren, welche der in seinen Hoffnungen glückselige „Träumer" als künftigen Siegespreis seiner Thaten und Kämpfe sich vor Augen stellte.

Endlich erhielt, nach jahrelangem Warten Columbus den Bescheid des Hofes, aus der Hand des mißgünstigen Fernando de Talavera. Der Inhalt der königlichen Entschließung lautete so: daß in diesem Augenblick zu viele und große Ausgaben auf dem Staate lasteten, als daß derselbe im Stande sey auf neue, kostspielige Unternehmungen sich einzulassen; daß aber darum die Hoffnung auf eine Gewährung der Bitte, bei einer günstigen Zeit nicht aufzugeben sey. Der so oft getäuschte Seemann, als er nach mehr denn sechsjährigem Harren sich nur aufs Ungewisse hin verwiesen sahe, beschloß jetzt ernstlich das ihm durch Liebe und Freundschaft so theuer gewordne Spanien zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben, dessen König, Karl VIII ihm kurz vorher aufgefordert hatte in seine Dienste zu treten.

Noch einmal, gegen Anfang des Jahres 1492 kam Columbus vor der Pforte des Klosters la Rabida an, das ihm vor 6 Jahren eine trauliche Zufluchtsstätte geworden; er kam auch a diesmal wie ein rmer Wandersmann, mit

abgetragenem Rocke und mit einem tiefgebeugten Gemüth. Als der treue alte Prior Juan Perez den Freund in solchem äußren Zustand und in solcher Stimmung zu sich hereintreten sahe, als er gleich bei dem ersten Gespräch es erfuhr, daß derselbe im Begriff stehe Spanien auf immer zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, da wurde er tief bewegt. Auch er, der gute Prior, war einst, in ihrer früheren Jugend der Beichtvater und geistliche Führer der Königin Isabella gewesen; er wußte es, daß diese noch immer in dankbar kindlicher Zuneigung sich seiner erinnre; er machte den letzten entscheidenden Versuch seinen Freund für Spanien zu erhalten, schrieb einen Brief, voll dringender Vorstellungen an die edle Herrscherin und ließ ihn durch einen redlichen, verständigen Steuermann aus Lepi: den Sebastian Rodriguez bestellen. Nach 14 Tagen kam die Antwort: der Prior solle selbst vor der Königin erscheinen, die damals in dem neuerbauten, zur kriegerischen Festung bestimmten Santa Fé sich aufhielt. Noch in derselben Nacht sattelte der treugesinnte Mann sein Maulthier und in wenig Tagen erschien er bei Hofe.

Mit solcher Wärme und in so eindringender Weise hatte noch Niemand für Columbus und sein großes Unternehmen zu den Ohren und dem Herzen der geist- wie gemüthvollen Königin Isabella gesprochen als der alte, ehrwürdige Bekannte und geistliche Führer ihrer Jugend: der gute Prior von la Rabida. Seine Vorstellungen wurden von der Markgräfin von Moya mit gleicher Wärme unterstützt. Einer so beredten Fürsprache konnte die Königin nicht widerstehen, sie sprach das Verlangen aus, daß Columbus noch einmal vor ihr erscheinen solle und nach der ihr eignen Milde ließ sie demselben sogleich eine für jene Zeit bedeutende Summe *)

*) 20.000 Maravedis, nach unsrem Geld gegen 540 fl.

anweiſen, damit er ſich ein Maulthier für ſeine Reiſe verſchaffen und mit einer für den Hof anſtändigen Kleidung verſehen könne. Der edle Prior ließ augenblicklich dieſe günſtige Nachricht und die empfangene Summe durch einen Mann aus Palos dem in La Rabida harrenden Freunde zukommen und dieſer ſäumte nicht dem königlichen Befehl zu gehorchen.

Columbus kam gerade in jenen für die ſpaniſche Geſchichte denkwürdigen Tagen im Heerlager und bei Hofe an, als Granada, der letzte feſte Haltpunkt der mauriſchen Macht den ſiegreichen Händen der Chriſten ſich ergab. Hiermit endigten ſich jene faſt achthundertjährigen blutigen Kämpfe, welche der mohamedaniſche Halbmond mit dem Kreuz geführt hatte; jener verſchwand für immer von der pyrenäiſchen Halbinſel. Eine Reihe der glänzendſten Feſtlichkeiten begann, in Folge des herrlichen Sieges; der Hof erſchien in einer noch nie geſehenen Pracht, in der Mitte aber des königlichen, von der Siegesfreude trunkenen Gefolges zeigte ſich ein Mann mit ernſten Mienen der an dieſem Freudenrauſche keinen Theil nahm, weil er an andre, größere Siege des Chriſtenthumes dachte als der über den letzten Reſt der mohamedaniſchen Macht in Granada geweſen; dieſer Mann war Columbus. Mit Ungeduld wartete derſelbe auf den Augenblick, in welchem der Lärm der Freudenfeſte enden und das königliche Paar für andre Gedanken wieder empfänglich ſeyn werde.

Dieſer Augenblick kam, gewährte jedoch keineswegs das was Columbus erwartet hatte. Der ihm von Anfang an ungünſtige Fernando de Talavera, deſſen Stolz ſeitdem durch ſeine Ernennung zum Erzbiſchoff von Granada noch bedeutend gewachſen war, hatte abermals die Unterhandlung zu leiten und als der große Genueſe, voll von jenen hohen

Erwartungen, die er auf das Gelingen seines Unternehmens gründete, Forderungen machte, wie sie für den Entdecker einer neuen Welt nicht unziemlich waren, entließ ihn Talavera mit Entrüstung. „Entweder", so stellte er der Königin die Sache dar, „das Unternehmen gelingt, und der spanische Thron ist genöthigt die übermäßig ehrgeizigen Bedingungen, welche ein fremder Abentheurer ihm vorschreibt, zu erfüllen, oder, was freilich ungleich wahrscheinlicher ist, es gelingt nicht und der Hof setzt sich dem Gespött aller auswärtigen Höfe über seine getäuschte Leichtgläubigkeit aus." Die gute Königin wurde abermals wankend in ihrem Entschluß, sie ließ den Columbus ermahnen seine Forderungen zu mäßigen, dieser aber bestund fest auf seinem Begehren; die Unterhandlung wurde abgebrochen; die so lang gehegte Hoffnung auf spanische Unterstützung schien für immer vernichtet; die Geduld des vielgeprüften Seemannes war zu Ende, er nahm Abschied von den Freunden und machte sich auf den Weg nach Frankreich.

Mit tiefem Schmerz sahen diese Freunde, deren Anzahl und deren geistige Kraft so wie äußre Stellung keine geringe war, den Columbus hinwegziehen. Ein großer Verlust drohete der Nation und dem Vaterland. Louis de Santangel, der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte in Aragonien, ein durch seine patriotischen Gesinnungen wie durch seinen klaren Verstand höchst achtungswürdiger Mann läßt sich bei der Königin zur Audienz melden. Diese empfängt ihn, und mit großer Freimüthigkeit äußert Santangel sein Erstaunen darüber, daß eine Herrscherin von solchem Geist und solchem Muthe, welche schon so große Unternehmungen glücklich zu Ende gebracht habe, Anstand nehmen könne auf ein Anerbieten einzugehen, bei welchem im Fall des Mißlingens der Verlust an gemachten Auslagen höchst unbedeu-

tend, der mögliche Gewinn aber ein unberechenbar hoher seyn werde. Er bat, zur Ehre Gottes wie der spanischen Nation, das große Unternehmen zu unterstützen, nicht sich irren zu lassen durch die Einflüsterungen übel unterrichteter, wenn auch sonst im Rufe der Gelehrsamkeit stehender Männer; eine fremde Macht werde ohnfehlbar eine solche Gelegenheit ihre Herrschaft über ein fernes, unermeßlich reiches Land auszubreiten, begierig ergreifen und Spanien werde dann zu spät beklagen, daß es den hohen Vortheil, der sich ihm dargeboten, so leicht aus den Händen gelassen habe. Ohnehin stehe Portugal, seitdem Diaz im J. 1486 die Südspitze von Afrika umschifft habe, bereits ganz nahe an dem glänzenden Ziele der Auffindung des Handelsweges nach Ostindien, und Frankreich, wenn jetzt Columbus in seine Dienste träte, werde noch schneller, und auf näherem Wege dahin gelangen.

Die Königin fühlte das Wahre und Treffende, das in Santangels Vorstellungen lag. Durch den letzten, so eben beendigten Feldzug jedoch war ihre Kasse so sehr erschöpft, daß sie kein andres Mittel sahe die zur Ausrüstung des Reiseunternehmens nöthige Summe aufzutreiben als die Verpfändung ihrer Juwelen; aber selbst hierzu erklärte sie sich bereit. Santangel, tief gerührt über den hohen Entschluß der huldvollen Herrscherin, küßte dieser die Hand und bat sie ihre Juwelen zu behalten, ihm aber zu erlauben, daß er selber die nöthige Summe, von 17,000 Gulden vorstrecke. Ein reitender Bote ward dem Columbus nachgesendet, holte diesen einige Stunden jenseits Granada ein und führte ihn noch einmal vor das Angesicht der Königin zurück.

Diese hatte nun alle ihre früheren Bedenklichkeiten besiegt; sie gab sich ungehemmt und von ganzem Herzen der frommen Begeisterung für ein Unternehmen hin, das vor

Allem zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden dienen ſollte; ihr königlicher Gemahl dagegen, welcher jetzt auch ſeine Zuſtimmung gegeben, dachte an die Ausbreitung ſeiner eignen weltlichen Macht und an den Gewinn jener Schätze, an denen das Land, nach welchem die Fahrt gieng, ſo unermeßlich reich ſeyn ſollte und ſo waren beide in Hoffnung fröhlich. Ein Vertrag zwiſchen dem königlichen Paare und dem Columbus ward jetzt, am 17ten April 1492 unterzeichnet, in welchem dem Letzteren alle die Forderungen gewährt wurden, welche man kurz vorher als ganz unmäßige hinweggewieſen hatte. Derſelbe wurde zum Großadmiral aller der neuen Meere, zum Vicekönig all der Länder und Inſeln ernannt, welche er auf ſeiner Fahrt entdecken werde; der zehnte Theil alles reinen Gewinnes war ſein und all dieſe Vortheile ſollten erblich auf ſeine Nachkommen übergehen. Er ſelber dagegen verpflichtete ſich von ſeinem Gewinn den achten Theil der Ausrüſtungskoſten zu vergüten. Die gütige Königin fügte all dieſer Gewährung noch einen andren Beweis ihrer Huld bei, indem ſie den älteſten Sohn des Seefahrers, den Diego als Pagen in die Dienſte ihres älteſten Prinzen und vermuthlichen Thronerben Johann nahm, eine Auszeichnung, welche damals nur den Söhnen des höchſten Adels widerfuhr. So war dem Sohne des genueſiſchen Wollkämmers, dem Zeichner der Landcharten in ſeinem 56. Jahre das gelungen, was ſeit ſeinem Knabenalter ein dunkler Traum, ſeit dem Beginn ſeines Mannesalters ein herrſchender Gedanke ſeiner Seele geweſen.

Obgleich die Regierung durch ihr Beiſpiel auch in dem Volke eine Theilnahme an des Columbus Unternehmen zu wecken ſuchte, gelang dieſes dennoch nur mit großer Schwierigkeit. Man ſahe ſich genöthigt denen, welche die Fahrt als Seeleute mitmachen wollten, allerhand ſolche Vergün-

stigungen einzuräumen, die zur Anlockung selbst eines schlechten, verzweifelten Gesindels dienen konnten. Wenn z. B. Jemand in Person oder mit seinem Anwesen in einen Criminalprozeß verwickelt war, dann wurde dieser während seiner ganzen Seereise und auch auf zwei Monate nach seiner Rückkehr als niedergeschlagen und aufgehoben betrachtet. Doch sammelte sich um Columbus und sein Glück, als derselbe, diesmal wie im Triumph wieder im Kloster von La Rabida eingezogen war, von Palos her auch eine kleine Anzahl solcher furchtloser und erfahrener Seeleute, welche die Fahrt aus wahrhafter Neigung für das große Unternehmen mitmachten. Unter diesen war Martin Alonzo Pinzon, ein wohlbemittelter Schiffer und Bürger von Palos, der nicht nur durch ein freigebiges Darlehen aus eignen Mitteln, sondern auch durch den großen Einfluß, den er auf die Leute seines Standes in der ganzen Umgegend hatte, den Fortgang der Ausrüstung sehr beförderte. Mit jenem Manne, der bei Columbus späteren Schicksalen eine zum Theil zweideutige Rolle gespielt hat, nahm zugleich Vincent Pinzon, ein Bruder des Martin Alonzo, an der Seefahrt Antheil.

Freilich war die ganze Ausrüstung, für deren Förderung außer den Gebrüdern Pinzon auch der gute Prior von La Rabida, seinen ganzen, großen Einfluß auf das dortige Volk benutzte, im Vergleich mit dem, was in unsren Tagen nur etwa eine kleine Compagnie von Heringsfischern leistet, eine sehr ärmliche zu nennen. Dieselbe bestund aus drei Schiffen, davon das größeste kaum einem jener Marktschiffe zu vergleichen war, worinnen man, in unsren Küstengegenden die Handelsleute und Käufer aus einem kleinen Städtchen oder Dorfe, sammt ihren Waaren auf die Messe nach Bremen führt, die zwei kleineren waren eigentlich nur Boote, von etwas größerem Umfange, ohne Verdeck in ihrer

Mitte; nur vorn und hinten mit kleinen Kajüten versehen. Die ganze Mannschaft, welche in diesen Fahrzeugen zusammengedrängt war, bestund aus 120 Mann, welche großentheils durch Noth oder äußre Zwangsmittel zur Theilnahme an dem, wie man meinte mit augenscheinlicher Todesgefahr verbundnen Unternehmen bewogen worden waren. Namentlich hatte man die Eigenthümer des einen der kleineren Schiffe, die Pinta genannt, den Gomez Rascon und Christoval Quintero nur mit Gewalt zur Hergabe ihres Fahrzeuges zwingen können und diese beiden Männer waren es auch, welche im Verlauf der Fahrt durch ihren feindseligen Widerstand dem Columbus, der in dem größeren Schiff, Santa Maria genannt, commandirte, schweren Verdruß bereiteten. Endlich war, gegen Anfang des August Alles zur Abfahrt bereit. Der Admiral mit seinen Offizieren und seinem Schiffsvolk brachte den zweiten August und die darauf folgende Nacht im Gebet und mit Andachtsübungen im Kloster la Rabida zu. Gleich Solchen, welche auf dem Sterbebette das nahe Ende erwarten, beichteten sie, empfingen Lossprechung und Abendmahl; gleich Solchen, die einem nahen, fast sichren Tode entgegen gehen, sahe das Volk von Palos laut jammernd und weinend sie Freitags den 3. August 1492, frühe am Morgen unter Segel gehen.

6) Die erste Fahrt nach Amerika.

Es geschieht der Menschenseele in ihrem Verkehr mit der Welt des Sichtbaren etwas Aehnliches, als in dem Verkehr mit der Welt des Unsichtbaren und Geistigen. Das Streben nach einem noch Unbekannten und Fernliegenden wird in der Region des Instinctes durch ein Ahnen, in dem höheren Gebiet des Geistes durch den Glauben angeregt, beide aber, das Ahnen wie der Glaube, ziehen die

Kraft ihrer Ernährung und ihres Wachsthumes aus der Erfahrung, empfangen aus dieser ihre Stärke und Sicherheit. Mit welch schüchternen Schritten wagte sich die Schifffahrtskunde, geleitet durch das Ahnen, das in Prinz Heinrich lag, von einem Vorgebirge der Westküste von Afrika zum andren, und mit welcher Leichtigkeit und Zuversicht treten in unsren Tagen die Schiffer ihre Fahrt um den Westen und Süden von Afrika herum, nach Ostindien an! Eine Seereise von Europa nach Amerika erscheint anjetzt als ein höchst unbedeutendes Unternehmen, weil die Schifffahrtskunde in öfter wiederholtem, langfortgesetzten Umgang und Verkehr mit der Bahn der Meereswogen jene gewisse Zuversicht gewonnen hat von dem Daseyn des Landes, auf welches Columbus hoffte, weil sie, wie der Glaube, wenn er durch täglichen Umgang mit Dem, auf welchen er hoffet, stark und fest geworden, nicht mehr zweifelt an dem Fernliegenden, obwohl dieses das Auge noch nicht sichet.

Nur der Admiral und einige seiner muthigeren Begleiter sahen mit Freuden, wie ein günstiger Wind sie von der vaterländischen Küste hinweg nach Süden führte. Eine andre Parthei des Schiffsvolkes, an deren Spitze die vorhin erwähnten Eigenthümer der Pinta, Rascon und Quintero stunden, suchten nach allen Kräften schon jetzt die Weiterfahrt zu verhindern. Ihre Schuld war es, allem Anscheine nach, welche Beschädigungen am Steuerruder und an den Planken der Pinta herbeigeführt hatte, zu deren Ausbesserung ein Aufenthalt von mehreren Wochen an den Canarischen Inseln nöthig wurde. Portugiesische Fahrzeuge, welche, wie ein vorüberseglender spanischer Kauffahrtheischiffer versicherte, an der Insel Ferro dem Columbus auflauerten, um sich auf Befehl ihrer argwöhnischen Regierung seiner Person zu bemächtigen, gaben dem Admiral Veranlassung zu wohl-

gegründeten Besorgnissen, während seine Leute sich beim Anblick des feuerspeienden Pic von Teneriffa, so wie bei der, jetzt zum erstenmal beobachteten Abweichung der Magnetnadel einer thörichten Furcht hingaben.

Nach einer Windstille von mehreren Tagen, welche die Schiffe nach ihrem Auslaufen von der Insel Gomera noch im Angesicht der Canarischen Inseln und zuletzt von Ferro zurückgehalten hatte, schwellte endlich Sonntags den 11. September, am frühen Morgen, ein günstiger Wind die Segel und der Admiral begann, in gerader Richtung die Fahrt über die Breite des atlantischen Meeres nach Westen. Diese Richtung, so hatte er es angeordnet, sollte jedes der drei Fahrzeuge, im Fall einer Trennung derselben beibehalten, wenn sie jedoch bis zu einem Abstand von 700 Seemeilen gekommen wären, dann sollten sie, während des Dunkels der Nacht bis zum Anbruch des Tages alle Segel einziehen, weil dort, nach seiner Ansicht, die Insel Cipango sich finde, an deren Küsten ein seglendes Schiff bei Nacht leicht anlaufen und Gefahr laufen könne. Um übrigens sein so sehr zur Furcht geneigtes Schiffsvolk, das er ohne Aufhören mit den Erzählungen von den Reichthümern und Herrlichkeiten der Insel Cipango zu ergötzen suchte, auch im Fall eines Fehlgriffes seiner Voraussetzung bei gutem Muth zu erhalten, pflegte er über den Fortgang der Reise eine doppelte Rechnung zu führen, davon die eine, die richtigere nur ihm bekannt war, die andre, welche stets eine geringere Zahl von Meilen angab, den Andren mitgetheilt wurde. Er selbst stund Tag und Nacht mit dem Senkblei und allen Werkzeugen der seemännischen Beobachtungen auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, zeichnete auch die geringfügigsten Wahrnehmungen auf. Sein heiter

Muth theilte sich Allen mit, die für solchen geistigen Einfluß empfänglich waren.

Die Insel Cipango, dieses der Phantasie des Admirals vorschwebende Ziel der Entdeckungsreise, sollte wie erwähnt in einer Richtung liegen, welche etwas südwärts von Ferro gerade von Ost nach West über das Meer sich hinüberzieht. Der Anfang der Fahrt aus der bekannteren Region hinaus, zeichnete sich durch keine auffallenden Erscheinungen aus, der Wind war ziemlich günstig, nur schnell vorübergehend zeigten sich Wolken, aus deren etlichen ein Regenschauer sich ergoß; schon am 12. September wähnte das Schiffsvolk in einigen Seevögeln, die den Fahrzeugen sich näheten, Vorboten des Landes zu erblicken. Bald aber traten andre Erscheinungen ein, welche jenseits der Gränzen der damaligen Kunde der Meere lagen. Die Schiffe waren in die Region des Passat- oder des beständigen Ostwindes gekommen, welche bis auf mehrere Grade über den Wendekreis hinausgehet. Das Meer war ruhig, der Wind mäßig, dabei aber so andauernd, daß die Segel viele Tage lang dieselbe Stellung behalten konnten, jene günstigste für die Fahrt nach Westen, die man sich nur wünschen mochte, denn der Wind kam gerade von Osten her, der Himmel war von keinem Wölkchen getrübt, die Luft so mild und erquickend wie an einem vaterländischen Frühlingstage. Die Massen der Seegräser, welche wie grüne Wiesen auf der Meeresfläche sich ausbreiteten, und manche andere Anzeichen schienen am 18. September abermals die Nähe des Landes anzudeuten. Als jedoch die Fahrt noch immer, in unaufhaltsamer Eile nach Westen fortschritt und ein Tag nach dem andren vergieng, ohne daß das so sehnlich erwartete Land sich zeigte, da bemächtigten sich allmählig der größeren Menge der Reisegefährten Furcht und Schrecken. Selbst das, was

ihr Glück und ihr Vortheil war, der anhaltend günstige Ostwind, das Meer, so spiegelglatt und ruhig „wie das Wasser im Quadalquivirstrome" wurde für sie ein Gegenstand der Angst und der Besorgniß. Sie wähnten, sie seyen jetzt in eine Weite des Meeres gekommen wo kein andrer Wind jemals wehe als der aus Osten, welcher nothwendig, wenn sie einmal in das westlich gelegne Vaterland zurück wollten, die Heimfahrt hindern werde; die Stille des Meeres erschien ihnen wie eine Stille des Todes, der in dem gränzenlosen, den lebenden Menschen unannahbaren Ozean ihrer, wenn in Kurzem die Lebensmittel aufgezehrt seyn würden, mit Sicherheit warte. Nur von schnell vergänglicher Wirkung war deshalb auf ihr geängstetes Gemüth das Eintreten eines Südwestwindes so wie das Erscheinen einiger Singvögel, die auf den Seilen der Segel und Mastbäume am 20. September sich niederließen. Der Wind setzte bald nachher wieder nach Osten um, die Vögel verschwanden und auch eine starke Bewegung des Meeres, die von keinem Wind angeregt und begleitet am 25. September beobachtet wurde, obgleich sie den Wahn, als fände man sich hier in einem für jede Bewegung erstorbenen Meere, vollkommen beseitigte, konnte den täglich wachsenden Unmuth des Schiffsvolkes nicht stillen. Dieser rohe, meist gegen seinen Willen zur Theilnahme an der Entdeckungsfahrt genöthigte Haufe sahe in dem Admiral einen halbtollen Menschen, der aus Ehrgeiz sein eignes Leben wie das seiner Begleiter aufs Spiel setze; mit Gewalt müsse man ihn zur Rückkehr zwingen oder im Nothfall ihn, den Fremden, dessen sich in Spanien nur wenig einflußreiche Leute annehmen würden, ins Meer werfen und dann zu Hause erzählen, er sey von selber, bei seinen Beobachtungen der Sterne, vom Verdeck ins Wasser gefallen.

Dem Columbus war dieſe aufrühreriſche Stimmung ſeiner Leute nicht entgangen, er aber blieb feſt und ruhig, in ihm lebte die freudige Ueberzeugung, daß der Schöpfer und Herr der Meere und der Länder zu dieſem großen Werk ihn von Jugend an berufen und gezogen, und daß dieſer, der ihn ja ſchon bisher mit mächtigem Arme geſchützt und geleitet habe, ihn auch ſicher zum Ziele führen werde. Ein Gewölk in Südweſt, das eine täuſchende Aehnlichkeit mit einer Küſtengegend zeigte, hatte vom 25. September ſelbſt den erfahrenen Seemann Pinzon getäuſcht. Am 1. October berechnete man den Raum, den die Schiffe von den Canariſchen Inſeln bis hierher durchlaufen hatten. Nach jener wahren Schätzung, welche der Admiral vor ſeinen Leuten geheim hielt, betrug der bisher zurückgelegte Weg 707, nach der andren, die ſich auf die Mittheilungen gründete, welche er der Schiffsmannſchaft von Tag zu Tage gemacht hatte, nur 584 Seemeilen. Ganze Züge von Landvögeln wurden an einigen der darauf folgenden Tage geſehen, welche ihren Flug nach Südweſt nahmen; Pinzon hatte ſchon vorher darauf angetragen, daß man nach dieſer Richtung hinſteuern ſolle und auch der Admiral gab am 7. October zu einer Aenderung des bisherigen Laufes aus Weſt in Weſt-Süd-Weſt ſeine Einſtimmung. Mag nun in dieſer kleinen Abweichung von dem bisher ſo unabänderlich feſt verfolgten Reiſeplane, oder in der Entmuthigung des Schiffsvolkes, durch ſo oft getäuſchte Hoffnungen überhaupt, der Grund gelegen ſeyn, von dem verzweiflenden Mißtrauen gegen den Admiral und ſein ganzes Unternehmen, ſo viel iſt gewiß, daß die Lage des Columbus, ſeiner in voller Empörung begriffnen Mannſchaft gegenüber jetzt gefahrdrohender als jemals geworden war. Aber es ergieng auch hier nach dem alten Sprichwort: wo die Noth am größeſten, iſt

Gottes Hülfe am nächsten. Am 11. October sahe man Aeste voller Beeren, noch ganz frisch vom Baum abgerissen auf dem Meere schwimmen, bald nachher einen Stab, der durch Menschenhand künstlich eingekerbt war, Kräuter die am Ufer der Bäche oder Flüsse wachsen; es konnte kein Zweifel mehr seyn, das Land war ganz nahe. Als am Abend dieses Tages, nach jener Gewohnheit, welche während der ganzen Reise im Admiralschiff fest gehalten worden, der Abendgottesdienst gehalten, das Salve regina gesungen worden war, da hielt der Admiral an sein Volk eine ernste Anrede. Er erinnerte dasselbe an die Freundlichkeit und Milde, mit welcher Gott ihre Fahrt geschützt und gefördert, ihren gesunkenen Muth durch Hoffnungszeichen so oft wieder aufgerichtet habe. Jetzt sey nun auch für sie die Zeit gekommen nur Gott zu danken und zu loben, denn das Ziel sey so nahe, daß er, wie schon bei den Canarischen Inseln beschlossen worden, heute, von Mitternacht an alle Segel werde einziehen lassen, damit die Schiffe nicht im Dunkel der Nacht ans Land stießen.

Die Seeleute alle, von lebhafter Erwartung aufgeregt, blieben wach; der Admiral schaute unverwandt gegen Westen hin. Da bemerkte er zuerst ein Licht, wie von einer Fackel oder einem Feuerbrande, das abwechslend heller leuchtete, dann wieder aus den Augen entschwand. Gegen Morgen um 2 Uhr gab ein Kanonenschuß von der Pinta das verabredete Zeichen von der unmittelbaren Nähe des Landes. Land, Land, rief Jeder, man umarmte sich, laut schluchzend vor Freude, auf allen 3 Schiffen wurde der Lobgesang des Te Deum angestimmt. Der anbrechende Morgen, Freitags am 12. October 1492, zeigte endlich in voller Klarheit eine nahe vor Augen liegende Insel, deren Boden überall grünte, und welche durch ihre Baumpflanzungen einem schönen

Garten glich. Die nackten Einwohner der Insel hatten schaarenweise am Ufer sich versammelt und blickten voll Staunen nach den im Vergleich mit den ihrigen, riesengroßen Fahrzeugen und nach den Menschen von unbekannter Art hin, die auf den Schiffen stunden. Nach Sonnenaufgang bestieg der Admiral mit dem größesten Theil der Seinigen die Boote, man ruderte mit fliegenden Fahnen unter dem lauten Tönen der Kriegsmusik nach dem Ufer hin. Columbus in einem scharlachrothen, reich verzierten Kleide, das königliche Panier in der rechten Hand, stand am Vorderende des ersten Bootes, das ans Land stieß; er wollte der erste Europäer seyn, der die neue, von ihm entdeckte Welt beträte. Ihm nach sprangen die Andren hinaus auf den sichern Boden, den sie nach einem 40tägigen, angst- und gefahrvollen Herumschwanken auf dem unwirthbaren Meere mit solchem Entzücken betraten, daß dem Beispiel des Admirals folgend Alle nieder knieten und die Erde küßten. Ein Kreuz wurde errichtet, vor ihm gebetet, dann pflanzte der Admiral die königliche Flagge auf, nahm im Namen der beiden Majestäten von Spanien von der Insel, die er St. Salvator nannte*), Besitz. Als dieses geschehen, forderte er alle Gegenwärtige auf, ihm als den Stellvertreter der königlichen Gewalt, als Admiral und Vicekönige den Eid der Treue zu leisten. Wie hatte sich jetzt auf einmal die Stimmung des Schiffsvolkes so ganz verändert! Jene Leute, die noch vor wenig Tagen mit Mordgedanken gegen Columbus umgiengen, diesen als einen Träumer und Schwärmer verachteten, drängten sich jetzt in begeisterter Aufregung um ihn her, baten um Vergebung, gelobten von nun an unverbrüchliche Treue.

*) Bei den Engländern heißt sie Cat Island.

Ein sonderbares Verhältniß der gegenseitigen Anerkennung oder vielmehr der Verkennung bildete sich bei dem ersten Zusammentreffen zwischen den Europäern und den Eingebornen des Landes aus. Diese letzteren, die Eingebornen, ohne alle Kleidung, dagegen im Angesicht, zum Theil auch am ganzen Körper auf wunderliche Art mit allerhand Farben bemalt, auch durch die kupferfarbene Haut, durch das schwarze, straff und schlicht darniederhängende Haar, den Mangel des Bartes von allen andren Völkern, welche die Spanier bis dahin gesehen hatten, verschieden, erschienen den höher gebildeten Europäern als Wesen, welche an der Gränze der Thierheit, kaum als eigentliche Menschen betrachtet werden könnten. Ihre Sprache, aus rasch hervorgestoßenen Sylben bestehend, ihr schüchternes Benehmen, ihr trippelnder, hin- und herschwankender Gang, kam den gravitätisch einherschreitenden Spaniern als etwas so Neues, von der Menschenwürde Abweichendes vor, daß sie von ihrer vermeintlichen Höhe herab nur neugierig und mitleidig auf das Volk der Insel herabblickten. Ganz anders dagegen urtheilten in ihrer kindlich befangenen Weise die Indianer, so nannte sie Columbus, weil er seinen geographischen Ansichten nach diese Insel, so wie ihre ganze Nachbarschaft, als zu Indien gehörig betrachtete, über die Fremdlinge, welche jetzt in glänzender Waffenrüstung, mit Helm und Federbusch auf dem Haupte, mit bärtigem, übrigens weißfarbigem Angesicht, mit allen Zeichen einer geistigen wie leiblichen Ueberlegenheit, die weit über den Kreis ihrer Erfahrungen erhöht lag, sich näherten. Sie hatten am frühen Morgen die Schiffe, mit ihren gebundnen, oder durch veränderte Stellung schlaff darnieder hängenden Segeln als geflügelte Ungeheuer des Meeres angestaunt. Als die Boote, mit der bewaffneten Schaar ihrer Mannschaft,

mit dem lauten Getön der musikalischen Instrumente, mit den hoch in der Luft flatternden Fahnen dem Ufer sich nahten, da entflohe das schüchterne Volk in das Dickig der Gesträuche und Wälder und sahe von dort, mit der Neugier unwissender Kinder dem Treiben der Fremdlinge zu.

Es liegt vor Allem in dem Ausdruck und in den Geberden der Andacht jene Obergewalt, welche überall und immer der Geist über Seele und Leib hat*); auch an diesen Indianern zeigte sich darin ihre menschliche Natur, daß sie der Anblick dieser betenden Fremdlinge nicht nur mit Ehrfurcht, sondern mit einer zutraulichen Neigung erfüllte, welche sie unwiderstehlich zu den mächtig bewaffneten Männern hinzog. Diese erschienen ihnen jedoch nicht als gewöhnliche Menschen, sondern als Wesen von einem höheren als menschlichem Geschlecht; Gäste, welche von da, wo die Morgenröthe im Meere ihr krystallenes Gezelt hat, hergekommen, oder auf den weißen Schwingen (Segeln) jener Meerwunder, die jetzt dort im Wasser der Ruhe pflegten, aus der Luft herabgeflogen wären. Diese aus dem Luftreich gekommenen Wesen schienen nichts Böses und Gefahrdrohendes gegen sie im Sinne zu haben, sie trieben hier am Ufer ein stilles, von wunderbaren Geberden begleitetes Spiel; der hochgestaltete Mann in scharlachrothem Gewand, um den alle die Andren mit Zeichen der Ehrfurcht sich drängten, das mußte ihr mächtiger Vater und König seyn. Kann doch selbst die furchtsame Leguaneidechse, welche ihr wohlschmeckendes Fleisch zu einem Gegenstand der menschlichen Nachstellungen macht, dem Drange der Neugier nicht widerstehen, der sie nach dem, mit der Schlinge zugleich an einer Stange befestigten Lichte hinzieht; die Robbe kriecht heraus

*) M. v. Franz Drakes Biographie im 1. Bändchen S. 30.

ans Land, weil das Feuer eines Schmiedeofens, der Manati, wenn der Ton eines beſaiteten Inſtrumentes ſeine Aufmerkſamkeit anregt; ſo war auch in den Indianern, welche ſcheu wie eine Heerde von Schafen vor den mächtigen Fremden entflohen, die Neugier mächtiger als die Furcht, ſie traten aus dem Walde hervor, bald, wenn die Männer mit ſtählernem Leibe ſich bewegten, wieder zurück, bald, indem ſie einmal über das andere betend zur Erde ſich neigten, wieder vorwärts kommend und zuletzt ſtund eine ganze Schaar ſolcher neugierig ſtutzender Männer, unter ihnen nur ein einziges jugendliches, kühnes Weib um die Spanier her.

Wenn auch nicht die Sprache des Mundes, ſo war doch die des Auges, deſſen Blick ſelbſt der Säugling, ja das zahme Hausthier verſteht, den kindlich befangenen Indianern verſtändlich. Der Blick, namentlich des großen Königes dieſer Fremdlinge hatte nichts Abſchreckendes, er war freundlich wie der eines Vaters, und als nun, auf den Wink dieſes Königes die Männer von Stahl ihre Schätze aufthaten und daraus Schnüre von bunten Glasperlen, farbige Mützen, meſſingene Glöckchen und andre Nürnberger oder Venetianiſche Spielwaaren unter ſie vertheilten, da wurden ſie ſo voll Freude und ſo zutraulich, daß ſie mit ihren Händen das Gewand und die ſtählernen Rüſtungen, die ſtattlichen Bärte, ja die Haut des Angeſichtes und der Hände ihrer wundervollen Gäſte betaſteten und über die große Menſchenähnlichkeit ſo wie über die weiße Farbe derſelben ſich zu wundern ſchienen. Man konnte hier ſo ruhig und unbeſorgt ſeyn wie unter kleinen Kindern; dieſe Indianer hatten keine andern Waffen als eine Art von Lanzen: Stöcke oder Stangen, an dem einen Ende im Feuer gehärtet, oder mit einem ſpitzen Steine, mit Zähnen, mit Gräten von Fiſchen verſehen; das Eiſen ſowie alle daraus ge-

fertigten Gegenstände schienen ihnen ganz unbekannt. Auch von andren Seiten war hier nichts zu fürchten; namentlich von Raubthieren war nirgends eine Spur zu sehen.

Der Admiral, seiner vorgefaßten Meinung und geographischen Ansicht nach, konnte nichts Andres sich vorstellen, als daß er hier an einer jener Inseln gelandet sey, welche, nach Marco-Polos Reisebericht und Beschreibung ostwärts und gegenüber von Cathay im chinesischen Meere liegen sollten. Von Gewürzen war hier freilich nichts zu finden; die Hauptnahrung dieser nackten Indianer bestund in einer Art von zwar geschmacklosem, dabei aber sehr nahrhaften kuchenartigen Brode, Cassava genannt, welches aus den überaus mehlreichen, oft 20 bis 30 Pfund schweren Wurzeln der Maniokpflanze (**Jatropha Manihot**) bereitet waren *). Von Ackerbau hatten diese Leute keinen Begriff; die Baumwolle, davon sie später ganze Ballen als Tauschartikel herbeibrachten, wuchs ohne alle Pflege, in reicher Fülle auf den Bäumen und Gesträuchen ihrer Wälder. Dennoch fand sich, obwohl nur in geringer Menge, Etwas bei ihnen, was, nach des Columbus Meinung, in unverkennbarer Weise an das goldreiche Indien erinnerte, das

*) Die gleich wie bei uns das Getreide und die Kartoffeln für die heißen Länder höchst wichtige Manihocpflanze hat ihr Vaterland im ganzen tropischen Amerika. Ihr Stamm wird 6 bis 8 Fuß hoch, trägt fingerartig getheilte Blätter, gelbröthliche, einhäusige (Monoecia) Blüthen. Wie die Wolfsmilcharten, zu deren Familie der Manioc eigentlich gehört, enthält die große, fleischige Wurzel einen giftigen Saft, den man durch Auspressen und Auswaschen von dem Mehl entfernt, der aber schon durch die Hitze, beim Rösten und Sieden seine giftige Eigenschaft so sehr verliert, daß man die gebratene Wurzel so wie die aus dem gekochten Saft bereiteten Saucen ohne Nachtheil genießen kann.

waren die kleinen Bleche und Zierrathen von Gold, welche einige der Insulaner an der Scheidewand ihrer Nase trugen. Die Spanier äußerten alsbald eine Begierde nach dem Besitz jenes edlen Metalles, die Indianer, verwundert daß die hohen Fremdlinge auf ein solch von ihnen wenig geachtetes gelbes Blech einen Werth legten, gaben diese Goldstückchen mit großer Freude für die Glasperlen und Schellen hin, die man ihnen im Tausch dagegen bot. Der Admiral fragte durch Zeichen, wo diese Goldbleche herkämen, die Indianer deuteten nach Süden. Dorthin also, so erschien es den Seefahrern, mußte jenes von Marco Polo so hoch, wegen seiner Reichthümer an Gold, Perlen und Edelsteinen gepriesene Cipango liegen, dessen König aus goldnen Geschirren seine Speise und Getränke nimmt, in dessen prachtvoller Stadt die Häuser, vor allen aber der ungeheure große Königspallast statt der Ziegeln mit dicken Goldplatten gedeckt sind. An einigen der Bewohner von St. Salvador bemerkte man auch große Narben von Wunden; durch Zeichen deuteten die Indianer an, daß zuweilen Schiffe, mit Bewaffneten an ihre Küste kämen, welche feindselige Thaten verübten und viele von ihnen als Gefangene mit sich hinwegschleppten. Aus welchem andren, in Norden wohnenden Volke, so urtheilte der Admiral, konnten diese fremden Krieger herkommen, als aus dem des großen Khans der Tartarey, von welchem Marco Polo berichtet, daß er öfters die Inseln mit feindseligen Einfällen heimsucht und ihre Bewohner in die Gefangenschaft hinwegführt.

Außer jenem Genuß, welchen schon das Ausruhen auf einem so lieblichen Eiland den ermüdeten Spaniern gewährte, fanden diese Nichts, das ihre Gewinnsucht reizen konnte. Die Baumwolle, und jene Menge von bunten Papageyen, welche die Insulaner herbeibrachten, schienen der Mühe und der

Kosten einer so weiten Seereise nicht werth; der kleine Vorrath an Goldblechen, der sich auf der Insel fand, war bald in den Händen der gewinnsüchtigen Europäer; die Insulaner, so begierig sie waren noch immer mehr von solchen Glasperlen und Kinderwaaren zu erhalten, dergleichen die Fremden, gleich einer Gabe des Himmels zu ihnen herab auf die Erde gebracht hatten, konnten jetzt nichts mehr geben; dem Admiral lag es an sobald als möglich das Land Cipango und die Schatzkammern der dortigen Natur zu erreichen, dann nach Cathay zu fahren und dem großen Khan die Lehren des Christenthumes, dessen Ausbreitung er ja den Rest seines Lebens gewidmet hatte, zu verkünden. Am 14. October des Morgens ließ er die Ruderboote des Schiffes bemannen; er selbst bestieg das eine von diesen, um den Umfang und die Beschaffenheit der Ufer der Insel genau zu erforschen. Er fand dieses schöne Eiland nach allen Richtungen von herrlichen Waldungen bewachsen, von Bächen durchströmt; nach seiner Mitte hin zeigte sich ein kleiner, klarer See, die Ufer waren von Felsenklippen umgürtet, welche an der einen Seite den Wall eines schönen, für ganze Flotten geräumigen Hafens bildeten. Längs der Küste hin zeigten sich mehrere Wohnsitze der Indianer, reich bevölkert und von eben so gutmüthig harmlosen, kindisch neugierigen Leuten bewohnt als die waren, die sich in der Nähe des ersten Landungsplatzes fanden. Eben so wie diese bezeugten sie durch Niederwerfung auf die Erde, gen Himmel gerichtete Augen und Hände ihre abgöttische Verehrung gegen die weißen Fremden, warfen sich schwimmend ins Meer oder ruderten sich in ihren Canoes, die nichts Andres waren als ausgehöhlte Baumstämme, zu den Booten hin, wo man, auf des Admirals Befehl, sie freundlich aufnahm und beschenkte.

Die Untersuchung der Naturbeschaffenheit der kleinen Insel war bald beendet, Columbus kehrte nach den Schiffen zurück, ließ Holz und frisches Wasser in diese aufnehmen, vermehrte seine Mannschaft mit sieben Insulanern, die ihm als Dolmetscher dienen sollten und steuerte dann weiter gegen Süden. Die Fahrt, welche er jetzt begann, nahm ihre Richtung mitten durch die Gruppe der Bahama-Inseln, welche damals in der ursprünglichen Fülle ihrer Naturerzeugnisse, von grünenden Wäldern bewachsen und von einem zahlreichen, in seiner Weise glücklichen Volke bewohnt war, dessen äußerer Friede nur von Zeit zu Zeit durch die feindseligen Angriffe der kriegerischen Caraiben gestört wurde. Jene Indianer aus St. Salvador, welche er mit sich genommen hatte, beschrieben dem Admiral die Menge dieser Inseln als eine fast unzählbare; gegen hundert Namen von solchen nannten sie demselben. Was konnte nach der vorgefaßten Ansicht des Columbus diese Inselnwelt anders seyn als der Archipelagus von 7480 Inseln, der nach Marco Polos Reisebericht an der östlichsten Küste von Asien sich findet und der durch seine Fülle von Gewürzen und herrlich duftenden Bäumen vor allen Inseln der Erde sich auszeichnet, durch seine nachbarliche Angränzung an Cipango, diesem Schlaraffenlande der occidentalisch-geographischen Träumereien, mit Gold und andren Kostbarkeiten reichlich genug versorgt ist.

Dennoch wollte sich noch immer von all solchen Naturschätzen, so weit man auch kam, keine Spur zeigen. Die Bewohner der kleinen Insel Conception, von deren Boden der Admiral am 16. October, nach dem zu seiner wie noch zu unsrer Zeit beliebten Natur- und Völkerrecht im Namen der beiden spanischen Majestäten, ohne die rechtmäßigen Inhaber darum zu befragen, feierlich Besitz nahm, hatten weder goldne Armbänder, noch sonst eine Zierrath

von Gold und Goldeswerth an ihrem nackten Leibe; sie konnten den Fremdlingen aus einer höheren, himmlischen Welt, denn auch sie hielten die Spanier für solche, nichts Andres geben als die Beweise einer abgöttischen Verehrung, durch Niederwerfen zur Erde, Emporrichten der Arme und Augen zum Himmel. Die gleiche Erfahrung wiederholte sich auf der fruchtbaren, schönen Insel, welcher der Admiral im ehrerbietigen Andenken an seinen König und Herrn den Namen Fernandina gab, der in unsren Tagen in Exuma verwandelt worden ist. Das liebenswürdig gutartige Volk dieser Insel nahm die Fremdlinge nicht nur als Gottgesandte mit liebender Ehrfurcht auf, sondern führte sie zu den frischesten, reinsten Quellen ihrer Insel, half ihnen beim Füllen ihrer Wasserfasser und Schläuche und war zu jedem andren, niedren Dienste bereit. Vergeblich wurde auch auf der wunderlieblichen Insel Isabella (so nannte der Admiral sie wegen ihrer natürlichen Schönheit und Herrlichkeit) nach jener Goldmine und nach dem goldreichen Könige gesucht, welche nach der freilich gar leicht Mißverständnissen ausgesetzten Zeichensprache der decretirten Dolmetscher aus St. Salvador sich daselbst finden sollten. Die Schaaren der buntfarbigen Papageyen, von denen der Admiral in seiner Beschreibung der kleinen, schönen Insel erzählt, sind allerdings noch jetzt, obwohl in verminderter Zahl auf dieser Insel so wie auf ihren Nachbarinnen zu finden, wohin aber die Singvögel gekommen, aus deren lauttönenden Kehlen, der Angabe unsres großen Seefahrers zu Folge so süßlautende Melodien sich vernehmen ließen, daß der Hörer, wie von dem Gesang der Sirenen durch sie fest gebannt werden konnte, das wissen wir nicht. Fische, von eben so bunten Farben als die Vögel des Landes und einem starken Glanz der Schuppen, eine Art von Eidechsen (der

Leguan oder die Kammeidechse, Iguana sapidissima), welche die Fremden als ein giftiges Thier verabscheuten, nachmals aber, eben so wie die Eingeborenen, wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sehr hoch schätzen lernten und der Krabbenfressende Hund (Canis cancrivorus), waren, neben den Schwärmen der Papageyen die auffallendsten thierischen Bewohner dieser, so wie der nachbarlichen Inseln und ihrer Meeresbuchten.

Das ersehnte Land der Schätze, Cipango, war noch immer nicht gefunden. Der Admiral steuerte weiter nach jener Richtung hin, in welcher nach den Andeutungen der Indianer der Fundort des Goldes sein sollte, er kam am 28. October nach Cuba, deren weit ausgedehnte Küsten ihm wie die eines Festlandes erschienen, deren Naturschönheiten ihn ganz an Sizilien erinnerten. Hier schien sich, der Bauart der Häuser nach ein Volk der Bewohner zu finden, das schon auf höherer Stufe der Bildung stund, als das auf den kleinereu Inseln, doch fand man diese Häuser leer, ihre Besitzer, welche, wie man nachmals vernahm, den Ueberfällen der Caraiben öfter ausgesetzt waren, hatten sich bei der Annäherung der fremden Schiffe in die Wälder geflüchtet. Endlich fanden sich einzelne, zuletzt immer mehrere der Insulaner zum Verkehr mit den Spaniern ein. Mehr als fünf Wochen brachte der Admiral mit der Durchforschung der lang gestreckten, dabei nicht sehr breiten Insel und ihrer Küsten zu, ohne hierbei zu der Vermuthung zu kommen, daß sie wirklich rings vom Meer umflossen, nicht das Festland von Indien sey. Denn Indien, nur dieses glaubte er überall, wohin seine Fahrt nach Westen gieng, finden zu müssen; seine Erwartung, auf jedem Schritte wurde getäuscht und doch hatte er hier einen für das ganze christliche Europa und seine Entwicklungsgeschichte wichtigeren, folgen-

reicheren Fund gemacht, als das vergeblich ersehnte Anlanden an der Küste von China und Japan gewesen wäre. Es war ihm ergangen wie einem Manne, der etwa einen, der Familiensage nach von seinem Großvater vergrabenen Topf mit Gelde in der Erde suchte, und welcher statt der hundert Gulden, die jener Topf enthalten sollte, eine Silbermine fände; welche freilich erst nach mühsamer Bearbeitung für ihn wie für seine Kinder, Enkel und Urenkel ein anhaltender Quell des Wohlstandes würde. Columbus selber, gleich einem Bergmann, der den reichen Gang durch Anschürfen nur entdeckt, ohne ihn in gewinnreicher Weise zu bauen, erlebte freilich die eigentlichen Folgen seines großen Fundes nicht, und selbst die späteren Zeiten, bis herab auf unsre Tage haben nur den Anfang dessen gesehen, was Amerika für das christliche Europa seyn und werden kann.

Indeß war unser großer Seefahrer schon jetzt selig in Hoffnung. Seit seiner Ankunft zwischen den Antillen hatte die Witterung seine Fahrt begünstigt, der Himmel bei Tage wie bei Nacht war nie getrübt, das Meer niemals von Stürmen bewegt worden, die milde Luft war von dem Duft der blühenden Gewächse erfüllt, der den Admiral und seine Leute an die Zimmet- und Gewürzbäume von Indien zu erinnern schien; prangend mit den Farben des Regenbogens und mit dem Glanze der Edelsteine umschwärmten das blühende Gesträuch die noch nie vorher von Europäern gesehenen zarten Formen der Colibris; am Ufer des Meeres lagen Muscheln, welche den ächten Perlenmuscheln glichen. Freilich äußerten die Eingebornen der Insel, seitdem man mit diesen in Verkehr getreten, einstimmig, daß weder Pfeffer, noch Zimmet, noch Muscatnüsse, von den allen man ihnen Proben vorzeigte, noch Gold, noch Perlen bei ihnen, wohl aber in einem gegen Südost gelegnen Lande gefunden

würden, doch glaubte man aus den Zeichen, welche sie machten, schließen zu dürfen, daß einige Tagereisen von der Küste landeinwärts ein König wohne, welcher mächtig und reich sey, mit ihm zugleich Kaufleute, im Besitze mancher Waaren. Der Admiral sandte auf diesen von ihm nur unvollkommen verstandnen Bericht hin zwei seiner Leute, darunter der eine, ein getaufter Jude der hebräischen, chaldäischen und arabischen Sprache mächtig war, in Begleitung eines der mitgenommenen Indianer aus St. Salvador, an den Hof des kleinen Königes ab, den er für einen Gränznachbar des großen Khan: des Kaisers von China hielt. Die Gesandten, von einem der Küstenbewohner durch die dichten Waldungen geleitet, kamen glücklich in der Residenz des Landesfürsten an, diese aber war nichts weiter als ein Dorf von etwa 50 Häusern, welche in der Weise der Pavillons recht artig gebaut und größer waren als die ihnen ähnlichen an der Küste. Gegen 1000 Menschen mochten in diesen Häusern wohnen; ein etwas höherer Grad der Gesittung als der bei den bisher gesehenen Insulanern schien sich schon darin zu verrathen, daß wenigstens ein Theil der Frauen um die Hüften eine Art von künstlich geflochtnen Schürzen trug. Man führte die Fremden in das ansehnlichste, größeste Haus des Ortes. Es fanden sich hier künstliche, in der Form von Thieren geschnitzte Sitze; man brachte Früchte des Landes zur Erquickung der Wandrer. Der sprachenkundige Hebräer versuchte vergeblich seine Kunst sich in einer seiner asiatischen Sprachen diesen vermeintlichen Asiaten verständlich zu machen; glücklicher als er, war der Indianer aus St. Salvador, dessen Bericht von der großen Macht und Herrlichkeit dieser aus dem Reiche der Lüfte gekommenen Fremdlinge von den Anwesenden mit großer Aufmerksamkeit vernommen wurde. Die am Boden sitzende Schaar erhub

sich jetzt; sie drängte sich hin zu jenen übermenschlichen Wesen, berührte ihr Gewand und ihre Haut, küßte ehrerbietig ihnen Hände und Füße. Nachdem zuerst die Männer dieses gethan und dann sich entfernt hatten, traten jetzt auch die Frauen hinzu und wiederholten dieselben Bezeugungen der Ehrfurcht. Die beiden Spanier hatten indeß eifrig sich umgeschaut um irgendwo in dem Hause des Fürsten, oder als Zierrath an dem Leibe eines der Männer oder Frauen, unter denen es manche von höherem, andre von niederem Stande zu geben schien, das gierig ersehnte Gold sowie Edelsteine und Perlen zu sehen, nirgends aber zeigte sich bei diesem, gleich harmlosen Kindern lebenden Volke eine Spur solcher Kostbarkeiten; sie hatten keinen andren Tausch und Handelsartikel als die Baumwolle, welche ihre Insel in Menge erzeugt und daraus sie Garn zu bereiten, Fischernetze und Hängematten zu verfertigen verstunden. Es war mithin von diesen guten Leuten nichts zu erhalten als jene Beweise von kindlicher Zutraulichkeit und Liebe, womit dem unruhig vorwärts strebenden Geist der Spanier nicht viel gedient war. Die Gesandten, begleitet von einer Schaar des wohlmeinenden Volkes, darunter übrigens nur ein etwas vornehmer scheinender Mann mit seinem Sohne war, kamen zurück zum Admiral, statteten diesem treuen Bericht über ihre Sendung ab, und so gern die Eingebornen solch hochgeschätzte Gäste für immer, oder doch noch für längere Zeit bei sich behalten hätten, beschloß Columbus dennoch die Weiterfahrt nach den reicheren Gegenden des vermeintlich asiatischen Küstenlandes und seinen Inseln.

Es war ein Mißgriff des sonst in seinen Reiseplänen so beharrlichen Admirals, daß er statt gegen Westen hin dem Laufe der Küste zu folgen sich, irregeleitet durch die Andeutungen der Indianer, nach Südost wendete. Wäre

er bei seiner vorher so beständig innen gehaltnen Richtung nach Westen geblieben, dann würde er nach wenig Tagen nicht nur den Irrthum abgelegt haben, den er bis zu seinem Ende festhielt: jenen vorgefaßten Wahn, daß Cuba ein Theil des Festlandes, keine Insel sey, sondern er wäre entweder in Florida, oder von dem Meeresstrom getragen in Yucatan an das wirkliche Festland gekommen und hierdurch der Entdecker des goldreichen Mexicos geworden, dessen Besitz in späterer Zeit für Spanien einträglicher wurde, als dies jemals der Besitz des mährchenhaft geschilderten Cipango hätte seyn können. Die Erreichung dieses nahe liegenden, köstlichen Zieles war indeß dem Entdecker der neuen Welt nicht selber, sondern erst späteren Seefahrern beschieden, welche auf der von ihm gebrochenen Bahn weiter vordrangen. Er selber, von widrigen Winden gehemmt, und selbst gegen die Inseln, von denen er hergekommen, wieder zurückgeführt, gelangte endlich, nach vieler Mühe, am 5. December zu dem östlichsten Ende der Insel Cuba, das er, nach seiner vorgefaßten Meinung für die äußerste, östlichste Spitze von Asien hielt und deshalb Alpha und Omega: Anfang und Ende benannte.

Während Columbus in seinem schwerfällig segelnden Admiralschiffe gegen die Winde ankämpfte, hatte Pinzon, in dem von ihm befehligten Fahrzeug Pinta, welches ein ungleich besserer Segler war, aller gegebenen Signale nicht achtend, sich von den andren beiden Fahrzeugen entfernt. Die Goldgier war es, welche den sonst achtbaren Seemann zu diesem treulosen Schritte antrieb. Der Admiral nämlich hatte seiner Verpflichtung gemäß das Gebot gegeben, daß Keiner der Reisegesellschaft für seinen eignen Vortheil Gold eintauschen solle, sondern das alles auf dieser Fahrt gewonnene Gold zunächst als ein Eigenthum des königlichen Schatzes

zu betrachten ſey. Pinzon hatte zur Ausführung des Unternehmens aus ſeinen eignen Mitteln viel beigetragen; er war der reichſte Bürger von Palos, ſtund wegen ſeiner ſeemänniſchen Einſichten bei dem ganzen Schiffsvolk in ſehr hohem Anſehen, die Abhängigkeit von dem Admiral war ihm ſchon oft läſtig geweſen. So gelang es ihm leicht die Mannſchaft ſeines Fahrzeuges zu bewegen mit ihm gemeinſam den beiden andren Schiffen voraus zu ſegeln, um in dem nahen, goldreichen Lande die erſte, beſte Beute hinwegzunehmen.

Der Admiral war indeß, etwas ſpäter und langſamer als Pinzon, in derſelben ſüdöſtlichen Richtung als dieſer weiter gekommen, hatte Land entdeckt und am 6. December in einem guten Hafen deſſelben die Anker geworfen. Es war die Inſel Hayti, welche in unſren Tagen dieſen ihren urſprünglichen, älteſten Namen von neuem wiedergewonnen hat, während ſie Columbus Hispaniola, ſpätere Seefahrer und Geographen Domingo genannt hatten. Gleich von dem erſten Augenblick an, in welchem Columbus den Boden dieſer herrlichen Inſel betrat, erſchien ihm dieſelbe als die Krone aller ſeiner bisherigen Entdeckungen. Es ruheten damals auf dieſem glücklichen Eiland alle Segnungen, welche der Frieden der Natur: das kräftige, harmoniſche Zuſammenwirken eines milden Klimas, mit einem durch ſeine noch unzerſtörten Waldungen fruchtbar gemachten, mit Quellen und Bächen verſorgten Boden, der Erde gewähren können und das kindlich ſanfte Volk, das den größeſten Theil der Inſel bewohnte, war des Beſitzes einer ſolchen paradieſiſchen Heimath werth. Uebrigens erſcheint jenes Vorgefühl, das die Bewohner der Inſel bei dem erſten Anblick der Spanier mit Furcht und Schrecken erfüllte, als ein prophetiſch wahres und richtiges; von dem Tage an, da dieſe weißen Fremd-

linge an der Inſel landeten begann für das Volk von Hayti, eine Zeit des Jammers und des Elendes, bis daſſelbe zuletzt dieſem Verderben, das ihm von außen kam, unterlag. Denn ſchon nach vierzig Jahren hatten die chriſtlichen Eroberer alle Eingeborne der Inſel ausgerottet, ihren friedlichen, den Fremden liebevoll entgegenkommenden Stamm aus Hayti vertilgt.

Die Natur hatte der ſchönen Inſel alle jene Reize und Gaben verliehen, welche die Sinnen zu vergnügen und die Bedürfniſſe des leiblichen Lebens zu ſtillen vermögen. Es iſt dort ein Wechſel zwiſchen Hochgebirgen und Thälern, und, damals als jene Berge noch im jugendlichen Gewand ihrer Waldungen prangten, ergoßen ſich von ihren Höhen herab Ströme und Bäche, an deren Ufern ein Grün der Wieſen, eine Farbenpracht der duftenden Blumen gefunden wurde, von deren Herrlichkeit unſre reichſten Gewächsgärten und Treibhäuſer nur ſchwache Schattenriſſe enthalten. Von der Küſte aus konnte das Auge an manchen Punkten den Lauf ſolcher grünender Thäler zwiſchen den Hügeln hindurch bis tief hinein zu den gebirgigen Grundſäulen der Inſel verfolgen. Die Wälder der Palmen und der andren Bäume von majeſtätiſchem Wuchs waren von einer Thierwelt bewohnt, welche mit dem Herrn der Natur, mit dem Menſchen, in ſo friedlichem Verhältniß und einträchtigem Benehmen ſtund, daß die buntfarbigen Papageyen, zahm wie bei uns die Hühner, aus den Händen der Kinder ihr Futter nahmen, von dieſen ſich greifen und liebkoſen ließen. Der Menſch, wie in den Tagen der unſchuldigen Kindheit ſeines Geſchlechts, ſtund hier mehr noch als liebender Pfleger und friedlicher Mitgenoſſe der andren lebenden Weſen der Erde, denn als gewaltthätiger Ueberwinder derſelben da, von welchem nur „Furcht und Schrecken", nicht ein anlockender

Zug der Liebe ausgehet. Dennoch nahmen die Bewohner von Hayti als geborene Herrſcher der Natur, den Tribut des Lebensunterhaltes nicht wie die Hindus allein aus dem Pflanzen- ſondern auch aus dem Thierreiche, namentlich aus der Klaſſe der Fiſche. Dieſe war in dem angränzenden Meer wie in den Flüſſen und Bächen ſo überaus volkreich, daß die Spanier faſt ohne Netz mit einer Fülle derſelben ſich verſorgen konnten, denn ganze Schaaren derſelben, zum Theil von ähnlicher Geſtalt als die an der Küſte von Spanien lebenden, drängten ſich in den Buchten zuſammen, öfters ſprangen Fiſche, in muntrer Bewegung ſich emporſchnellend, von ſelbſt in die Boote.

Mehrere Tage ſchon hatten die Seefahrer an der Küſte der Inſel verweilt, ſie hatten von dem am Weſtende des Eilandes gelegenen Hafen St. Nicolas, dann von einem an der Nordſeite befindlichen Landungsplatz aus nach mehreren Richtungen hin die Ufergegenden durchforſcht, überall Fiſcherhütten und Häuſer, Spuren von einer, wenn auch unvollkommenen Art von Landbau, viel betretene Fußſteige, eine Menge von indianiſchen Fahrzeugen (Canots) und andre Dinge gefunden, welche auf eine zahlreiche Bevölkerung hindeuteten, noch aber war es ihnen nicht gelungen auch nur mit einem einzigen der vielen Bewohner in Verkehr zu kommen. Dieſe, noch ehe die Spanier ſie ſahen oder deutlich ins Auge faſſen konnten, flüchteten ſich in die Wälder und Schluchten der Berge. Als jedoch am 12ten December der Admiral mit den gewöhnlichen Ceremonien durch Errichtung eines Kreuzes von der Inſel Beſitz genommen hatte, da gelang es einigen Matroſen ein junges Indianerweib zu erhaſchen, welche mit einigen ihrer Landsleute neugierig den Fremdlingen ſich genähert und vom Gebüſch aus ihnen zugeſehen hatte. Im Triumph brachten ſie die

Gefangene nach dem Schiffe. Sie war wohlgestaltet und von angenehmen sanften Gesichtszügen, daß aber auch sie und ihr Volk der europäischen Gesittung noch sehr ferne stünden, zeigte sich deutlich, denn sie war ganz unbekleidet, trug aber in der Nase eine goldne Zierrath. Der Admiral machte der Furcht und Angst des jungen Weibes bald ein Ende, indem er ihr Kleidungsstücke, Glasperlen, messingene Ringe, Schellen und andre dergleichen Kleinigkeiten schenkte und sie mit den Indianerfrauen bekannt machte, die er in Gesellschaft ihrer Männer aus Cuba mitgenommen hatte. Sie schien nach wenig Augenblicken sich ganz wohl in der Gesellschaft der Fremden zu befinden, der Admiral aber ließ sie von einigen seiner Leute und von drei Indianern aus Cuba ans Land zurückbringen. Es war diesen Begleitern nicht gelungen, so wie Columbus gewünscht hatte, durch Vermittlung der Frau eine nähere Bekanntschaft mit den Insulanern zu machen; das Dorf, in welchem das Weib wohnte, lag mehrere Stunden weit vom Ufer entfernt und die Nacht war eingebrochen, noch ehe sie den Ort erreichten. Der Admiral indeß wollte keine Zeit verlieren auf dem gewonnenen Grund der Bekanntschaft fortzubauen; er sandte am andren Morgen neun der muthigsten Männer aus seinem Schiffsvolk, alle wohl bewaffnet, in Begleitung eines Indianers aus Cuba nach dem Dorfe hin, das in einem lieblichen Thal, am Ufer eines Flusses lag. Der Ort war größer denn irgend ein andrer, den die Spanier bisher auf diesen Inseln gesehen hatten, denn er mochte gegen tausend Häuser enthalten, die Bewohner aber waren bei der Annäherung der Spanier entflohen. Der Indianer aus Cuba, als Friedensbote, wurde ihnen nachgesendet; er versicherte den Flüchtlingen, daß diese Fremden wohlthätige Wesen seyen, welche aus dem Luftreich herabkamen zur Erde, um

den Menschen schöne Geschenke zu machen. Eine große Schaar der Dorfbewohner, es mochten gegen 2000 seyn, näherte sich jetzt furchtsam; von Zeit zu Zeit still stehend und, als Zeichen der Verehrung, die Hand auf den Kopf legend. Es waren Leute von schönerer Gestalt und Bildung als alle die Indianer, die man auf den bisher besuchten Inseln gesehen.

Während die Spanier durch ihren Dolmetscher, so gut dies gehen wollte, mit den Dorfbewohnern sich unterhielten, kam eine andre Volksschaar aus dem Walde hervor. Voran gieng der Mann jener Frau, welche man gestern im Schiffe so freundlich aufgenommen und beschenkt hatte, sie selber, gleich einem Gegenstand der Verehrung, getragen von einigen Indianern, prangend in ihrem ungewohnten Schmucke, folgte nach. Der Mann, in jeder Weise, suchte den Fremdlingen seine Dankbarkeit zu bezeugen, für die Gaben die sie seiner Frau gemacht. An die Stelle des Mißtrauens und der Furcht war jetzt bei den Insulanern ein kindliches Zutrauen und Liebe zu den Männern von Stahl und Eisen getreten; sie führten sie hinein in ihre Häuser, bewirtheten sie mit Cassavabrod, gerösteten Fischen, mit Wurzeln und mancherlei Früchten. Sie hatten durch den Dolmetscher erfahren, daß die Fremden ein Vergnügen an Papageyen fänden und alsbald liefen sie und brachten eine ganze Menge dieser, zum Theil zutraulich mit ihnen unter einem Dache wohnenden, schönfarbigen Vögel. Ueberhaupt zeigten sie sich bereit ihren Gästen Alles zu schenken, was diesen Vergnügen machte und das Herz, auch des rohesten Soldaten, konnte von solcher Liebe nicht ungerührt bleiben.

Die neun Männer kehrten zum Schiffe zurück; sie schilderten das Thal, das sie gesehen, mit seinen Wäldern der Pisanggewächse und Palmen so wie der andren Blüthen und

Früchte tragenden Bäume, gleich einem Paradiese, bewohnt von Menschen, in denen noch paradiesische Unschuld und Einfalt der frommen Kinder herrsche. Dieses glückliche Volk, ehe die Europäer ihm seine Ruhe für immer raubten, bedurfte nicht einer Arbeit im Schweiß des Angesichtes, um seinen Hunger zu sättigen; für Alle in hinreichender Menge trugen die Pisangbäume ihre Früchte, Erde und Gewässer ihre genießbaren Gaben; es sagte da keiner zu der Scholle: du gehöreſt mein und keinem andren, sondern der Boden wie die fruchttragenden Bäume des Waldes, wie Wasser, Luft und Sonnenstrahl waren ein gemeinsames Eigenthum Aller; nirgends sonderte man ein Stück des Landes durch Zaun und Hecken von einem andren Stücke ab, keiner verschloß sein Haus mit einer Thüre, freiwillig bot man dem hungernden Nachbar Alles dar, was die Hütte besaß. Jeder Mann im Volke war in liebender Ehe mit nur einem Weibe vermählt, dem Kaziken oder Fürsten jedoch gesellte man zwanzig derselben zu, denn das Weib war zugleich Dienerin und hatte das Geschäft der Bereitung des Cassavabrodes sowie des Sammelns der Früchte für das Bedürfniß des Hauses und seiner Gäste. Mitten in der Fülle der Naturgaben lebten diese Indianer überaus mäßig. Wie für die Dankbarkeit so zeigten sie für alle edleren Regungen des Gemüthes sich empfänglich; mit Ehrfurcht und Bewundrung sahen sie den Andachtsübungen der Christen zu; was ihr eigner Glaube sey, das blieb ungewiß, doch erfuhr man, daß sie an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten. Die abgeschiednen Seelen wohnten nach ihrer Meinung in Felsenhöhlen und Wäldern; die Töne, welche das Echo vernehmen lässet, sind Stimmen der vorüberwandernden Seelen. Diese bedürfen auch, wie lebende Menschen,

der Speisen und der Getränke, vergnügen auch jenseits sich an dem, was diesseits sie erfreute.

Nach einem kurzen Besuch der nachbarlichen, an wohlschmeckenden Schildkröten reichen Tortugasinsel, lief der Admiral mit seinen Fahrzeugen in eine neue Bucht von Hayti (Hispaniola) ein, welcher er den Namen des Friedenshafens (Puerto de paz) gab. Hier besuchte ihn ein junger Fürst des Landes, ein Kazike; allem Anschein nach ein Herr von großer Macht. Vier Männer trugen ihn in einer Art von Tragbahre auf ihren Schultern, 200 andre bildeten sein Gefolge. Der Admiral saß gerade bei Tafel, als der junge Fürst ankam, der seinen Leuten befahl außen seiner zu warten, während er selber nur von zwei alten Männern begleitet, die seine Räthe zu seyn schienen, in die Kajüte hineintrat. Er setzte sich neben Columbus nieder, welchem er es nicht zuließ, daß er seinetwegen aufstünde oder ihm eine Ehrenbezeugung machte, zu seinen Füßen setzten sich die beiden alten Männer. Die Haltung und das ganze Benehmen dieses jungen Fürsten waren voll Würde und edlen Selbstgefühles; er selbst sprach wenig, das was seine Worte meinten, setzten die beiden Alten, deren Blicke ehrfurchtsvoll auf die Lippen ihres Herrn gerichtet waren, dem Dolmetscher weiter aus einander. Man bot dem Prinzen von den Speisen und Getränken der Tafel an; er kostete ein wenig davon, ließ dann das Empfangene hinausgeben an seine Begleiter. Nach aufgehobener Tafel beschenkte er den Admiral mit einem überaus künstlich gearbeiteten Gürtel und mit zwei Stücken Goldes; er selber empfing dagegen ein Gewand, einige Ambrakügelchen, ein Paar bunte Schuhe und eine Flasche mit Orangenblüthen-Wasser. Columbus bemühte sich überdieß auf jede Weise seinen hohen Gast zu unterhalten und zu vergnügen; zeigte ihm alle Herrlich-

keiten seines Schiffes, welche der Kazike mit ruhiger, ernster Haltung, ohne jeden lauten Ausbruch von Verwunderung betrachtete. Gegen Abend ließ der Admiral den Prinzen in einem Boot ans Land setzen, man feuerte eine Ehrensalve ab und erwies noch auf andre Weise dem Kaziken die schuldige Beachtung, der am Ufer, wo seiner eine große Schaar des versammelten Volkes wartete, seine Sänfte bestieg und die empfangenen Geschenke mit großem Gepräng vor sich her tragen ließ.

Es war in jener Küstengegend, an welcher damals Columbus sich aufhielt, für jenen Zweck, den man leider schon von Hause aus dem großen Seefahrer als einen Hauptzweck seines Reiseunternehmens aufgedrungen hatte, für die Gewinnung des Goldes nur wenig auszurichten gewesen, denn obgleich hin und wieder selbst bei den übrigens ganz nackten Bewohnern einzelne goldne Zierrathen gefunden wurden, welche die Eigenthümer mit Freuden, selbst ohne etwas im Tausch dagegen zu begehren, den Fremdlingen gaben, war doch diese Ausbeute im Ganzen nur eine sehr geringe. Der Admiral beschloß deshalb seinen Weg weiter nach dem Lande fortzusetzen, aus dessen natürlichen Schatzkammern auch dieses arme Volk sein Gold bekommen hatte, das von ihm selbst so wenig geachtet war wie von unsrem Volk ein Stücklein Blei, zum Beweis, daß ein Land nahe seyn müsse, wo das Gold so gemein ist, wie bei uns das Blei. Das fromme Gemüth des Columbus, wenn dieser sich auch gedrungen fühlte für sich und seinen König dem äußren Gewinn nachzugehen, glaubte schon jetzt auf dieser Reise einen Lohn gefunden zu haben, der ihm von höherem Werthe war als die Bleche und Klumpen des Goldes. Er hielt jene Bereitwilligkeit, mit welcher die gutwilligen Indianer seinen Leuten die Kreuze aufrichten halfen,

die er als Zeichen eines angehenden Sieges des Christenthums an verschiednen Punkten der Küste hinsetzte, so wie die Gefälligkeit, womit jenes kindliche Volk die äußren Gebräuche des Christenthumes annahm und nachahmte, für einen sichren Beweis, daß in Kurzem diese ganze Welt der Heiden dem Panier des Glaubens sich beigesellen werde.

Ein kleiner Hafen, in welchem der Admiral am 20. Dec. Anker warf und dem er den Namen des St. Thomas beilegte, versprach gleich von Anfang für die Befriedigung des Golddurstes der Spanier eine etwas größere Ausbeute. Das liebenswürdige Volk der Gegend, zu welchem die Kunde von der Ankunft der wohlthätigen Söhne des Himmels schon gedrungen seyn mochte, umringte mit seinen ausgehöhlten, zu Fahrzeugen (Canoës) verarbeiteten Baumstämmen die Schiffe der Fremden, gab eine Menge der goldnen, kleinen Zierrathen und alles das, was sonst in seinem Besitz war, unaufgefordert, und ohne ein Gegengeschenk zu begehren an die Seeleute hin, und hier vor allem war es, wo Columbus die Bekanntschaft des Mannes machte, der für ihn, unter allen damals auf der Insel lebenden, der wichtigste und einflußreichste wurde. Der Kazike Quacanagari, der in jenem Gebiet herrschte, war mit ungleich höherer Gewalt angethan als der junge Indianerfürst, der vor einigen Tagen die Schiffe besuchte; vor seiner Macht beugten sich die Häuptlinge der ganzen Landschaft, rings umher. Dieser große Kazike sandte Botschaft zu dem Admiral und ließ denselben einladen ihn in seiner Residenz zu besuchen. Columbus, der in eigner Person den Wunsch des Fürsten noch nicht befriedigen konnte, ließ einstweilen mehrere seiner Leute mit den Gesandten gehen. Quacanagari hatte seinen Wohnsitz da, wo jetzt die kleine Stadt Punta santa (Point honoré) steht, an einem Fluß, in überaus fruchtbarer Gegend gelegen,

und wenn irgend ein Ort, den die Spanier bis dahin in Amerika gesehen hatten, den Namen einer Stadt verdiente, dann war es diese Kazikenstadt, mit ihren großen, stattlichen Gebäuden und in ihrer weiten Ausdehnung dem Thale entlang. In einem geräumigen von Mauern umgebenen, viereckten Versammlungsort empfing der Herrscher des Landes, umgeben von den Hauptleuten seines Volkes, die fremden Gesandten; jedem von diesen wurde ein Gewand aus baumwollenem Gewebe gereicht, das Volk brachte dahin alle genießbare Gaben des Landes, jeder drängte sich nach der Ehre, die hohen Gäste, nach geendigter Audienz in seinem Hause zu bewirthen und ohne alle Gegengabe sie zu beschenken; die Kleinigkeiten, welche die „Söhne des Himmels", (die Spanier) austheilten, wurden gleich Reliquien, mit Ehrfurcht in Empfang genommen. Der Kazike selber gab den Gesandten Papageyen und eine nicht unansehnliche Menge Goldes, zum Geschenk für den Admiral mit und ließ diesen nochmals dringend einladen ihn in seiner Residenz zu besuchen. Columbus war um so mehr geneigt dieser Einladung zu folgen, da jene Eingebornen, welche während der Abwesenheit seiner Gesandten ihn besucht und zum Theil auch kleine Goldbleche gebracht hatten, ihm versicherten, daß im Innren der Insel, in einer Gebirgsgegend, welche sie Cibao nannten und die noch jetzt diesen Namen führt, Gold in Menge gefunden werde. Was konnte, nach der Meinung des großen Entdeckers, vermeintlich des Ostsaumes von Asien, der Name Cibao anders seyn, als eine Entstellung des wahren Namens der wundervoll reichen Insel Cipango? Es schien ihm, er sey hier dem Ziele all seines Strebens und Forschens näher denn jemals gekommen.

Am 24. Dec. lichtete man die Anker und steuerte ostwärts nach dem Hafen hin, der in der Nähe von Qua-

canagaris Residenz lag. Der Wind, vom Lande her, war so schwach, daß das Schiff an diesem Tage nur wenig von der Stelle rückte. In der Christnacht um 11 Uhr stund der Admiral, seiner Gewohnheit nach, die ihn, wenn er in der Nähe von Küsten segelte, gewöhnlich die ganze Nacht hindurch munter erhielt, auf dem Verdeck und bewachte, mit dem Senkblei in der Hand, jede Bewegung des Schiffes. Der Himmel war klar und heiter, das Meer spiegelglatt und still; kein Lüftchen regte sich, das Schiff stund unbewegt auf dem Wasser, der Admiral, der schon die vorige Nacht schlaflos zugebracht hatte, glaubte sich jetzt unbedenklich einige Ruhe gönnen zu dürfen, um so sichrer, da die Boote der Gesandten, welche erst gestern denselben Weg machten, nirgends eine Spur von Untiefen und gefahrdrohenden Klippen gefunden hatten. Aber, wie dem Odysseus, als dieser durch Aeolus Gunst dem ersehnten Hafen schon ganz nahe gekommen war, der Schlaf ein Urheber vieler und langer Schmerzen geworden, so geschahe dasselbe auch dem Columbus. Dieser hatte sich kaum zur Ruhe gelegt, da übergab der Steuermann die Lenkung des Ruders dem Schiffsjungen und legte sich schlafen, ja selbst die Matrosen, welche die Nachtwache hatten, folgten dem gefährlichen Beispiel und überließen sich dem Schlummer. Eine Gefahr jedoch war von dem sonst so vorsichtigen Admiral wie von allen seinen Seeleuten außer Acht gelassen worden: die nämlich, welche ein ihnen unbekannter Meeresstrom bringen konnte. Ein solcher war es, welcher jetzt das Schiff erfaßte und dasselbe auf eine Sandbank trieb. Der Schiffsjunge, als er das Steuerruder unten auf den Grund anstreifen fühlte, schrie laut um Hülfe, der Admiral eilte sogleich herbei und nach ihm die andren Schläfer, diese aber, statt das Ihrige zur Rettung des Schiffes beizutragen, bemächtigten sich,

scheinbar um einen Anker aus dem Hintertheil des Fahrzeuges ins Meer zu lassen, eines Bootes, flohen damit zu dem andren noch übrigen Schiffe Ninna, indem sie den Admiral, mit wenig Mann die noch bei ihm blieben, der nahenden Todesgefahr überließen. Zwar fanden sie bei der Mannschaft des Ninna, welche die ganze Schändlichkeit dieser Verrätherei anerkannte, keine Aufnahme, sondern nur heftigen Tadel und jene setzte sogleich ihr Boot zur Rettung des Admirals und seines Schiffes aus; für das letztere jedoch kam eine solche Hülfe zu spät, es war am Grunde fest, von der Gewalt der Brandung auf die Seite geworfen und an verschiedenen Stellen so leck geworden, daß man es verloren geben mußte.

Als der wohlwollende Kazike das Unglück vernahm, das seine nahenden Gäste betroffen hatte, ward er bis zu Thränen bewegt. Er selber mit seinen Brüdern und Verwandten eilte herbei, sein ganzes Volk war in Bewegung, um die Ladung des Schiffes in Sicherheit ans Land zu bringen. Den Admiral bat er, sich nicht über diesen Unfall zu betrüben; Alles was er, der Fürst des Landes, habe, das solle derselbe als das Seine betrachten. In wenig Stunden war die ganze Ladung des Schiffes ans Ufer gebracht und obgleich Alles, was bei dieser Gelegenheit vor die Augen sowie in die Hände der Indianer kam, in ihren Augen von unschätzbarem Werthe seyn mußte, war doch nicht das Mindeste entwendet worden, man konnte jedem Einzelnen unter diesem guten Volk es anmerken, wie sehr ihm das Leid der hochverehrten Fremdlinge zu Herzen gieng. Der Kazike, der die Niedergeschlagenheit des Admirals nicht ohne Thränen des tiefesten Mitleides ansehen konnte, räumte zum Unterbringen der geretteten Effecten und zum Obdach für die Leute mehrere Häuser ein.

Während am 26. December der Kazike bei seinem vornehmen Gaste auf der Rinna zu Besuche war, kam ein Canoe von einer andern Gegend der Insel her, welches eine große Menge von Gold brachte, um dafür vornämlich Schellen und kleine Glöckchen einzutauschen, nach deren Besitz diese Indianer ganz besonders begierig waren. Das Angesicht des Admirals, als er dieses erfuhr, heiterte sich plötzlich auf; der Kazike erkundigte sich nach der Ursache der veränderten Stimmung und als er erfuhr, daß Gold für seinen Gast ein Gegenstand solcher Freude sey, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen, daß nicht fern von da ein Ort (er nannte ihn auch Cibao) läge, wo sich das Gold in solcher Menge fände, daß keiner einen besondren Werth in dasselbe setze; von dort wolle er dem Admiral so viel von diesem Metall verschaffen, als derselbe nur immer begehren möge.

Die Fremden fühlten sich dem brüderlich freundlichen Volke des Landes und seinem Fürsten mit jedem Tag immer näher verbunden. Es wurde zwischen diesem Herrscher und seinen Unterthanen ein Verhältniß gefunden, welches in seiner menschlich erhöhten und veredelten Form an das Verhältniß der Königin eines Bienenstockes zu ihren Arbeiterinnen erinnerte. Eine liebende Anhänglichkeit und Treue bis zum Tode gegen ihre Kaziken hat sich überall, bei dem nachmaligen unglücklichen Schicksal, das diese Indianerstämme betraf, an allen jenen Naturkindern der Antillen, wie der benachbarten Festländer gezeigt. Die Herrscherwürde in Hayti, wie anderwärts, war eine erbliche, der Fürstenstamm von Geburt aus als ein höher gestellter anerkannt und ein Selbstgefühl, das auf dieselbe Meinung sich gründete, gab den Kaziken, namentlich auch dem Quacanagari jenen natürlichen, würdevollen Anstand, welcher ohne die Zuthat eines königlichen Gewandes oder irgend eines äußeren

Abzeichens den Fürsten und Herrn überall kenntlich machte.

Das Schiffsvolk war aus dem dumpfig engen Raume seiner schwimmenden Bretter herüber in das paradiesisch schöne Land gezogen, da in der Fülle der Naturgaben, welche die Hand des Menschen ohne Mühe erntet, jeder Tag ein Festtag der Freude ist, ja unter andren Umständen ein Sabbath werden könnte. Der Kazike, und mit ihm sein Volk, dessen anregende und bewegende Seele er war, schienen für nichts Andres Sinn zu haben als für das Vergnügen und das Wohlgefallen ihrer vom Himmel gekommenen Gäste. Wo sich nur, vielleicht von alten Zeiten der Väter her, in dem Winkel einer Hütte und eines Hauses ein Korn oder ein kleiner Klumpen Goldes fand, den die Finder desselben, wie spielende Kinder die bunten Steine aus einem Bache an den Bergen aufgelesen und mit sich genommen, dann entweder zu Blechen geschlagen oder in seinem Naturzustand aufbehalten hatten, das wurde dem Kaziken und durch diesen dem vergötterten Admiral zur Gabe gebracht. Dieser war niemals bei seinem fürstlichen Freunde zum Besuch, ohne daß dieser ihm Goldbleche um seinen Nacken hieng oder in irgend einer Form ihm Gold schenkte. Hatte doch selbst die hölzerne Maske, die er ihm bei einer besondern Gelegenheit verehrte, statt der Augen zwei Klumpen von Gold, statt der Ohren zwei dicke Bleche und mehrere andre Theile von Gold. Tausende von Thalern oder Gulden war das werth, was die Insulaner, ohne allen Anspruch auf Wiedervergeltung, nur weil sie ihre höchste Lust in dieser Art zu geben hatten, den Spaniern brachten, das was diese dagegen schenkten: Schellen und Glöckchen, Glasperlen und messingene Ringe hatte einen Werth von wenig Pfennigen und wurde dennoch in so ehrfurchtsvoller Weise aufgenommen als sey es, gleich wie die Hände aus denen

es kam, von göttlicher Art; zu allen, was man den Indianern gab, sagten diese turey, das heißt himmlisch, oder göttlich.

Armes Volk! zwar zu allen Zeiten und überall hat die Sünde der Abgötterei schwere Folgen nach sich gezogen, nur selten aber ist die abgöttische Verehrung sterblicher und sündhafter Creaturen denen, welche sich ihr hingaben, in solchem Maaße zu einem Quell langen, unermeßbaren Jammers und Elendes geworden, als dir, du kindlich, an den Mutterbrüsten der Natur spielendes Volk auf der Inselwelt der Antillen!

Während die Indianer auf den Wink ihres Fürsten die „Söhne des Himmels", welche ihres Besuches sie gewürdigt hatten, durch Tänze und Spiele, die sie vor ihren Augen aufführten, zu belustigen suchten, ließ ihnen der Admiral auch seinerseits die Waffenkünste seines Volkes sehen. Ein Kastilianer zeigte vor den Augen des Kaziken seine Kunst im Bogenschießen. Dem Fürsten schien diese Kunst nichts Neues zu seyn; er erzählte dem Columbus, daß sein Land und sein Volk den öftern Anfällen eines kriegerisch grausamen Volkes: Caraiben genannt ausgesetzt sey, welche Menschen rauben, um ihr Fleisch zu essen, diese Caraiben führten als Waffe ähnliche Bögen und Pfeile. Der Admiral gab zu verstehen, daß er und sein Volk noch mit ganz andren Schrecknissen des Krieges versehen seyen, vor denen die Macht der Bogen und Pfeile ein Nichts wäre. Um dieses zu beweisen, ließ er einige Luntenflinten und Feldstücke aus dem Fahrzeug herbeiführen und vor den Zuschauern sie abfeuern. Die Indianer, als sie das laute Loskrachen der Geschütze hörten, fielen alle, als vom Donner gerührt zu Boden. Sie sahen, wie durch diese furchtbaren Waffen in weiter Ferne Bäume, wie vom Blitz zerschmettert worden waren; diese Fremdlinge als Söhne des Luftreiches führten

die Macht von diesem über Blitz und Donner bei sich; sie betrachteten solche unheimlichen Wesen mit Furcht. Als jedoch die Spanier es ihnen begreiflich machten, daß eben diese Waffen dem Kaziken und seinem friedliebenden Volk in der Hand der neuen Bundesgenossen und Freunde zum Schutz gegen die grausamen Feinde dienen sollten, vernahmen sie dieses mit Freuden.

Columbus benutzte diese günstige Stimmung der Insulaner, wie er hoffte zur Förderung des großen Zweckes, der sein Gemüth beschäftigte. Das Volk der Insel sollte für das Christenthum gewonnen, alle seine natürlichen Schätze zur besseren Begründung und Ausbreitung dieses geistigen Reiches durch Spaniens Macht zunächst im heiligen Lande, zur Wiedereroberung Jerusalems und der Stätte des heiligen Grabes verwendet werden. Ein großer Theil seines Schiffsvolkes hatte das Leben auf dieser Insel und in der Gemeinschaft seiner Bewohner so lieb gewonnen, daß er mit seinen Wünschen denen des Admirals und des Kaziken entgegen kam; ein kleines, für dieses Land aber starkes Fort wurde aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes errichtet, 39 der Gefährten sollten als Besatzung zurückbleiben. Die Insulaner halfen aus allen Kräften den Bau vollführen, die kleine Niederlassung: die erste in der neuen Welt, erhielt den Namen la Nativitat, zur Erinnerung an den Tag der Geburtsfeier Christi, an welchem die Mannschaft, wie Columbus meinte durch das Walten einer höheren Hand Schiffbruch in dieser Gegend gelitten und dadurch in dieselbe eingeführt worden war. Columbus gab diesen Zurückbleibenden Anweisungen zum Verhalten gegen die Insulaner; was er gebot, das war aus einem menschenfreundlichen Gemüth, aus einem lauteren Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit gekommen. Aber eben so wie in der Christnacht, sobald der weise,

wachsame Führer den Rücken gewendet und sich zur Ruhe begeben hatte, ergieng es auch hier; die zurückgebliebenen Spanier, schlimmer noch (weil sie böswilliger waren) als der Schiffsjunge, der das Fahrzeug dem Meeresstrom überließ, gaben sich, sobald der Admiral geschieden, dem Zug ihrer wilden, bestialischen Leidenschaften hin und führten das wohlbegründete Unternehmen einem schleunigeren Untergang entgegen als der unerfahrene, knabenhafte Lenker des Steuerruders sein Schiff.

Noch während der Zeit, in welcher Columbus bei seiner neuen Niederlassung verweilte, war ihm durch einige aus der Ferne gekommene Indianer die Nachricht gebracht worden, daß ein Schiff von ähnlicher Art wie das seinige und von eben solchen fremden Männern bemannt an einer andren Stelle der Küste, gegen Osten hin vor Anker liege. Der Beschreibung nach konnte dies nichts andres seyn als die Pinta mit ihrem Capitän Pinzon und seinen Leuten. Es mußte für den Admiral, dem jetzt zu seiner gefahrvollen Fahrt über die ganze Breite des atlantischen Meeres nur ein einziges, dazu sehr schlecht segelndes Fahrzeug: die Ninna übrig war, von höchster Wichtigkeit seyn mit Pinzon sich zu vereinen; abgesehen davon, daß dieser zweideutige Mann ihm nach Spanien vorauseilen, dort den ganzen Ruhm der Entdeckung für sich in Anspruch nehmen und auf die Verdienste des Admirals ein verkleinerndes Licht konnte fallen lassen. Deshalb durfte man nicht länger sich säumen; am 4. Januar 1493 lichtete man die Anker und steuerte, so weit der ungünstige Wind dies erlaubte, an der Küste nach Osten hin. Am 6. Januar begegnete der Admiral dem Pinzon, welcher, nachdem er an einem andren Ort der Küste so viel Gold als nur möglich durch Tausch gegen allerhand Spielereien zusammen-

gebracht hatte, jetzt, vielleicht um sich einen guten Schein zu geben, wieder gegen Westen hin, wo er die beiden andren Schiffe gelassen, seine Richtung nahm. Es war nur zu wahrscheinlich und wurde später zur Gewißheit, daß Pinzon von dem Unglück, welches das Admiralschiff betroffen, Kunde gehabt und dennoch gar keinen Versuch gemacht hatte den Gefährten in ihrer Noth zu Hülfe zu kommen. Columbus unterdrückte seinen Unmuth, er nahm die kahlen Ausflüchte des untreuen Reisegefährten ruhig dahin, doch nöthigte er den Pinzon, als sie in die Nähe jener Stelle kamen, wo dieser 16 Tage lang sein Gewerbe getrieben hatte, die vier Indianer und zwei junge Indianerinnen, welche derselbe gewaltsam aufgegriffen und in sein Fahrzeug geschleppt hatte, wieder frei zu lassen, nachdem sie, zur Begütigung für ihre Furcht und Angst vorher gekleidet und mit allerhand Kleinigkeiten beschenkt worden waren.

Auf der Weiterfahrt nach Osten, welche den Weg an der Nähe der Küste von Hayti hin und zugleich nach der Heimath verfolgte, fanden die Spanier in der Bucht von Semana einen Stamm der Indianer, der sich zu den friedliebenden, sanften Bewohnern der Westseite der Insel so verhielt wie die mächtigen Raubthiere vom Geschlecht der Tiger oder Wölfe zu den Heerden wehrloser Schaafe oder Rehe. Wild von Geberden, kräftig von Körperbau, das Gesicht und die Glieder mit grellen Farben bemalt, mit Bogen und Pfeilen wie mit andern Waffen versehen, stellten sich diese gleich bei dem ersten Blicke als das dar, was sie waren: als Krieger, welche des öftern Kampfes mit anderen Kriegern gewohnt waren. Diese kühnen Leute gehörten nicht, wie dies Columbus vermuthete, zu dem Stamm der eigentlichen Karaiben, sondern zu dem der Ciguayans, eines Volkes, das den gebirgigen Küstensaum in

einer Ausdehnung von 25 Seemeilen der Länge nach innen hatte, ohne ſich jedoch tiefer als etliche Meilen landeinwärts auszubreiten. Da dieſe Küſtengegend die Vormauer gegen die Einfälle der Karaiben bildete, waren die Eiguayans im Kampfe mit dieſen grauſamen Menſchenwürgern allmälig zu ſolchen kriegeriſchen Fertigkeiten gelangt, durch welche ſie von ihren friedlichen Nachbarn ſich unterſchieden. Man ſuchte gleich anfangs einen friedlichen Verkehr mit dieſen Küſtenbewohnern anzuknüpfen, ſie aber konnten der Luſt nicht widerſtehen, ihre Kräfte und das Glück ihrer Waffen an den ſeltſamen Fremdlingen zu verſuchen, ſie wagten auf eine kleine Anzahl der gelandeten Spanier einen muthigen Angriff, bei welchem ſie ſchon Stricke mit ſich führten, um die Gefangenen zu binden. Bald jedoch lernten ſie die Uebermacht der europäiſchen Waffen kennen; zum erſtenmale floß hier, freilich von ihnen ſelbſt verſchuldet, der Indianer Blut, im Kampf mit den Spaniern. Aber dieſes wackre Gebirgsvolk wußte von Blutrache nichts. Sie hatten jetzt die Fremden als gute Krieger achten lernen, ihr Kazike ſelber, nachdem er dem Admiral das Wahrzeichen des Friedens, den Wampumgürtel geſendet, kam zu dem Admiral auf ſein Schiff und ſchenkte dieſem bald nachher die goldne Krone, welche er ſelber auf ſeinem Haupte getragen.

Die Indianer von Semana hatten dem Admiral es angedeutet, daß in Oſten von ihrer Inſel eine andere anſehnliche Inſel, bewohnt von Karaiben, läge. Sie hatten Portorico gemeint; doch der Zuſtand der beiden Fahrzeuge und das Verlangen nach der Heimath erlaubten keine weitre Fortſetzung der Entdeckungsreiſe, man ſteuerte gegen Nordoſten und kam in dieſer Richtung bald aus dem Bereich der Paſſatwinde. Die Schiffe hatten den 38ten Grad der N. Br. erreicht, da überfiel ſie am 12ten Februar

ein furchtbarer Sturm, welcher die Pinta weit nach Norden verſchlug, ſo daß der Admiral nur noch auf ein einziges armſeliges Fahrzeug beſchränkt war. Auch dieſes jedoch ſchien ohne Rettung verloren; der Admiral, der mitten in der Gefahr ſeinen männlichen Muth ſich erhalten, ſchrieb in Eile die ganze Geſchichte ſeiner Entdeckungen auf ein Pergament, legte dieſes wohlverwahrt in eine Tonne, damit, wenn auch er mit all ſeinen Reiſegefährten untergienge, doch dieſe Tonne, leicht auf dem Meere ſchwimmend in die Hand eines Menſchen kommen möchte, welcher, angelockt durch das in einem beiliegenden Papier gegebene Verſprechen von 1000 Ducaten Botenlohn, den verſiegelten Bericht an den König von Spanien überlieferte. Doch der Sturm legte ſich, das furchtbar herumgeſchleuderte Schiff erreichte am 15ten Februar die Inſel St. Maria, eine der Azoren. Die ſo wunderbar Geretteten wollten hier unter Chriſten, ſo wie der fromme Sinn des Admirals es angeordnet, in einem der am Ufer gelegenen Kapellen ihren Gottesdienſt verrichten, da wurden ſie von den auf der Inſel wohnenden Portugieſen verrätheriſch überfallen und zu Gefangenen gemacht. Es war dies ein harter Contraſt mit dem Benehmen der heidniſchen Indianer gegen die an ihre Küſten kommenden Fremdlinge. Nur mit Mühe und durch Drohungen gelang es dem Columbus für ſeine Leute und für ſich ſelber von den übrigens nur ſchlecht bewaffneten Portugieſen die Freiheit zur Weiterfahrt zu erlangen; er näherte ſich, oft gehemmt durch ungünſtigen Wind, der Küſte von Europa. Noch einmal erfaßte hier ſein ſchwaches Fahrzeug ein furchtbarer Sturm, der ihn am 4ten März in den Tajo, zum zweitenmale in die Hände ſeiner Feinde, der Portugieſen führte. Der Einladung des Königs Johann II zu ihm nach Valparaiſo zu kommen, durfte er nicht wider-

ſtehen. Der Monarch, der ſein früheres Benehmen gegen Columbus jetzt zu ſpät bereute, hörte nicht ohne Neid jene Berichte an, welche ihm der kühne Seefahrer über ſeine Entdeckungen gab. Es waren Männer an dem Hofe Johann II, welche dieſem den unwürdigen Rath gaben, den Columbus ermorden zu laſſen, damit die Frucht ſeiner Entdeckungen nicht in die Hände der Spanier käme, der König jedoch wies dieſen böſen Rath mit gebührender Verachtung von ſich.

7) Ehrenvoller Empfang des Entdeckers der neuen Welt in Spanien.

Es war am 15. März, in der Mittagsſtunde, da ſahen die Bewohner von Palos ein Fahrzeug zu ihrem Hafen nahen, deſſen Mannſchaft ſchon aus der Ferne durch ſeine, im Glanz der Sonnenſtrahlen prunkenden Paniere und Flaggen, als der Ueberbringer einer ungewöhnlichen Botſchaft ſich kund gab; man ſchaute genauer hin und bald erkannte das geübte Auge der Seeleute in dem heranſeglenden Schiffe die Ninna: eines jener Fahrzeuge, das hier im Hafen gebaut und ausgerüſtet, vor faſt 8 Monaten mit Columbus ausgelaufen war, zur Entdeckung einer neuen Welt. Boote fuhren entgegen, das Volk drängte ſich auf den Hafendamm, bald verbreitete ſich das Gerücht: Columbus der Genueſe, mit dem ſo mancher werthe Bürger und Bürgersſohn auf das gefahrvolle Unternehmen der Entdeckungsreiſe ausgezogen und ſeitdem von den Hinterbliebenen wie ein Todter betrauert worden war, ſey wiedergekehrt wie ein Sieger, denn er habe wirklich den Weg über das weite Meer zu dem von ihm vermutheten Lande gefunden, und bringe Gold und Papageyen ſo wie Menſchen von beſondrer Farbe und Ausſehen mit. Alsbald wurden alle Glocken geläutet, die

Kanonen gelöst, alle Geschäfte wie an einem Feiertage eingestellt. Der Admiral, als er mit den Seinigen ausgestiegen, an ihrer Spitze in Prozession nach der Hauptkirche zog, wurde ehrfurchtsvoll wie ein König begrüßt, Vornehme und Geringe schlossen sich dem feierlichen Zuge an und erhuben, im Gotteshaus versammelt, laut betend ihre Stimmen mit den Betenden, die aus so großer Gefahr entronnen waren. Die ganze Stadt war, nach vollendetem Gottesdienst in den Häusern wie an den öffentlichen Plätzen ein Ort der Freudengelage geworden, jeder Einzelne der glücklich Wiedergekehrten, hatte einen Kreis um sich, der seine Erzählungen von den Herrlichkeiten der neuentdeckten Welt mit freudiger Bewunderung anhörte, um den Admiral aber mag sich, mit dem ehrwürdigen Prior von Rabida, dessen Freude von einer triumphirenden Erhebung des Gemüthes begleitet war, jene kleine Gesellschaft der Freunde versammelt haben, welche bei den Unterhaltungen und Berathungen der Abende, im Kloster, die gewöhnlichen Theilnehmer gewesen waren.

Einer fehlte noch aus diesem Kreise, dies war der bedauernswürdige Alonzo Pinzon, der freilich an seiner Pflicht wie an dem Admiral sich schwer verschuldet hatte, und von welchem die Leute, die heute mit Columbus ankamen, mit Unmuth erzählt haben mochten, wie er mitten in ihrer großen Noth sie verlassen und nur ans Goldsammeln für seinen eignen Beutel gedacht habe, der aber dennoch in der ganzen Stadt Palos als einer der geachtetsten Bürger, der einsichtsvollsten Seeleute galt. Mit ihm, in seinem vom Sturm verschlagnen Fahrzeuge fand sich noch mancher andre angesehene Landsmann. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen der Lebenswege der beiden, früher so nahe befreundeten, später durch den Fehltritt des einen in Mißver-

hältniß gerathenen Männer, daß Pinzon an demſelben Tage, an welchem Columbus von Süden her in den Hafen von Palos einlief, von Norden her demſelben ſich näherte, und daß er am Abend dieſes Tages noch vor ſeiner Vaterſtadt landete. Hier im Hafen ſahe er das ihm wohlbekannte Schiff des Admirals vor Anker liegen; der laute Jubel, der aus allen Gaſſen der Stadt ſich vernehmen ließ, das feſttägliche Gewühl des Volkes auf dem Hafendamm und alle andre Bezeugungen der öffentlichen Freude verriethen ihm bald, was heute hier vorgegangen ſey; einige wenige Schiffer, die auf ihren Kähnen ſitzend ihn kommen ſahen, erzählten ihm ausführlich die Geſchichte des Tages, da wurde des Alonzo Pinzon Gemüth von ſo verſchiedenartigen Gefühlen darniedergeſchlagen, daß er wie ein Kranker in einem kleinen Fahrzeug, ungeſehen von der Menge des Volkes ſich ans Land führen ließ; auch ſeine Schiffsmannſchaft miſchte ſich ſtill und unvermerkt unter die freudige Menge, welche an dieſem Abend nur Augen und Ohren für Columbus und ſeine Leute hatte.

Ein lehrreiches Beiſpiel von dem: wohin der Geiz, dieſe „Wurzel alles Uebels", auch edlere Menſchenſeelen führen könne, zeigt ſich uns an dem Alonzo Pinzon, dem tüchtigen Seemanne, der aus einem treuergebenen Freunde des Columbus und aus einem eifrigen Förderer ſeines Unternehmens ein Feind und Gegner deſſelben geworden war. Von der Luſt, ſich ſelber zu bereichern dahin geriſſen, hatte er den Freund in ſeiner Noth verlaſſen; ſeitdem hatte das böſe Gewiſſen ihn zum Mißtrauen verleitet, er, der ſich ſelbſt als Feind gegen den Admiral betragen, hielt dieſen für ſeinen gefährlichen Feind und künftigen Ankläger bei Hofe, erwies von dieſer Zeit an ſich widerſpenſtig und gehäſſig gegen den Mann, der ihn auf dieſe Bahn des Ruhmes

und des äußern Glückes geführt hatte. Als bei dem Sturm vom 12. Februar die Pinta von dem Fahrzeug, auf dem sich der Admiral befand, war getrennt worden, gab Pinzon dem Gedanken Raum, die Ninna sey von den Wogen, denen er selber nur wie durch ein Wunder entgangen, verschlungen worden. Das Glück war im weiteren Verlauf seiner Fahrt ihm günstig, er wurde von einem kräftigen Westwind in die Bay von Biskaya geführt, landete im Hafen von Bayonne. Von da hatte er sogleich einen schriftlichen Bericht über die Entdeckung, als wäre diese sein Werk, und über die Beschaffenheit der neuen Welt an den spanischen Hof gesendet und die königlichen Majestäten um Erlaubniß gebeten, zu ihnen an den Hof zu kommen, um das Nähere seiner Entdeckungen ihnen mündlich zu berichten. Auch das Siegesgepränge des ersten Empfanges im Vaterlande hatte er, im Fall dieser noch lebe, dem Columbus vorweg nehmen wollen, darum war er in möglichster Eile, sobald sein Fahrzeug wieder in den nöthigen Stand gesetzt worden, aus dem Hafen von Bayonne abgesegelt, kam aber dennoch um 6 Stunden später als der Mann, dessen wohlverdiente Ehre er zu rauben gedachte. Wie einen Spieler, der all das Seine auf eine umschlagende Karte gesetzt und verloren hatte, blieb ihm jetzt nur das martervolle Gefühl von Reue und von Schaam vor seinen Mitbürgern und vor dem königlichen Hofe, den er durch seinen Bericht getäuscht hatte. Dem ächten Spanier ist seine Ehre unter den irdischen Gütern das Höchste; für Pinzon den Ehrenmann schien dieses Gut auf immer verloren; ein Fieber, in Folge der Gemüthsbewegung und der Mühseligkeiten der Seefahrt ergriff ihn; er starb nach wenig Tagen.

Columbus hatte die ersten ruhigen Stunden nach seiner Ankunft an der spanischen Küste dazu benützt, einen Bericht

über den glücklichen Erfolg seines Unternehmens an den königlichen Hof zu senden, der damals am andern Ende des Reiches, zu Barcelona sich aufhielt; er selber war gleich darauf nach Sevilla abgereist, um dort die Antwort der Monarchen abzuwarten. Diese war denn in so ehrenvoller, über jede Erwartung günstiger Weise abgefaßt, sie enthielt überdies schon solche deutliche Erklärungen der königlichen Bereitwilligkeit zur unverzüglichen Ausrüstung einer neuen, größeren Flotte für eine zweite Fahrt nach der neuentdeckten Welt, daß Columbus, den man dringend zu einem Besuch bei Hofe einlud, schon vor seiner Abreise aus Sevilla die nöthigen Verfügungen zur Ausrüstung jener neuen Flotte treffen konnte. Das Gerücht von des Columbus großer Entdeckung hatte sich durch das ganze Land verbreitet. Jene edleren Geister, deren Lust nicht an Gold oder Silber, sondern an einem unvergänglichen, höheren Gut war, wie der Freund des Peter Martyr, der gelehrte Pomponius Laetus, vernahmen es mit Freudenthränen, welche neue Tiefe des Erkennens der sichtbaren Welt, des Verkehres mit unbekannten Völkern sich aufgethan habe. Die bisher verborgene Welt der Antipoden, wie Peter Martyr schreibt, war jetzt gefunden; eine Neuigkeit, welche dem Geist die köstlichste Nahrung und eine Erhebung über die Gebrechlichkeit und das Elend des sterblichen Lebens gewährte. Die größere Menge indeß ergötzte sich an der Hoffnung des unermeßlichen Gewinnes, an dem Glanz der Ehre, welche vor allen andren Nationen der spanischen, durch den Besitz von Westindien zukommen mußten. Wo deshalb Columbus, auf seiner Reise nach Barcelona hinkam, in Städten wie selbst in den Dörfern wurde er wie ein siegreicher König, mit lautem Jubel begrüßt, Alles drängte sich herzu, um ihn und seine sechs Indianer, die er, wie früher erwähnt, als Dol-

metſcher mit ſich genommen, zu ſehen. Die liebliche Jahreszeit (der April iſt der Wonnemonat von Spanien) begünſtigte ſeine Reiſe durch die ſchönſten Provinzen von Spanien und den Einzug in Barcelona, welcher dem eines Triumphators im alten Rom glich. Voran paradirten die Indianer, nach der Sitte ihrer Heimath mit Farben bemalt und mit ihren nationalen goldnen Zierrathen geſchmückt. Hinter ihnen ſahe man eine Menge der prachtvoll farbigſten lebenden Papageyen, in Käſichen und auf Stangen getragen, ausgeſtopfte Thiere und koſtbare Gewächſe der fremden Zone, dann eine reiche, ſehr augenfällige Sammlung von goldnen Kronen, Armſpangen und andren Gegenſtänden aus dieſem edlen Metall ſo wie aus edlen, bunten Geſteinen, nebſt Waffen und Geräthen der Indianer. Hinter dieſen allen zeigte ſich die hohe, edle Geſtalt des Columbus, zu Pferde ſitzend, umringt von der Blüthe des vornehmſten ſpaniſchen Adels, der dem Triumphator zum ehrenvollen Empfang entgegen geritten war. Man hatte in Barcelona noch nie eine ſolche große und glänzende Verſammlung von Zuſchauern geſehen, als an dieſem Tage, die Menge derſelben ſtund in allen Gaſſen, an allen Fenſtern auf allen Balconen eng, ein Haupt an das andre gedrängt und ſchaute in ehrfurchtsvoller Stille die Wunder der neuen Welt und den Mann an, der zum Beſitz derſelben die Bahn gebrochen hatte.

Der König und ſeine erhabene Gemahlin empfiengen in einem großen, offnen Salon den Admiral, ſitzend auf ihren Thronen, neben ihnen der Prinz Johann, um ſie her der verſammelte Hof und die höchſten Würdenträger des Reiches. Als „der Vizekönig“ der neuen Welt ihren Thronen ſich nahete, da ſtunden die beiden Majeſtäten auf, er nach der Sitte eines Vaſallen wollte knieend ihnen die Hand küſſen, ſie aber erhuben ihn freundlich und ließen ihn,

wie einen Ihresgleichen auf einem Stuhle ſitzen. Columbus, auf Verlangen der Herrſcher, erzählte jetzt kurz, was er erfahren und geſehen, gab eine Beſchreibung der Länder und Völker, zu denen ſeine Reiſe ihn geführt hatte. Er zeigte die Maſſen des natürlichen Goldes, wie daſſelbe als Staub, in Körnern, in Klumpen gefunden worden oder wie es durch die Hand der Indianer zu rohen Kunſtwerken verarbeitet war; er öffnete die Ausſicht auf unermeßbar weitre Entdeckungen und Eroberungen von Land für die ſpaniſche Krone, auf die Bekehrung großer Völker der Heiden zum Chriſtenthum. Er hatte jetzt ſeinen Bericht geendigt, da erhuben die beiden Majeſtäten von neuem ſich von ihren Thronen, ſie ſanken auf ihre Kniee und mit emporgehobenen Händen, mit Thränen der Freude in den Augen dankten ſie Gott für dieſes große Ereigniß. Dieſem Beiſpiele folgten alle Anweſende, während die königliche Kapelle den ambroſianiſchen Lobgeſang, das Te Deum laudamus anſtimmte. Es war, ſo ſagt der ehrwürdige Las Caſas, als ob in dieſer Stunde ein Gefühl des Naheſeyns und der Freuden einer andren Welt über eine Verſammlung von Sterblichen ſich ergoſſen hätte.

Wir beſchreiben nicht weiter alle jene Ehren und jene Beweiſe von königlicher Huld, welche dem großen Seefahrer widerfuhren. Er ſelbſt war, neben den Zurüſtungen zur neuen Reiſe nur mit der Erfüllung jener Gelübde beſchäftigt, die er in den Stunden der Gefahr gemacht hatte und mit dem Plane jener frommen Unternehmung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes, zu deren Ausführung er den verhofften, künftigen Gewinn, der auf ſeinen Theil fiel, anwenden wollte. Der ſpaniſche Hof indeß ſuchte die ſchon gewonnenen ſo wie die künftig zu gewinnenden Beſitzungen dadurch ſich zu ſichern, daß er vom päpſtlichen

Hofe dieſelben ſich ſchenken ließ. Dieſer bewilligte denn auch, daß Alles den Spaniern gehören ſolle, was dieſelben auf ihrem bisher eingeſchlagnen Wege bereits entdeckt hatten oder entdecken würden, überhaupt alle die Inſeln und Länder der neuen Welt, welche mehr denn 100, oder nach ſpätrem Vertrag 370 Seemeilen weſtlich lägen von einer Mittagslinie, die man ſich durch die Azoren und Capverdiſchen Inſeln gezogen dachte, was aber dieſſeits dieſer Linie in Oſten gefunden werde, das ſolle Eigenthum der Portugieſen ſeyn.

8) Die zweite Fahrt des Columbus nach Amerika.

Wie ganz anders begann dieſes zweite Unternehmen des großen Seemannes als das erſte. Die Zahl der Schiffe, welche ihn begleiteten, betrug 17, darunter 3 von bedeutender Größe; die Menge der Seeleute, Handwerker, Soldaten und Abentheurer aus allen Ständen, belief ſich zuletzt, weil viele heimlich ſich in die Schiffe hineingeſtohlen hatten, auf 1500, unter ihnen eine große Anzahl hochadeliger, darum nicht zur Unterwürfigkeit geneigter Männer. Am 25. Sept. 1493 lief dieſe wohlbewaffnete Flotte aus Cadiz aus. Der Admiral, dem königlichen Befehle folgend, vermied ſo weit als möglich die Nähe der portugieſiſchen Beſitzungen und nahm gleich Anfangs ſeine Richtung mehr nach Südweſt, um auf der diesmaligen Fahrt die Inſeln der Caraiben, von denen er auf der erſten Reiſe ſo viel vernommen, zu berühren. In der Mitte des Octobers hatte er mit ſeiner noch vollkommen wohlbehaltnen Flotte die Region des Paſſatwindes erreicht; das Meer war ruhig und glatt, der friſche anhaltende Hauch aus Oſten ſchwellte alle Segel, nur einmal gegen Ende des Octobers ergoß ein Gewitter unter furchtbarem Donner und Blitzen ſeine Regenſtröme über

die Schiffe. Nur vierzig Tage hatte die glückliche Fahrt von der ſpaniſchen Küſte bis zu den kleinen Antillen gedauert, denn ſchon am 3. November ertönte von den Maſtkörben aus der frohe Ruf: „Land, Land.“ Es war eine reich grünende Inſel, welcher der Admiral, weil es gerade Sonntag war, den Namen Dominica gab; in frommer Weiſe feierte hier das geſammte Volk der Schiffe ein Dankfeſt. An Dominica zeigte ſich nirgends ein günſtiger Ankerplatz zum Landen, wohl aber gab es einen ſolchen an der Küſte des nicht weit von da entfernten Maria galante und einen noch beſſeren Hafen in Guadeloupe. Hier fanden die Spanier zum erſten Male die Ananas, eben ſo anlockend durch ihren Duft als durch ihren gewürzhaften Geſchmack. Aber in den verlaſſenen Hütten (denn alle Eingebornen waren bei der Annäherung der Schiffe entflohen), fand ſich auch ein andrer Gegenſtand, der dem Auge eben ſo eckelhaft als für jedes menſchliche Gefühl empörend war: Gebeine von Menſchen, Trinkſchalen aus Schädeln gefertigt, ein Zeichen, wie die Seefahrer nicht ohne allen Grund meinten, daß hier jenes grauſame Volk wohne, welches von Menſchenfleiſch ſein Mahl hält. Dieſe Meinung ſchien durch die unbefangene Ausſage einiger durch die Seeleute aufgefangnen Frauen und Knaben beſtätigt zu werden. Und gerade hier war es, wo ſich der Kapitän eines der kleineren Fahrzeuge, Diego Marque, begleitet von 8 Gefährten tiefer landeinwärts wagte und, obgleich er ſchon am Morgen die Schiffe verlaſſen hatte, am Abend noch nicht wieder gekehrt war. Vergeblich hatte man durch Abfeuern der Geſchütze die Verirrten herbeizurufen geſucht, umſonſt war es, daß am andren Tage mehrere Parthien der Mannſchaft die Küſtengegend durchſtreiften und alle verlaſſene Indianerwohnungen durchſuchten, darinnen ſie öfters die Spuren cannibaliſcher

Mahlzeiten, Gebeine und an der Luft getrocknete Glieder, in der einen Hütte den noch blutenden Kopf eines erſt vor Kurzem getödteten jungen Mannes, daneben, in einem Keſſel ſiedend, mit den Körpern der wilden Gänſe und Papageyen die andren Theile ſeines Leibes fanden; von den verirrten Gefährten war keine Spur zu ſehen. Da kamen Indianerfrauen, von ſelbſt zu den Schiffen, es waren Gefangene, welche die Karaiben von andren Inſeln zuſammengeraubt hatten, um ſie als Sklavinnen bei ſich zu halten, während ſie die Knaben und jüngere Männer mit ſich nahmen, eine Zeitlang ſie mäſteten und dann verzehrten. Von dieſen Frauen, die ſich in den Schutz der Fremden begeben hatten, erfuhr man, daß die Krieger der Inſel, in ihren Canoes ſitzend, auf Raub ausgezogen, die Weiber und Kinder allein zu Hauſe geblieben ſeyen. Dennoch erſchien es den Meiſten als ein tollkühnes Unterfangen unter dieſe Menſchenfreſſer, in das Dickig ihrer Waldungen ſich hineinzuwagen. Einer aber trat vor und erbot ſich die ganze Inſel zu durchſpähen; es war der Kaſtilianer, Alonzo de Ojeda, ein Jüngling vom tapfrem Muth und zu ritterlichen Unternehmungen ſehr geneigt. Es iſt derſelbe Ojeda, der neben andren Thaten von ungemeiner Kühnheit, einſt in Sevilla, zur Unterhaltung der Königin Iſabella auf dem großen Thurm der Giraldakirche, wo in ſchwindelerregender Höhe ein Balken, in der Nähe des Daches, 20 Fuß weit herausragte, auf dieſem Balken bis zum Ende hinſchritt, dann auf einem Beine ſtehend, das andre emporhebend, ſich eine Schwenkung gab, mit welcher er von neuem zum Thurme umkehrte. Das Beginnen, hineinzudringen in die verborgenſten Schlupfwinkel und dichten Waldungen dieſer menſchenfreſſenden Polypheme und Läſtrigonen, das erſchien noch viel kühner und grauſenerregender als das Hinausſtei-

gen auf einen Balken, in einer Höhe von mehreren hundert Fußen. Der neue Odyſſeus fand übrigens ſeine Gefährten; vierzig Mann (ſo viel hatte er ſich zu dem Abentheuer erbeten) von den Kühnſten folgten ihm auf ſeinem geraden Laufe von der Seeküſte hinweg in das Innre der Inſel. Es koſtete unglaubliche Mühe in das Dickig dieſer Urwälder hinein, noch mehr um durch ſie hindurch zu kommen. Durch das Gewirr der Schlingpflanzen und Zweige, durch welches die engzuſammengedrängt ſtehenden, mehr denn thurmeshohen Bäume unter ſich verwebt waren, mußte öfters das Schwert eine Bahn brechen, bald mußten Felſen erklettert, bald kleine Flüſſe durchwaten werden, ein Fall, welcher ſich auf eine Entfernung von etwa ſechs ſpaniſchen Meilen 26mal zutrug, weil wahrſcheinlich ein und derſelbe Fluß wegen ſeiner Krümmungen mehrere Male durchſetzt werden mußte. Die Trompeter, die bei der Geſellſchaft waren, bliesen ihre Trommeten und an ſehr verſchiedenen Stellen, in den Engthälern ſo wie auf den Felſenhöhen ließ Ojeda Gewehre abfeuern, um den Verirrten ein Zeichen zu geben, wonach ſie ihre Richtung nehmen ſollten. Alle dieſe Mühen waren vergebens; der jugendliche Ritter, ohne mit ſeinen Gefährten in die Höhle eines Polyphemus gerathen zu ſeyn, zugleich aber auch ohne die Verirrten kehrte zu den Schiffen zurück und ſchilderte mit großer Lebendigkeit und Wärme all die Herrlichkeiten der Natur, dieſe gewürzhaft duftenden Gewächſe, die Menge der buntfarbigen Vögel, die er in den Wäldern geſehen. Endlich, als man faſt die Hoffnung aufgegeben die Verlorenen wieder zu finden, kamen dieſe ausgehungert und erſchöpft und dennoch nicht ganz ohne Beute, denn ſie brachten einige von den Karaiben gefangen gehaltne Indianerfrauen und Knaben mit ſich. Sie hatten, als ſie, ohne Erlaubniß des Admirals von den

Schiffen sich entfernten, nur einen kurzen Spazierweg machen wollen, waren aber in einen so dichten Urwald gerathen, daß nur einzelne dämmernde Strahlen des Tageslichtes zu ihnen herabdrangen. Vergeblich hatten einige von ihnen sich bemüht den Gipfel eines Baumes zu ersteigen, um auf diesem freie Aussicht nach den Sternen zu gewinnen; das dicht verschlungene Gewölbe der Zweige, selbst an den Gipfeln der Bäume, hatte jeden solchen Versuch vereitelt und mit der Richtung des Weges zugleich hatten sie auch nur zu bald alle Geistesgegenwart verloren. Zwischen dem dichten Gewebe der Gewächse und bei dem lauten Rauschen der Bäche, deren Lauf nach dem Meere sie zuletzt, so gut dies möglich war, zu folgen suchten, hatten sie nichts von dem Abfeuern der Büchsen und dem Ton der Trommeten vernommen. Wie aus dem Grabe Erstandene nahm man die Wiedergefundenen freudig auf, nur eine gelinde Strafe wurde, weil sie ohne Erlaubniß weggegangen, über sie verhängt.

Die weitre Fahrt vom 10. bis 14. November nahm ihre Richtung an verschiedenen Inseln vorüber, denen der Admiral die Namen Montserrat, Rodonda, Antiqua, St. Martin und Santa Cruz (Saint Croix) gab. An der zuletzt genannten Insel gerieth die Mannschaft eines nach Trinkwasser ausgesendeten Bootes in ein Gefecht mit etlichen wenigen Caraibenmännern und zwei streitbaren Frauen. Diese Indianer wehrten sich so tapfer und wußten, als das Boot ihren Canoe umgestürzt hatte, selbst noch vom Wasser aus einen so kräftigen Gebrauch von Bogen und Pfeilen zu machen, daß mehrere Spanier, trotz ihrer Schilde Wunden empfingen, welche sich in ihren Folgen tödtlich erwiesen. Einer der Karaiben wurde von spanischen Lanzen durchbohrt, die andren, zum Theil verwundet, durch die Uebermacht

beſiegt und als Gefangene auf das Schiff, ſpäter aber nach Spanien gebracht, wo, wie dies Peter Martyr verſichert, ihr wilder Blick, ihr löwenartig furchtbares Ausſehen, die Muskelſtärke ihrer Glieder in Jedem, der ſie betrachtete, Schauder und Grauen erregte.

An vielen kleinen Inſeln, dann an den grünenden Ufern von Portorico vorüber ſetzte die Flotte ihre Fahrt nach Hispaniola oder Hayti fort, nach dem vorläufigen erſten Zielpunkt und Ausruheort dieſer Reiſe, auf welchen die geſammte Mannſchaft der Schiffe, wie auf ein Paradies ſich gefreut hatte. Die ſchwärmeriſch ſchönen Beſchreibungen, welche der Admiral von der reichbegabten Inſel gemacht, die Berichte, welche ſeine Gefährten von den frohen Tagen gegeben hatten, die ſie vor einem Jahr auf Hayti verlebten, waren ſchon in der Heimath, noch mehr auf der langen, mühevollen Seefahrt eine Lockſpeiſe geweſen, auf welche hinblickend auch die Ungeübteſten alle Entbehrungen und Beſchwerden des Weges vergeſſen hatten. Das Herz des Admirals ſchlug voll froher, kühner Erwartungen. Die im Fort zurückgelaſſenen Gefährten mußten in der Zeit ihres Hierſeyns, wenn ſie nur einigermaßen der gegebenen Weiſung gefolgt waren, Maſſen von Goldes von den Eingebornen eingetauſcht und durch eignes Nachforſchen im Cibaogebirge aufgefunden haben, ſo daß ihr geſammelter Schatz Tonnen Goldes an Werth betragen konnte, übrigens durfte man auch von ihnen nähere Aufſchlüſſe über die Naturbeſchaffenheiten und die Bewohner des Landes erwarten. Es war ſchon ſpät am Abend des 27. Novembers, als die Schiffe in der Nähe des Hafens von Navidad ankamen, in welchen ſie der Admiral aus Furcht vor den Felſenklippen, nicht mehr einlaufen, ſondern in einiger Entfernung davon Anker werfen ließ. Zwei Kanonen wurden gelöst, als

fröhlicher Gruß für die Beſatzung des Forts; dieſe mußte in tiefem Schlafe liegen, ſie antwortete nicht. Man ſtrengte alle Sehkräfte an, um im Fort ein Wachtfeuer oder Licht wahrzunehmen; bei dieſen tiefen Schläfern leuchtete weder Licht noch Lampe. Es ließen jetzt von neuem die Berichte einiger Seeleute ſich vernehmen, welche am vorigen Tage Leichname am Ufer, durch die Verweſung zwar ſehr entſtellt, geſehen hatten, darunter der eine durch ſeinen Bart als Spanier erkannt worden war. Um Mitternacht nahete ſich ein Canoe vom Lande her vorſichtig der Flotte, die Indianer, welche darinnen ſaßen, riefen das Wort, das ſie von den Spaniern gelernt, Almirante (Admiral). Man wies ſie hin nach dem Schiffe des Admirals, dort lud man ſie zum Heraufſteigen ein, ſie aber thaten dieſes erſt dann als ſie bei dem Schein eines aufs Verdeck gebrachten Lichtes die wohlbekannten Züge des Admirals wirklich erkannt hatten. Es war ein Vetter des Kaziken Guacanagari, des Bundesgenoſſen der Spanier, der jetzt mit einigen Begleitern und mit einem Geſchenk an Gold den Columbus begrüßte. Dieſer fragte ſogleich nach der Beſatzung des Forts und der junge Häuptling, deſſen Bericht von dem Indianerdolmetſcher Diego ſo gut als möglich überſetzt wurde, erzählte, daß einige der zurückgelaſſenen Spanier an Krankheit geſtorben, andre im Streit und Zweikampf mit ihren eignen Waffengefährten gefallen ſeyen, noch andre hätten das Fort verlaſſen, Indianerfrauen genommen und wären in die innren Gegenden der Inſel gezogen, der Kazike Guacanagari ſelber liege krank darnieder an einer Wunde, die er bei einem Ueberfall des mächtigen Kaziken der Goldberge von Cibao: des Caonabo empfangen.

So traurig dieſe Berichte lauteten, hatten ſie dennoch dem Columbus jenen Verdacht benommen, der ſeinem edlen

Herzen am wehesten that: den Verdacht, daß die von ihm so gerühmten und geliebten Indianer an seinem Volke verrätherische Tücke geübt hätten. Ueberdieß blieb ihm ja auch noch die Hoffnung die zerstreuten Gefährten in irgend einer Gegend der Insel aufzufinden. Der Kazike Guacanagari, so hatte sein junger Verwandter versichert, werde am andren Morgen den Admiral auf seinem Schiffe besuchen. Der Morgen kam, der Tag war mehr denn halb vergangen, der versprochene Besuch erschien nicht; die Ufer, die während des vorigen Aufenthaltes ohne Aufhören von den fröhlichen Schaaren der Insulaner erfüllt waren, der Hafen, in dem sich damals täglich ein Gedräng von Canoes zeigte, waren wie ausgestorben, nirgends stieg von den Hügeln und aus den Thälern ein Rauch der Feuerstätten auf, der es verrieth, daß noch ein lebendes Volk in dieser Gegend wohne. Endlich ließ der Admiral ein Boot nach dem Lande abgehen. Die Mannschaft desselben, darunter mehrere Gefährten der früheren Reise, gieng nach der hinter den Bäumen gelegenen Niederlassung hin. Da wo das Fort stund, war jetzt nur eine Brandstätte zu finden, auf welcher die umgerissenen, halbverkohlten Palisaden, Trümmer von zerschlagenen Kisten und Geräthschaften, Fetzen von europäischen Kleidungsstücken herumgestreut lagen. Mit der traurigen Kunde kamen die ausgesendeten Leute zu der Flotte zurück.

Diese war indeß in den Hafen eingelaufen und am andren Morgen begab sich Columbus selber nach der Stätte der Verwüstung hin. Nicht nur das Fort, sondern auch die benachbarte Indianerstadt, in welcher der Kazike mit seinem friedlichen Volk gelebt hatte, war verbrannt und zerstört, ihre Bewohner umgekommen oder geflohen. Von neuem begann man Nachforschungen im Umkreis des gewesenen Forts; daß sich da nirgends der Leichnam eines Er-

ſchlagenen fand, weckte die Hoffnung auf: die Mannſchaft habe, bei dem feindlichen Ueberfall, wie die Bewohner der Kazikenſtadt, in das Dickig der Wälder ſich gerettet, man ließ Kanonen und Büchſen abfeuern, um die Zerſtreuten herbeizurufen, doch rings umher in der Einöde des Waldes regte ſich kein Fußtritt.

Der Admiral hatte vor ſeiner Abreiſe mit der Beſatzung es verabredet, daß dieſelbe die eingetauſchten Schätze des Goldes in den Boden vergraben oder bei einem plötzlichen Ueberfall in den Brunnen des Forts verſenken ſolle. Man grub überall nach, man unterſuchte den Brunnen, nirgends fand ſich Gold, wohl aber entdeckte man außerhalb des Forts die Gräber von 11, in ihrer europäiſchen Kleidung beerdigten Spaniern. Das Gras wuchs bereits über dieſen Grabſtätten; die Verweſung hatte hier ſchon lange Zeit ihr Werk getrieben, wahrſcheinlich hatten Hände der überlebenden Landsleute ſelber die letzte Ehre der Beſtattung den Leichnamen ihrer Verſtorbenen erwieſen, welche durch Krankheit oder im Zweikampf erlegen waren. Denn das, was die Eingeborenen von dem Schickſal der Colonie erzählt hatten, beſtätigte ſich durch fortgeſetzte, vielſeitige Nachforſchung nur zu ſehr. Wie Oviedo berichtet, waren alle die in Navidad zurückgelaſſenen Spanier, mit Ausnahme ihres Hauptmannes Arana und noch etwa zwei andren ſämmtlich Leute, welche man bei der erzwungenen Bemannung der Fahrzeuge gleichſam von den Gaſſen und Zäunen zuſammengerafft hatte. Kaum war der edle Admiral abgeſegelt, welcher durch ſeine Perſönlichkeit und hohe Stellung dieſer rohen Maſſe Ehrfurcht gebot, da überließ ſich dieſelbe ungeſcheut allen Ausbrüchen der thieriſchen Lüſte und Barbareien. Der Geiz zuerſt und dann die Wolluſt riß ſie zu Gräueln hin, welche das Gefühl für Billigkeit und Recht empören. Sie nahmen,

nicht gegen Tausch, sondern wie Räuber und plündernde Feinde den Indianern ihre goldnen Geschmeide und was sonst ihnen gefiel. Umsonst war es, daß der wohlwollende Kazike diesen Unmenschen, um ihre rohen Lüste in einigen Schranken zu halten, jedem einzelnen, der es begehrte, zwei, ja drei Frauen zugesellte, sie warfen ihre begierigen Blicke auf die Töchter und Weiber auch der angesehensten Indianer, verführten und verdarben dieselben. Unter Menschen solcher Art kann nicht Freundschaft noch Eintracht bestehen, ohne Aufhören gab es da Streit und blutige Kämpfe; mit Staunen und Entsetzen sahen die harmlosen Indianer diese Männer, welche sie als Abkömmlinge und Boten des Himmels abgöttisch verehrt hatten, unvernünftiger als wilde Thiere sich benehmen und, als wäre jeder des andren Feind, gegen einander wüthen. Keiner von diesen Unsinnigen achtete auf die Gebote, auf die Ermahnungen und Warnungen des edler gesinnten Hauptmannes Arana, bei diesem hielten nur einige Mann treulich und der Zucht gehorchend in der kleinen Festung aus, die andren alle, bestärkt in ihrer Empörung durch die beiden Lieutenants Gutierrez und Rodrigo de Escobido, welche eben so viel und mehr noch sich zu seyn dünkten als der, nicht durch Geburt sondern durch Verdienst höher gestellte Arana, verließen, je nach ihrem Belieben das Fort und wohnten, wo es ihnen gefiel, prassend von dem Gute der Indianer, in deren Hütten sie sich eingedrängt hatten. Endlich suchten die beiden Lieutenants den Arana ganz von seinem Posten zu verdrängen und, als bei dieser Gelegenheit, weil immer die Hand des einen gegen die des andren war, ein blutiger Kampf sich entspann, in welchem namentlich der Kriegsmann Jacomo getödtet wurde, der Sieg aber unentschieden geblieben war, kündigten die Empörer dem Hauptmann allen Gehorsam und alle Gemein-

schaft der Waffen auf; zogen mit neun ihrer Gefährten und einer Anzahl ihrer Frauen nach den Goldbergen von Cibao, um dort auf eigne Faust sich zu bereichern. Dort aber, in der Provinz Magnana, in deren Innren die Goldberge liegen, herrschte ein Kazike, Coanabo, der Abstammung nach ein Caraibe, als Krieger von allen Stämmen der Insulaner gescheut und gefürchtet. Er hatte bisher in ganz Hayti die höchste Macht geübt, noch höher jedoch schien die Macht jener Fremdlinge steigen zu wollen, von deren Ankunft auf der Insel er viel vernommen hatte, er mußte alles thun, was in seinen Kräften stund, um diesen neuen Gewalthabern das Gegengewicht zu halten. Von selber überlieferten sich jetzt die beiden Lieutenants mit ihren neun Begleitern seinen Händen; er benutzte diese Gelegenheit, um den Versuch zu machen, ob solche Söhne des Himmels überwindlich seyen, oder nicht; es zeigte sich bald, daß sie eben so sterblich seyen wie andre Menschen, sie wurden mit Leichtigkeit von ihm und den Seinigen erschlagen. Hierdurch ermuthigt beschloß der kriegerische Kazike der Uebermacht dieser Fremden auf der Insel alsbald ein Ende zu machen; im Verein mit noch einem andren Kaziken der Nachbarschaft, so wie mit dessen und seinem eignen Volk zog er unvermerkt durch das waldige Land, überfiel bei Nacht das Fort, in welchem mit Arana nur noch zehn Mann, sorglos, ohne Wache zu halten, schliefen, setzte das hölzerne Gebäude in Flammen und ließ zugleich auch alle die Häuser der nachbarlichen Kazikenstadt, darinnen Spanier wohnten, umzingeln, und in Brand setzen. Der Kazike Guacanagari mit den Seinigen konnte nur schwachen Widerstand leisten; er selber wurde verwundet, seine Leute getödtet oder verjagt, der kleine Rest der Besatzung des Forts war zur Meeresküste entflohen,

wo noch alle Lebende in den Wogen oder unter den Waffen der Feinde den Tod fanden.

Dies war der Anfang und der Ausgang der ersten christlich-europäischen Niederlassung in der neuen Welt gewesen und als eine der lehrreichsten zugleich aber schmerzlichsten Folgen des unglücklichen Ausganges mußte dem edlen Columbus jene Gleichgültigkeit, ja jene Abneigung erscheinen, welche seitdem die Indianer gegen alle christlichen Gebräuche äußerten, die sie vorher so gern, in kindlicher Ehrerbietung nachgeahmt hatten. War doch auch der junge Indianer aus der Bucht von Semana, der in Spanien die Taufe empfangen und, wie man meinte, gute Erwartungen für den geistigen Einfluß auf seine Landsleute gegeben hatte, sobald man ihn, als vermittelnden Boten unter sein Volk gesendet, niemals wieder zurückgekehrt zu den Fremden, welche neben der Grausamkeit der Karaiben, wie sich dies nur zu bald kund gab, noch andre Züge von furchtbarerer Art in ihrem Wesen trugen.

Doch zu solchen gehörte nicht unser an Geist wie an Gemüth großer Columbus, dessen Thaten wir hier zu betrachten haben. Namentlich hielt dieser den Glauben auch an die Redlichkeit des allerdings kindlich schwachen Freundes Guacanagari fest und ließ sich durch den Pater Boyle, welcher in dem Kaziken nicht den verbrüderten Menschen, sondern nur den Heiden sahe und diesen haßte, nicht bewegen, an dem allerdings Schwankenden und dennoch Schuldlosen ein schreckendes Beispiel der Blutrache für alle Indianer zu nehmen, auf deren Insel, durch eigne Schuld, die spanische Besatzung des Forts Navidad ihren Untergang gefunden.

Diese Stätte der Gräber, welche ohnehin eine ungesunde Lage und nicht einmal Bausteine in ihrer Nähe hatte,

beſchloß der Admiral jetzt ganz zu verlaſſen und für die Anlegung eines neuen Forts eine andre Stelle der Küſte zu ſuchen. Es fand ſich dieſe öſtlich von La Navidad an einer nördlichen Ausbeugung des Ufers, welches hier nicht als niedre Ebene, ſondern in bergigen Anhöhen ans Meer verläuft. Nach der geiſtreichen Königin, der erhabnen Beförderin des Werkes der Entdeckung einer neuen Welt erhielt die Niederlaſſung den Namen Fort Iſabella, den ſie bis zu unſren Tagen behalten hat. Die Lage des Ortes für den Verkehr mit Europa und mit dem Innren des Landes, konnte kaum vortheilhafter gewählt werden. Ein geräumiger, auf der einen Seite von Urwäldern, auf der andren von einer Reihe von Felſenwänden geſchützter Hafen, eine herrlich grünende Landſchaft von zwei Bächen durchfloſſen, dem Anbau von Mühlen günſtig, die größere Nachbarſchaft der goldreichen Cibaoberge, alles dieſes waren Gründe, welche den Admiral zu ſeiner Wahl beſtimmt hatten. Die Spanier hatten bis dahin Hayti nur in ſeiner ſchönſten Jahreszeit, gegen Ende der Regenmonate geſehen, in welcher der Frühling mit ſeinen duftenden Blüthen zugleich neben dem Sommer und der Fülle ſeiner Früchte der Landſchaft einen faſt paradieſiſchen Reiz verleihet; ſie wußten es noch nicht, daß dieſe Inſel auch eine Zeit des häufigeren Regens habe, welche auf der nördlichen Seite von Auguſt bis in die Mitte des Novembers am läſtigſten iſt, und auf welche vom April bis Auguſt eine ſengend heiße Hitze und Trockenheit folget, während jenſeits der Wetterſcheide der Gebirge auf der ſüdlichen Seite umgekehrt, die Regenzeit im April, die Zeit der großen Hitze und Trockenheit im November eintritt. Am wohleſten fühlten ſich jene zahmen Hausthiere, welche man aus Spanien mitgebracht hatte, um ihre Arten in die neue Welt zu verpflanzen, vor allem die Pferde und

die Rinder, als ſie aus dem engen Raum der Schiffe herauskamen auf den futterreichen Grund der Wieſen und zu dem friſchen Waſſer der Bäche. Nicht eben ſo wohl als dieſen Thieren bekam jedoch den Menſchen die Ueberſiedelung auf den noch obdachloſen Boden. Dieſe, bei der ſchweren Arbeit, welche der Bau der Feſtung nöthig machte, wurden von Fieber und andren Krankheiten befallen und was noch ſchlimmer war, es zeigten ſich ſchon jetzt unter ihnen die erſten Regungen jener Widerſpenſtigkeit und jener Meutereien, welche bald hernach für Columbus ein Quell langer, anhaltender Leiden wurden. Der größeſte Theil des Volkes, das ſich an ihn bei dieſer zweiten Reiſe angeſchloſſen, hatte in dem ſo paradieſiſch geſchilderten, goldreichen Lande ein müßiges Leben des ſinnlichen Genuſſes und eine Gegend erwartet, wo man das Gold mit eigner Hand vom Boden aufleſen könne, hier aber ſollten ſie, denn die Noth erfoderte es, eben ſo mühſam und ſelbſt noch mühſamer arbeiten als im Vaterlande und von den verheißenen Schätzen zeigte ſich nirgends eine Spur. Der Admiral ſelber war an Leib wie am Gemüth leidend. Die Schiffe hatten jetzt den größeſten Theil ihrer Ladungen abgeſetzt, man hatte Alles, was zur Begründung der neuen Colonie ſo wie zum Schutz derſelben und zu militäriſchen Unternehmungen nöthig war, auf dem Lande untergebracht; die kleine, neue Stadt war von Mauern umringt, die nothwendigſten Gebäude in derſelben unter Dach geſetzt, es ſollte jetzt der größere Theil der Schiffe, als entbehrlich, nach Spanien zurückſegeln. Columbus hatte ſeine diesmalige Fahrt mit übertriebenen Erwartungen angetreten und dieſe Erwartungen auch bei ſeinen Monarchen erregt. In Navidad hoffte er aufgehäufte Schätze an Gold zu finden, dieſe, ſo hatte er verſprochen, ſollten die zurückkehrenden Schiffe mit ſich brin-

gen und zugleich ausführlichere, günstige Berichte über die herrliche Insel Cipango, für welche er sein Hispaniola noch immer hielt. Jetzt konnte er den Fahrzeugen nichts Andres mitgeben, als Trauerbotschaften, von dem Mißlingen des ganzen, bisher versuchten Unternehmens.

In die reichen Städte des wundervollen Cipango, zu ihren mit Gold prunkenden Palläſten war keiner der Gefährten noch gekommen, keine ſichre Kunde von dort zu den Schiffen. Er ſelbſt, der Admiral, lag noch krank darnieder, aber der kühne, junge Ritter Oviedo zeigte ſich zu dem Abentheuer geneigt, den kriegeriſchen König des goldnen Hauſes, den gefürchteten Caonabo in ſeinem Lande aufzuſuchen und die Lage der Goldberge zu erforſchen. In den erſten Tagen des Januar 1494 machte ſich der Ritter, mit einer kleinen, aber auserlesnen Schaar tapfrer Männer zu dem Zuge nach Cibao auf. Unter ſeinen Begleitern waren mehrere jener jungen Helden aus altadeligem, ſpaniſchen Geſchlecht, welche in den Kriegen mit den Mauren ſich hervorgethan und welche, wie ihr Anführer, den Ruhm der Thaten ſuchten; ſie alle waren wohl bewaffnet. In gerader Richtung drangen ſie gegen Süden vor, durch eine Landſchaft, welche aus Furcht von ihren Bewohnern verlaſſen war; am zweiten Abend kamen ſie an ein hohes Gebirg, auf deſſen Gipfel ſie übernachteten. Am Morgen des dritten Tages beleuchtete ihnen die aufgehende Sonne eine herrliche Landſchaft, bewäſſert von einem Strome (dem Yaqui), allenthalben ſahe man Ortſchaften der Indianer. Die ſchwer gerüſteten Männer ſtiegen hinab in die Ebene, ſie traten kühn hinein in die Dörfer, deren Bewohner, ebenſo weit entfernt von feindlicher Abwehr als von Furcht, ſich zutraulich um ſie herum drängten und mit Beweiſen der Gaſtfreundſchaft wie der Freigebigkeit ſie überhäuften. Cao-

nabo, der ſtreitbare Kazike mußte ſich gerade an einem entfernteren Punkte ſeines Reiches befinden, denn nirgends ward dem Vorrücken der Fremden ein Hinderniß entgegengeſetzt, dieſe konnten die Landſchaft Cibao nach allen Richtungen hin durchwandern und durchforſchen. Eine ihrer Erwartungen allerdings, ſahen ſie im vollen Maße befriedigt, es war zugleich für ſie die wichtigſte von Allen: es gab hier des Goldes die Fülle. Ueberall, im Sand des Gebirges, ſahe man die glänzenden Stäubchen und Körnchen des edlen Metalles, welche das gutmüthige Volk der Eingebornen mit Leichtigkeit durch Auswaſchen gewann und, ohne dafür einen Lohn zu erwarten, den Fremdlingen überreichte. Vor allem im Bette der Gießbäche fand man auch größere Klumpen des gediegnen Goldes; der Ritter Ojeda hub mit eigner Hand einen ſolchen auf, deſſen Gewicht, nach Peter Martyrs Zeugniß, neun Unzen betrug. Was jedoch die andren Erwartungen betraf, die man von Cibao, dem vermeintlichen Cipango des Marco Polo gehegt hatte, ſo blieben dieſe freilich unerfüllt, denn nirgends zeigte ſich eine Spur von Städten; die nackten Einwohner ſtunden auf derſelben Stufe der Bildung wie die andren Indianer der Inſel.

Oviedo mit ſeiner Schaar, belaſtet mit goldner Beute, kehrte nach Iſabella zurück. Die Hoffnungen des Admirals lebten von neuem auf. Dieſer konnte jetzt mit den 12 Schiffen, die er unter dem Oberbefehl des Antonio de Torres nach Spanien zurückgehen ließ, nicht nur eine werthvolle Lieferung an Gold, ſondern auch Nachrichten zu Hofe ſenden, welche die freudigſten Ausſichten für die Zukunft gewährten. Unter den andren Merkwürdigkeiten aus der neuen Welt befanden ſich auch die gefangenen Caraiben, Männer wie Frauen. Columbus bat in ſeinem Schreiben an den königlichen Hof vor allem um neuen Proviant, weil

der Anbau des Landes, bei aller Fruchtbarkeit des Bodens, dennoch erſt nach einem Jahre den Unterhalt für eine Colonie gewähren könne, die, ſelbſt nach Abgang der nach Spanien zurückkehrenden Mannſchaft, noch immer aus tauſend Mann beſtund. Er bat ferner, daß man ihm Bergleute, zum Bearbeiten der Goldminen, ſo wie Handwerker verſchiedner Art, eine Anzahl Pferde zur Arbeit und zum Kriege, und noch ſonſt für ſeine weiteren Unternehmungen allerhand Nöthiges zuſenden möge. Zugleich empfahl der Admiral in ſeinem Schreiben der königlichen Gunſt und Gnade zwei Männer: einen gewiſſen Juan Aguado und den Ritter Pedro Margarita, hob die Verdienſte beider ſehr anpreiſend hervor und bat um höhere Beförderung derſelben. Der edle Columbus ahnete nicht, daß dieſe undankbaren Männer bald hernach ſeine bitterſten Feinde, die Mörder all ſeines äußren Glückes werden ſollten, wie ſie jetzt ſchon ſeine heimlichen, giftigſten Neider waren. Aber nicht nur ſpäter, ſondern ſchon jetzt mußte er erfahren, welche feindſelige Geſinnung und Tücke eines Theiles ſeiner Leute im Stillen an ſeinem künftigen Fall und an dem Untergang ſeiner Unternehmungen arbeitete. Eine Meuterei, deren Anſtifter der Controlleur Bernal Diaz de Piſa war, wurde noch vor ihrem Ausbruch entdeckt und unterdrückt.

Columbus erhub ſich wieder von ſeinem langen Krankenlager, auf welchem er ohne Aufhören für ſein großes Werk thätig geblieben war, er unternahm jetzt ſelber einen Zug in die Gebirgsgegend von Cibao. Vierhundert Mann wohlgerüſtete Krieger, mit blinkendem Helm, Feuergewehren und allen andren Waffen, ein Theil davon zu Pferde ſitzend, zugleich mit dieſem Heer eine Anzahl von Bergleuten, Maurern und Zimmerleuten begleiteten ihn. Bei dieſer Gelegenheit wurde über das ſteile, nur für Fußgänger er-

steigbare Felsengebirge, die erste Straße in der neuen Welt angelegt und da hierbei vorzüglich der junge Adel thätig war, erhielt dieselbe den Namen der Ritterstraße. Auf diesem Wege zog das kleine Heer mit seinem Waffengeräthe hinab in die fruchtbare Ebene. In Schlachtordnung, unter dem Klang der Trompeten und Trommeln, mit fliegenden Fahnen, drang der Admiral, wie ein Eroberer, mit seiner Kriegsmacht im Lande vor; es ließ kein Kazike Coanabo sich sehen; die erschrocknen Einwohner der Dörfer flohen scheu in ihre Hütten. Diese verschüchterten Tauben indeß, weil ihr Gefühl gegen die Fremden nur Ehrfurcht und Achtung, nicht Mißtrauen, und noch weniger Haß war, kamen bald wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, theilten den in Erz geschlossenen Männern alles mit, was sie von Speisen und Zierrathen besaßen und als sie bemerkten, daß diese fremden Leute ein besondres Vergnügen an Gold fänden, da liefen viele von ihnen hinaus an die Stellen, welche die reichesten Goldwäschen enthielten und brachten in kurzer Zeit Kürbisschalen, gefüllt mit reinem, staubförmigen oder körnigen Gold. Ein alter Mann brachte zwei kleine Klumpen von Gold, davon jeder eine Unze wog, beide gab er mit Vergnügen um ein kleines, messingenes Glöckchen hin und als der Admiral über die Größe der Goldstücken verwundert schien, gab der Alte durch Zeichen zu verstehen, daß dieses neuer unbedeutende Fündlinge seyen, denn eine Tagreise von da gäbe es dergleichen von der Größe einer Faust. Ja einige andere Indianer, welche Goldklumpen von zehn bis zwölf Drachmen Gewicht herzubrachten, versicherten, daß in der Gegend, aus der sie jene gebracht, Massen gediegnen Goldes von der Größe eines Kindeshauptes gefunden würden.

Man darf nicht übersehen, das, was an all diesen Berichten Wahres und was Uebertriebenes gewesen seyn

möge. Das gediegene Gold, urſprünglich in kleineren oder größeren Theilen in das Felſengeſtein, das ſeine Heimathſtätte war, eingewachſen, wurde nach der Zerſtörung dieſer Heimathſtätte und nach dem Hinwegſchwemmen ihrer leichteren Beſtandtheile durch das Gewäſſer, in Folge ſeiner großen Schwere gehalten, nahe bei ſeinem urſprünglichen Standorte im Sandboden abgeſetzt; das was der Menſch durch einen Aufwand von vielen Millionen an Geld und in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten nur zum Theil bewirken könnte, das hatte die natürliche Arbeit der Gewäſſer in Jahrtauſenden ſo vollkommen geleiſtet, daß jene Erdbewohner der Vorzeit, welche zuerſt in die Nähe eines goldhaltigen Gebirges kamen, das was die Natur vor ihre Füße hingelegt hatte, nur aufzuleſen brauchten, während die Bergleute, welche mit Meiſſel und Hammer, mit ſprengendem Pulver oder andren dergleichen Mitteln im tauben Geſteine herumwühlen, das Stäubchen des eingeſprengten Goldes in dieſem kaum bemerken und nach einem Jahre lang dauernden Suchen kaum eine mehr denn unzenſchwere Ablagerung des Goldes finden.

Freudig erhoben zu neuen Hoffnungen, kehrte der Admiral nach Iſabellaſtadt zurück. Er hatte am Fuße der Goldberge eine neue, verhältnißmäßig wohlbefeſtigte Niederlaſſung begründet. In Iſabellenſtadt war indeß ſein gleichgeſinnter, edler Bruder, Diego Columbus, als Ordner und als Stellvertreter des Vizeköniges zurückgeblieben; dieſer, der große, immer weiter ſtrebende Columbus durfte unbedenklich dem Triebe, Neues zu entdecken ſich hingeben; er unternahm am 24. April 1494 eine abermalige Unterſuchung des vermeintlichen Feſtlandes von Indien: eine Fahrt nach der, für ihn räthſelhaft gebliebenen Inſel Cuba. Auf dieſem Wege der neuen Entdeckungen fand er die Inſel Jamaica

(am 5. Mai), kam hierauf zu dem Vorgebirge von Cuba, das den Namen Cabo de la Cruz, den Columbus ihm gab, noch jetzt führt, und lernte den südlichen Küstensaum jener großen Insel in einem Zustand kennen, welcher mit dem jetzigen in einem Contrast stehet, wie das Befinden eines an Hunger sterbenden Greises, mit dem eines in der Fülle der Lebensgenüsse sich bekräftigenden Jünglinges. Damals, längs dem Ufer hin, ein Indianerdorf am andren, ein kindlich fröhliches harmloses Volk, das jedem Fremdling, jedem Darbenden, bereitwillig dahingab was es hatte; Fürsten, welche liebende Väter und Brüder ihren Stammesgenossen waren, ein Land, das wie ein Garten Gottes, mit allen Segnungen der Natur prangte und was ist diese nämliche Küstengegend von Cuba, nach v. Humboldts Beschreibung in unsren Tagen geworden? Ich blieb, sagt dieser berühmte Beschreiber der Reisen, während eines großen Theiles der Nacht auf dem Verdeck. Welche Oede herrscht an dieser Küste! Da sieht man auch nicht ein einziges Licht, das etwa das Naheseyn eines Fischerkahnes andeutete. Von Batabano bis nach Trinidad, in einer Ausdehnung von 50 Meilen, kein einziges Indianerdorf mehr. Und doch war zu Columbus Zeiten dieses Land bis zum Saum des Ufers bewohnt. Oefters wenn man jetzt im Boden gräbt oder wenn Regenströme ihn aufwühlen, erblickt man da steinerne Beile oder Gefäße von Kupfer, das Einzige, was noch von den seit länger als zwei Jahrhunderten ganz ausgerotteten Ureinwohnern zurückgeblieben ist.

Die vorgefaßte Meinung, daß Cuba nicht eine Insel, sondern das äußerste Ende des asiatischen Festlandes oder Indiens sey, wurde in dem Admiral durch verschiedene, ihm von dem ehrwürdigen Kaziken von Ornofay und andren Indianern mitgetheilte, großentheils mißverstandene Berichte

von neuem geweckt und bestärkt. Jener Kazike, welcher die Ausdehnung von Cuba so groß schätzte, daß man in 40 Monaten sein Ende nicht erreichen könne, ja daß es überhaupt kein Ende habe, sprach zugleich von einer westwärts von seinem Lande gelegenen Gegend, welche er Mangon nannte. Was konnte dieses, so dachte Columbus, anders seyn als Mangi, nach Marco Polos Bericht die reichste Provinz in der Monarchie des großen Khan, welche an das Meer angränze. Er zweifelte keinen Augenblick, daß man, nach West und Süden an der Küste hinsteuernd, zuerst die Inselgruppe, von den Alten **aurea Chersonesus** genannt, dann den Golf der Gangesmündung erreichen und von da entweder in das rothe Meer hineinfahren, den Landweg über Jerusalem nach Joppe nehmen, dort nach Europa sich einschiffen, oder auch um Südafrika herum nach der Heimath segeln könne. Dem kühnen Geist des großen Seefahrers lag jetzt der Gedanke mächtig an, ein solches von Menschen unerhörtes Unternehmen zu wagen und das Erdenrund, dessen Umfang er sich viel kleiner dachte, als er wirklich ist, zu umschiffen. Aber nicht so wie er dachten die Seeleute, welche auf dieser Fahrt ihn begleiteten und sie hatten zu ihrer entgegengesetzten Meinung einen vollkommen guten Grund, denn die Fahrzeuge hatten durch das Herumkreuzen zwischen den Klippen und Sandbänken, welche die Südküste von Cuba umgürten, so viel gelitten, der mitgenommene Proviant war theils verzehrt, theils durch das eindringende Seewasser so verdorben, daß man eine sehr lange Seefahrt nicht wagen durfte. Jenseit der Bucht von Batabano, da wo sich, ganz mit Marco Polos Beschreibung des Verlaufes des äußersten asiatischen Festlandes übereinstimmend, die Küste von Cuba gegen Filipinos hin nach Südwesten umbeugt, ließ der Admiral von vier Zeugen und dem Notar

Fernand Perez de Luna die geſammte Mannſchaft ſeiner Schiffe befragen, ob einer derſelben noch einen Zweifel hege, daß dieſes Land, an deſſen Küſte ſie jetzt mehrere hundert Seemeilen weit hingeſteuert waren, Feſtland ſey? Nach gründlicher Ueberlegung ſtimmten ſelbſt die erfahrenſten Seeleute mit der Anſicht des Admirals überein, nach welcher Cuba als ein Theil des aſiatiſchen Continents erſchien und die Urkunde, welche dies beſtätigte, wurde von Allen unterzeichnet. Nur noch 2 Tagreiſen weiter und jene Anſicht wäre eine ganz andre geworden!

Nachdem Columbus auf der Heimfahrt nach Hiſpaniola die Inſel Pinos entdeckt hatte, landete er noch einmal an der Küſte von Cuba an, um ſeinem ermüdeten Schiffsvolk einige Tage zum Ausruhen und zu ihrer Erquickung zu gewähren. Am 7. Juli waren die Fahrzeuge in einen Fluß eingelaufen, welchem Columbus den Namen Rio de la Miſa gab. Der Kazike des Landes empfieng die Fremden freundlich, er und ſein Volk verſorgten ſie reichlich mit allem, was ſie zu ihrem Unterhalt bedurften. Ein achtzigjähriger, ehrwürdig ausſehender Indianer, welcher bei dem Kaziken die Stelle eines Rathes oder Miniſters zu begleiten ſchien, nahm an Allem, was die Spanier thaten, ganz beſondren Antheil. Der Indianerdolmetſcher aus St. Salvator, Diego Colon, welcher ſeit der erſten Reiſe beſtändig im Gefolge des Admirals geblieben und in Spanien Chriſt geworden war, konnte ſich in ſeiner Sprache ſehr gut mit den Eingebornen dieſer Gegend verſtändigen, und erzählte deshalb dem Greiſe ſo wie dem Kaziken ſehr viel von dieſen Fremdlingen und ihrem Lande. Als an einem Sonntag Morgen der Admiral auf einem der nahen Hügel ein Kreuz errichten und vor dieſem hatte Meſſe leſen laſſen, welcher die Mannſchaft der Schiffe mit großer Andacht beigewohnt hatte, da wendete

ſich der Alte, nach vollendetem Gottesdienſt an den Admiral. „Das was du ſo eben gethan haſt", ſagte er, „iſt eine gute Sache, denn wie mir ſcheint, iſt dieſes die Weiſe, in welcher du Gott deinen Dank darbringſt. Ich habe vernommen, daß du neulich in dieſe Länder mit einer großen Macht gekommen und viele derſelben dir unterworfen, Furcht und Schrecken unter ihre Eingebornen verbreitet haſt. Sey darüber nicht ſtolz, denn wiſſe, daß nach unſrer Lehre die Seelen, wenn ſie aus dieſem Leibe ſcheiden, zwei Wege vor ſich haben. Den einen, der an einen traurigen, finſtern Ort führt, werden die gehen müſſen, welche ungerecht und grauſam gegen ihre Mitmenſchen waren, der andre, der nach einem Ort der Freuden hingehet, iſt für ſolche, welche Frieden geſtiftet haben auf Erden. Wenn du denn ſterblich biſt und auch dich der Tod erwartet, wenn du es glaubſt, daß nach ſeinem Ende Jeder die Vergeltung ſeiner Thaten erwartet, dann hüte dich andren Menſchen wehe zu thun und denen ein Leid zuzufügen, welche dir nichts zu Leide gethan haben."

Hätten doch, ſtatt des edlen Columbus dieſe einfache, treumeinende Rede, lieber jene Spanier gehört und zu Herzen genommen, welche während der Abweſenheit des Admirals das unglückliche Hayti mit Gräuelthaten erfüllten. Ihr Anführer zu allen Unmenſchlichkeiten war Don Pedro de Margarita, ein Mann, ſtolz auf ſeine hohe adelige Abſtammung und auf die perſönliche Gunſt des Königes. Der Admiral hatte dieſem für edlere Gefühle erſtorbenen Manne bei jeder Gelegenheit ſeine Achtung und Vertrauen bewieſen, vor ſeiner Reiſe nach Cuba hatte er ihn zum Obergeneral der Truppen ernannt und ihm den Auftrag ertheilt einen Zug nach den Gebirgsgegenden, zur Unterſuchung und Beſitznahme von dieſen zu unternehmen,

wodurch zugleich den kriegerisch gesinnten Bewohnern derselben Achtung vor der europäischen Macht eingeflößt werden sollte. Statt dieser Weisung zu folgen war Margarita mit seinem Kriegsvolk auf ganz bequemen Wegen in die fruchtbaren Ebenen und in die Mitte ihrer friedlichen Bewohner gezogen. Das gutmüthige Volk des Landes gab den Fremden Alles, was es hatte, da jedoch, wie die Indianer sich darüber ausdrückten, ein Spanier in einem einzigen Tage so viel aufzehrte als für einen der Ihren, bei der großen Mäßigkeit dieses Volkes, zum Unterhalt auf einen ganzen Monat hingereicht hätte, trat in den Gegenden, dahin jene ungebetnen Gäste eingedrungen waren, gar bald Mangel ein. Die spanischen Soldaten fragten hiernach nicht; sie nahmen gewaltsam aus den Hütten der Indianer, was ihnen anstund, durchsuchten bei dieser Gelegenheit jeden Winkel nach goldnen Zierrathen, nahmen Besitz von dem Obdach, dessen Erbauer und Besitzer sie verjagt hatten, ließen niemals auch nur durch eine Miene, noch weniger durch eine Gegengabe ihre Dankbarkeit merken. Doch dieses Alles griff noch nicht so zerreissend und tief in jene Rechte ein, welche der menschlichen Natur, nach einem ihr tief eingepflanzten Gefühl als unverletzliche und heilige erscheinen. Die Spanier thaten mehr als dies, sie raubten, zum Opfer ihrer Lüste dem Indianer sein treues Weib, den Kindern ihre Mutter, entrissen den Eltern ihre Töchter, und wie überall zur Wollust die Grausamkeit sich gesellt, übten sie bei jeder Gelegenheit, wo irgend ein Widerstand sich zu äußern wagte, blutige Gräuel. Der Stellvertreter des Admirals in Isabella, sein Bruder Diego Columbus, ein Mann von rechtlicher und dabei milder Gesinnung, hörte von den Unmenschlichkeiten des Margarita, er verwies ihm dieselben, Margarita jedoch fühlte sich durch den Verweis, den ein fremder Herkömmling aus

niederm Stande, ihm dem ſpaniſchen Grande und königlichen Günſtling zu geben wagte, ſo ſtark beleidigt, daß er einiger der Schiffe ſich bemächtigte, mit welchen ein zweiter Bruder des Admirals vor Kurzem aus Spanien gekommen war, und begleitet von einer Schaar der ihm Gleichgeſinnten, nach Spanien abfuhr, um dort, bei Hofe, als Feind und Verkläger des Columbus, als Verkleinerer ſeiner Verdienſte aufzutreten.

Ehrenwerther als Margarita und ſeiner kriegeriſchen Aufgabe treu, hatte indeß der jugendliche Ritter Alonzo de Ojeda ſich benommen. Dieſem war von dem Admiral der Oberbefehl und die Vertheidigung des neu, an dem Fuß des Cibaogebirges angelegten Forts St. Thomas anvertraut worden. Mit einer Handvoll Leute hatte er den Poſten gegen den kriegeriſchen Häuptling Coanabo, der mit 10,000 Mann die kleine Feſtung einen Monat lang belagerte, vertheidigt, und durch kühne Ausfälle den Muth der Feinde gebrochen. Während Margarita mit ſeinen Leuten, denen er hierin mit ſeinem Beiſpiel vorgieng, in der Fülle ſeines Raubes ſchwelgte, hatte der edle Ritter Ojeda mit ſeinen Kriegern, denen er als Vorbild muthiger Entſagung und freudiger Selbſtverleugnung zur Seite ſtund, Noth und Mangel gelitten. Das Paar Tauben, welche einſt, während der Belagerung ein Indianer ihm brachte, ließ er, ſo hungrig er war, zum Fenſter hinausfliegen, weil das Fleiſch deſſelben doch keine Mahlzeit für Viele, noch weniger für Alle gegeben hätte, er aber vor ſeinen Leuten auch keinen Biſſen voraus haben wollte.

Am 4. Sept. 1494 kehrte Columbus von ſeiner mehr denn viermonatlichen Erforſchungsreiſe nach Iſabella zurück. Von der Schaar der ihm treu Gebliebenen wurde er mit lautem Jubel empfangen; dieſe hatten gefürchtet, ihm könne, da ſie ſo lange nichts von ihm hörten, ein Unfall zugeſtoßen

seyn. Ihn selber aber neben Manchem, das seinen Muth niederschlagen konnte, erwartete bei seinem Eintritt in das Fort eine Freude, die alle Bitterkeiten seiner Lage ihm versüßte, unter allen Sorgen ihm zur Stärkung und zum Trost diente. Sein Bruder, der später oft zu erwähnende Bartholomäus Columbus, ein ausgezeichneter Seemann, welcher im J. 1486 den großen portugiesischen Kapitän Diaz auf jener Entdeckungsreise begleitet hatte, auf welcher die Südspitze von Afrika: das Vorgebirge der Stürme und der guten Hoffnung erreicht und umschifft worden war, trat dem Admiral entgegen, der ihn seit vielen Jahren nicht gesehen und nicht gewußt hatte, daß bald nach seiner Abfahrt aus Spanien dieser Bartholomäus an den dortigen Hof gekommen und den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte mit einem nachgesendeten Schiffe nach der neuen Welt abzugehen, um dort als Gehülfe am Werk seinem Bruder Christoph zur Seite zu treten.

Es war dies eine Hülfe, welche gerade zu solcher Zeit kam, wo sie am meisten Noth that. Der Admiral bedurfte mehr denn jemals solcher kräftig wirkender, entschlossener Männer, dergleichen dieser Bartholomäus war, denn seiner Niederlassung auf Hayti drohete eine große Gefahr. Wenn auch jene Angabe einiger damaliger Zeitgenossen, nach welcher die Zahl der Bewohner der Insel auf eine Million geschätzt wird, eine übertriebene seyn mag, so ist doch gewiß, daß sie mehrere Hunderttausende betrug, welche jetzt, durch Margaritas unmenschliches Benehmen im höchsten Grade aufgereizt und erbittert, im Begriff stunden sich, mit Ausnahme des treuen Bundesgenossen der Spanier, des Kazifen Guacanagari und seines Volkes, zu einem großen Bund zu vereinen, der sich die Vertreibung der übermüthigen Fremdlinge zur Aufgabe gesetzt hatte. Dieser, we-

nigſtens durch ihre große Ueberzahl bedeutenden Macht der Inſulaner gegenüber ſtund eine nur noch kleine Schaar der Europäer, höchſt geſchwächt und verringert durch Margaritas und ſeines Anhanges verrätheriſche Entfernung, noch mehr aber durch Krankheiten, davon die eine abſcheulichſte, vorher in Europa unbekannte, eine Folge niedriger Ausſchweifungen war, andre aber zu jenen Fiebern gehörten, von denen auch in unſren Tagen die Europäer in dem Klima der Antillen häufig befallen werden. Ein heftiges Fieber, verbunden mit Gicht, daran derſelbe ſchon früher gelitten hatte, nöthigte auch jetzt, bald nach ſeiner Rückkehr nach Iſabella, den Admiral das Bett zu hüten. Einigen Troſt in dieſem Zuſtand mochte ihm das Waffenglück des tapfren Ojeda gewähren, dem es ſogar gelungen war durch eine überaus kühne doch nicht ganz edle Kriegsliſt den ſtreitbaren Kaziken Caonabo gefangen zu nehmen. Ein andres erfreuliches Ereigniß war es, daß der Colonie, welche, weil ſie in ihrer Begier nur Gold zu ſammeln und aus Arbeitsſcheu den Anbau des Bodens verſäumt hatte, an allen Nöthigem Mangel litt, einige Schiffe mit Proviant durch den gegen Columbus wohlgeſinnten Antonio de Torres aus Spanien zugeführt wurden.

Das Unheil indeß, welches der Colonie durch den Aufſtand der Inſulaner drohete, rückte immer näher; ein Heer derſelben, angeblich aus 100,000 Mann beſtehend, angeführt von dem Bruder des gefangenen Kaziken Caonabo, hatte ſich, wenige Tagreiſen ſüdwärts von Iſabella verſammelt, um verheerend in das Gebiet der ſpaniſchen Niederlaſſung einzufallen. Der Admiral fühlte ſich wieder kräftig genug, um in eigner Perſon den Feldzug gegen die feindliche Macht zu leiten. Er hatte in allem gegen 200 Mann Soldaten zu Fuß, gegen 20 Reiter und eine Koppel jener

großen furchtbaren Hunde, die in der späteren Geschichte der Gräuelthaten, welche die Europäer an den Eingebornen von Amerika verübt haben, unter dem Namen von Bluthunden oft erwähnt werden. Das arme, in den Künsten des Krieges durchaus unerfahrene Volk hatte nicht daran gedacht, die Engpässe über das Gebirge zu besetzen, wo dasselbe durch herabrollende Steine und Felsenstücke seinen Feinden mehr als durch Waffen zu schaden vermocht hätte; ohne alles Hinderniß zog der Admiral mit seiner kleinen Schaar über die Strasse, welche bei seinem vorigen Zug in die Gegend des Cibaogebirges großentheils von dem jungen Adel, der ihn begleitete, angelegt und eingerichtet worden war. Das vorher so friedliche, blühende, von einem glücklichen Volk bewohnte Land, in welches er jetzt von den Bergen herabblickte, wie hatte es seitdem sich verändert! Verlaßne und zerstörte Hütten, die Baumpflanzungen zum Theil von barbarischen Händen zerstört, das aufgeschcuchte Volk in einem kläglichen Versuch zur Abwehr der fremden Gewalt begriffen.

Der unglückliche Tag, an welchem die Blüthe des Volksstammes von Hayti den Waffen der Fremdlinge unterlag, — es war einer der letzten Tage des März, im J. 1495 — kann eigentlich nicht als der Tag einer Schlacht, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sondern einer Schlächterei betrachtet werden; denn wie eine Schaar von Metzgern mit scharfen Beilen und Messern unter eine Herde wehrloser Schafe, fielen die von eiserner Rüstung und Schilden geschützten, mit scharfen Schwert, Morgensternen und Lanzen bewaffneten, mit Bogen und Pfeil versehenen Spanier in die Haufen der nackten, nur mit Schattenbildern von Waffen bewehrten Indianer ein. Furchtbarer noch als alle die eben genannten scharfen Waffen der Europäer

erſchienen den Inſulanern die Büchſen, welche mit der Macht des Blitzes und Donners in ihre Reihen einbrachen, und die Pferde, welche ſie für fleiſchfreſſende Thiere hielten; noch mehr aber als Feuergewehre und Pferde verbreiteten die Bluthunde Furcht und Entſetzen unter dem wehrloſen, nackten Haufen, als man dieſelben von ihren Ketten losgelaſſen und auf die Indianer gehetzt hatte. Jene grimmigen Thiere faßten ihre unglücklichen Schlachtopfer bei der Kehle, warfen ſie auf den Boden und riſſen ihnen die Eingeweide heraus. Einer ſolchen ihnen übermenſchlich erſcheinenden, eigentlich aber nur unmenſchlichen Macht konnten die verbündeten Inſulaner nicht widerſtehen, ſie ſahen ſich durch das ſpaniſche Fußvolk, das ſich in mehrere kleine Haufen getheilt hatte, von mehreren Seiten, in der Mitte ihres Heeres durch die Reiter, welche der tapfere Ojeda führte, angegriffen; an einen Widerſtand dachten ſie nicht; gleich bei dem erſten Anfall entflohen ſie laut ſchreiend und heulend nach allen Seiten. In beſtändiger Angſt, als wären die nach Menſchenblut gierigen Ungeheuer: die großen Hunde und Pferde ihnen unmittelbar auf der Ferſe, kletterten ſie auf die Felſen hinauf, von dort fleheten ſie durch jammervoll demüthige Geberden ihre Unterdrücker um Erbarmen, um Verſchonung ihres Lebens an und gaben zu erkennen, daß ſie von nun an willig unter den Tritt ihrer Füße ſich beugen wollten.

Das Verhältniß der Beſiegten zu den Siegern ergab ſich von nun an von ſelber. Die Indianer, ſo ſehr auch der große Columbus bemüht war ihre Menſchenrechte aus menſchlichem Mitgefühl zu ſchützen und zu wahren, wurden in noch viel allgemeinerer Weiſe das, wozu ſie ſchon vorher, im Einzelnen, die Gewaltthätigkeiten eines Margarita und andrer Seinesgleichen erniedrigt hatten: ein ſclaviſch unterwürfiges

Eigenthum der Spanier und ihrer Launen, welche alles sittlichen Gefühles spottend, ungleich schonungsloser mit diesen beklagenswerthen Leuten umgiengen, als mit ihren Hunden; mißhandelnd und ihren Lüsten aufopfernd, welche sie wollten. Auch der Admiral, ohne dieses zu wissen und zu wollen, trug durch die Weise, in welcher er die besiegten, der spanischen Herrschaft unterworfenen Indianer besteuerte, zur Vermehrung ihres Elendes nicht wenig bei. Er hegte ganz offenbar sehr übertriebene Ansichten von dem unerschöpflichen Reichthum der Insel an Gold. Er wußte nicht, daß diese Goldwäschen, an denen die Kräfte der Natur Jahrtausende lang gearbeitet haben, ihre besten Schätze meist nur nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tage legen, und daß die größeren, schwereren Goldklumpen, wenn die Fluthen des Regens all das leichtere Gestein, das um sie her lag, hinweg geführt hatten, Jedem, der in diese Gegenden kam, am ersten ins Auge fallen mußten, so daß sie, wenn eine Neigung für das glänzende Metall da war, auch am frühesten hinweggenommen werden konnten, während das, was die späteren Nachforschungen aufschließen, von Tag zu Tage immer spärlicher wird. Ueberdies mußte dem Admiral noch aus andren Gründen ganz besonders viel daran gelegen seyn so bald und so viel als möglich eine bedeutende goldne Beute der neuentdeckten Insel nach Spanien zu senden. Er kannte die Macht so wie die boshaften Ränke seiner Feinde am dortigen Königshofe. Er wußte es, daß nicht nur der feindselig gesinnte Margarita und die weniger des Urtheils fähige größere Masse der Begleiter desselben, sondern sogar der sogenannte Metallurg und Scheidekünstler, den man ihm auf seine zweite Fahrt mitgegeben, ein seltsames Mißtrauen in die Wirklichkeit eines Vorkommens von Gold auf der Insel setzten, oder

zu ſetzen vorgaben. Der Metallurg, ein eben ſo unwiſſender als aufgeblaſener Burſche, hielt die Goldklumpen, welche die Indianer brachten und dergleichen ſelbſt der ritterliche Ojeda einen gefunden, für Kunſtproducte, durch Zuſammenſchmelzung von alt vorräthigem Metall, welches, wer weiß woher, auf die Inſel gekommen, entſtanden. Während auf der einen Seite dergleichen kindiſche Einflüſterungen das Vertrauen der Regierung auf alle günſtig lautende Berichte des Admirals untergraben mußten, fehlte es nicht an andren, in den Augen des Königes Ferdinand noch gewichtigeren Gründen, um den großen Entdecker der neuen Welt und das Werk ſeines Lebens in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen. Es war nicht zu läugnen, daß die Ausrüſtung der Schiffe, die mehrmalen dringend nöthig geweſenen Zufuhren von Proviant und Kriegsgeräthe einen Koſtenaufwand verurſacht hatten, welcher durch die Ausbeute an Gold ſowie durch die Naturproducte und Curioſitäten, welche Columbus mit ſich gebracht und geſendet hatte, nur zum geringen Theil waren aufgewogen worden. Der Admiral kannte das ungeduldige Verlangen ſeines, immer geldbedürfenden Königes nach Gold und immer nur nach Gold. Dieſem zunächſt zu genügen ſuchte er deshalb bei jener Anordnung der Auflagen und Steuern auf das arme, beſiegte Volk der Inſulaner, nach welcher er jedem der Bewohner der Umgegenden des Cibaogebirges und ſeiner Goldminen, welcher über 14 Jahre alt war, es auferlegte, vierteljährig ein gewiſſes Maaß, das mehrere Loth an Gewicht betrug, in Goldſtaub abzuliefern, während ein Kazike, namentlich der Bruder des Caonabo: Maniocatex, in je drei Monaten einen Betrag von mehr als 9 Pfunden dieſes edlen Metalles abliefern ſollte. In jenen Diſtricten der Inſel, wo kein Gold gefunden wurde, vertrat die Baumwolle die Stelle deſſelben;

25 Pfund von dieſer galten dann als die Quartalſteuer eines mannbaren Inſulaners oder einer Inſulanerin. Jedem der Steuerpflichtigen, der ſeine geſetzmäßige Abgabe brachte, wurde ſtatt der Quittung eine Kupfermünze zugeſtellt, die er an ſeinen Nacken hieng; welcher, von dem Beginn der Unterjochung der Inſel an gerechnet, eines ſolchen Quartalzeichens entbehrte, der verfiel einer harten Beſtrafung.

Das vorhin bei ſeinen leicht befriedigten Bedürfniſſen ſo glückliche und überreiche Volk, deſſen Leben ein beſtändiger vergnüglicher Feſttagsgenuß geweſen, hätte durch nichts Andres ſo hart gedrückt und gepeinigt werden können als durch eine ſolche Einrichtung, wodurch es zu einer mühſeligen Arbeit, vom Morgen bis zum Abend gezwungen wurde, die bei aller Anſtrengung nur ſelten der ſchweren Aufgabe der Unterdrücker zu genügen vermochte. Denn das Einſammeln von 25 Pfund Baumwolle, die nicht durch einträglichen Anbau ſondern faſt nur von den wildwachſenden Bäumen und Sträuchern gewonnen wurde, war nicht minder leicht, als das Ausſcheiden der von jedem mannbaren Glied einer Indianerfamilie geforderten Gewichtsſumme des reinen Goldes.

Der Kazike des goldreichen Cibaodiſtriktes, der ſchon erwähnte Guarionex, war nicht nur der tapferſte und ſtreitbarſte, ſondern auch der einſichtsvollſte unter allen Häuptlingen des beſiegten Volkes. Er erkannte die ganz außerordentliche Schwierigkeit wo nicht Unmöglichkeit der auferlegten Leiſtungen. Deshalb erbot er ſich, ſtatt der verlangten Abgaben, für ſich und die mit ihm verbündeten Inſulaner die Laſt auf ſich zu nehmen einen breiten Strich Landes, der quer durch die Inſel, von einem Ufer derſelben zum andren reichte, mit Getreide (zunächſt wohl mit Mais) anzubauen; ein Unternehmen das, nach Las Caſas Aeußerung, hinreichend geweſen wäre, um durch die Ernte eines ein-

zigen Jahres ganz Kaſtilien auf zehn Jahre mit Brod zu verſorgen. Und daß der ehrwürdige Las Caſas den möglichen Ertrag des fruchtbaren Bodens von Hayti nicht zu hoch ſchätzte, hat die Erfahrung jener ſpäteren Zeiten gezeigt, nach welchen nur allein der weſtliche Theil von Hayti, oder wie die Inſel in der Zwiſchenzeit hieß, von Domingo, während Frankreich denſelben beſaß und in zweckmäßiger Weiſe anbaute, alljährlich durch die Ausfuhr ſeiner Naturerzeugniſſe einen Gewinn von 45 Millionen Thalern einbrachte.

Dieſen größeren, immer aber ſcheinbar in weitrer Ferne liegenden Vortheil wies der Admiral aus jenen ſcheinbar dringenderen Gründen, deren wir vorhin erwähnten, von ſich; er beſtund auf ſeinen Forderungen und trieb hierdurch die Einwohner der Inſel zu einem Grad der Verzweiflung, auf welchem ſie ihrer natürlichen Schwäche gegen die furchtbaren Ueberwinder von neuem vergaßen; ſie entliefen der Arbeit, zogen ſich in die Wälder und Berge zurück, wo ſie von Wurzeln und andren ſparſamen Erzeugniſſen der Natur ſich nährten, nachdem ſie vorher die fruchtbaren Thäler und Ebenen in eine Wüſte verwandelt hatten, um die fremden Barbaren durch Noth und Mangel aus dem Lande zu vertreiben. Sie dachten nicht daran, daß die rohen Truppenführer der Provinzen, welche vieles thaten, von dem der Admiral ſelbſt, ſo lange er noch auf der Inſel war, nur unvollkommene und ſpäte Kunde erhielt, ſelber von der Natur menſchlicher Spürhunde auch von Thieren der gleichen Eigenſchaft und Grauſamkeit begleitet ſeyen, welche die Unglücklichen in ihren verborgenſten Schlupfwinkeln auffanden und aus denſelben wieder hervortrieben zu dem, alle Kräfte überſteigenden Tagwerk.

Antonio de Torres, welcher, wie vorhin erwähnt, in

vier Schiffen der ſpaniſchen Niederlaſſung auf Hispaniola Zufuhr an allem Nöthigen gebracht hatte, verließ, bald nach dem Sieg des Columbus über die verbündeten Inſulaner, und nach der Unterwerfung von dieſen die Inſel. Er, ein Mann von redlicher Geſinnung, der Wahrheit treu, berichtete bei ſeiner Ankunft in Spanien, was Columbus indeß, auf ſeiner Entdeckungsreiſe nach Cuba und was er als Beſieger der Bewohner von Hayti geleiſtet habe. Er brachte mit ſich die erſten Früchte jener Forſchungsreiſe und der Unterwerfung der Landſchaft von Cibao: Gold und allerhand Seltenheiten. Dieſe für Columbus günſtige Botſchaft aus der neuen Welt kam gerade zur paſſendſten Zeit am ſpaniſchen Hofe an. Margarita und mit ihm die ganze Rotte der feindſelig Geſinnten und Verläumder des Admirals hatten den, zum Argwohn und Mißtrauen geneigten König ſo für ihre Partheiſtimmung gewonnen, daß dieſer ſchon damals an die Stelle des, bei Margaritas Abreiſe noch auf ſeiner Fahrt nach Cuba begriffenen Columbus einen andren Oberbefehlshaber für die neue Welt ernennen wollte.

9) Verdienſtloſe Feinde und Neider des Verdienſtes.

Der Auftrag einen zu dieſer Stelle paſſenden Mann zu ernennen, wurde dem Biſchoff Juan Rodriguez de Fonſeca übergeben, in deſſen Hände damals die Leitung der indiſchen Angelegenheiten bei Hofe gerathen war. Dieſer Fonſeca war ein Mann, deſſen Name (wie Irwing ſagt) nur dadurch, freilich als Gegenſtand der tiefſten Verachtung auf die Nachwelt gekommen iſt, daß er durch ſeine Niederträchtigkeit, ſeinen Haß, ſeinen Neid ein Werkzeug jener beſtändigen Hemmungen und Qualen geworden iſt, denen der große, edle Entdecker der neuen Welt in den letzten

Jahren seines Lebens unterlag. Die Quelle des unversöhnlichen Hasses gegen Columbus lag in dem unbändigen Hochmuth des Fonseca; denn dieser Mann hatte und ehrte im Grunde seines Herzens keinen andren Gott als sein eignes armseliges Selbst; vor diesem allein sollte Alles sich beugen, jede öffentliche Achtung, die einem fremden Verdienst widerfuhr, reizte seinen Grimm auf, und welches fremde Verdienst war damals in Spanien allgemeiner anerkannt, als das des Columbus? Schon war Fonseca mit dem Plane beschäftigt einen ihm passend erscheinenden Mann, mit voller Gewalt, zum Verderben seines großen Feindes nach Amerika zu senden, als, wie schon erwähnt, die Ankunft von Torres der ganzen Angelegenheit eine andre Wendung gab. Keinesweges jedoch in ihren Folgen eine für Columbus so vortheilhafte und günstige als dieses in der guten Meinung des Hofes, vornämlich der wohlwollenden Königin Isabella lag. Der Admiral selber, so erwähnten wir oben, hatte in einem Schreiben an den Hof einen gewissen Aguado als einen Mann von ausgezeichnetem Verdienst empfohlen und für ihn um Beförderung zu einem höheren Posten gebeten. Wer konnte demnach, so hätte man meinen sollen, geeigneter seyn, in der Sache des Mannes, dem er sein ganzes Glück verdankte, ein möglichst günstiges, das Verdienst desselben würdigenderes Urtheil zu fällen, als eben dieser Aguado? Aber so war es nicht. Der Mann gehörte zu jenen Naturen, welche, so lange sie äußerlich niedriger stehen, vor einem höheren Verdienst oder vielmehr vor dem Ansehen, den dasselbe genießt, kriechend sich beugen, alsbald aber, wenn das Glück sie erhöht, dasselbe mit Füßen treten. Gleich bei seiner Ankunft in Isabella nahm Aguado gegen den Admiral und seinen Bruder eine sehr hohe Miene und kaltes, abgemessenes Benehmen an. An-

fangs mehr im Geheim, bald aber öffentlich nahm er die Parthei aller, mit der gerechten Strenge des Admirals Unzufriedenen, aller gegen diesen feindselig Gesinnten. Er gab sich das Ansehen ein Schützer selbst der Indianer gegen das Unrecht zu werden, das ihnen widerfahren sey, und dieses wurde seinem ganzen Gewicht nach dem unschuldigsten und edelgesinntesten von Allen, dem Columbus allein zur Last gelegt. Sein Betragen gegen diesen wurde immer hochfahrender und beleidigender; er verhehlte es nicht, daß er, nachdem so gerechte und schwere Beschuldigungen ihm zu Ohren gekommen, jetzt im Begriffe sey nach Spanien zu gehen, um dort als Zeuge und Kläger gegen den Admiral aufzutreten, welcher die Regierung mit lügenhaften Berichten hintergehe, die edlen Spanier, die unter seinem Befehle stünden, mit einer ihrer unwürdigen Strenge zu niedren Diensten antreibe, den gerechten Haß aller Eingebornen auf sich geladen habe. Es erschien jetzt unumgänglich nöthig, daß Columbus selber, der Verklagte mit seinem Verkläger zugleich, sich vor Gericht stellte, er ernannte seinen Bruder Bartholomäus an seine Stelle zum Oberbefehlshaber der Colonien und rüstete sich zur Mitfahrt nach Spanien.

Es war für ihn ein bedenklicher Augenblick. Er hatte seinem immer nur nach Gold verlangenden König Ferdinand, außer der Schaar der Gefangenen, die er im Kriege gemacht hatte, und welche die menschenfreundliche Königin, wie sich später ergab, nicht als Sclaven wollte verkaufen, sondern in ihr Vaterland zurücksenden lassen, nur wenig Andres zu bringen als eine Wiederholung der alten Hoffnungen auf eine nahe, größere Ausbeute, denn der Ertrag des Tributes der Insulaner war bisher nur spärlich ausgefallen; da trat in unerwarteter Weise ein Ereigniß ein, welches anfangs als ein Unglück erschien, durch seine Folgen

jedoch ein Glück für Columbus wurde. Einer jener furchtbaren Orkane, welche von Zeit zu Zeit die Antillen verheeren, brach auf einmal an der Nordküste von Hispaniola aus, er zertrümmerte die im Hafen von Isabella zur Abfahrt bereit liegenden Schiffe; man mußte neue Fahrzeuge erbauen. Während dieser unangenehme Verzug eintrat, kam eines Tages ein junger Aragonier, Miguel Diaz, der als Officier unter Bartholomäus Columbus gedient hatte, nach dem Fort Isabella, aus welchem er seit längerer Zeit verschwunden war. Dieser Diaz hatte im Duell einen andren Spanier, wie es schien tödtlich verwundet, war aus Furcht vor der Strafe entflohen und begleitet von fünf seiner Waffengefährten nach längerem Herumirren in eine an der Südseite der Insel gelegene, von den Spaniern noch nicht unterjochte Landschaft am Ozemafluſſe gekommen, dahin, wo später die Stadt San Domingo erbaut worden ist. Damals herrschte über diesen kleinen Landstrich eine Fürstin, welche den Fremden nicht nur gastfreundliche Aufnahme gewährte, sondern eine so warme Zuneigung zu Diaz faßte, daß sie denselben zum Gemahl nahm. Aus treuer Anhänglichkeit gegen ihren Geliebten, der nach der Aussöhnung mit seinen Landsleuten Verlangen trug, zeigte sie diesem die in ihrem Gebiet liegenden, reichesten Goldgruben der Insel: die Minen von Hayna. Freudig über die neue große Entdeckung, deren Kunde er zu bringen hatte, machte sich Diaz mit seinen Gefährten auf den Weg, fand, um so mehr da sein Gegner im Duell nicht an seiner Wunde gestorben, sondern wiedergenesen war, bei dem sonst strengen Gouverneur Bartholomäus Vergebung und erregte durch seine Berichte so große Theilnahme, daß der Admiral sogleich seinem Bruder den Auftrag ertheilte, die Sache näher zu untersuchen. Bartholomäus Columbus kam denn, begleitet von mehreren

sachverständigen Männern und einer Schaar von Bewaffneten in das fruchtbare Gebiet der Insel, das von dem Flusse Hayna seinen Namen führte. Namentlich an dem westlichen Ufer dieses Flusses, gegen 4 Meilen oberhalb seiner Mündung fanden sie den Boden so überaus reich an Golde, daß nach ihrem Urtheil ein Arbeiter, bei nur mäßiger Anstrengung, während eines Tages drei Drachmen dieses edlen Metalles gewinnen konnte. Sie untersuchten einen Flächenraum von drei Quadratmeilen und fanden den Boden überall gleich ergiebig.

Während dieser Nachforschungen hatten sie an verschiedenen Punkten tiefe Gruben entdeckt, welche ihnen offenbar als ein Werk der Menschenhände erschienen, und zwar nicht jenes Volkes, das jetzt die Insel bewohnt, sondern eines vormaligen in alter Zeit. Columbus, als er die Kunde von dem über alle Erwartung günstigen Erfolg der Forschungen empfieng, knüpfte alsbald an das Vorhandenseyn der eben erwähnten alten Gruben einen Faden jener kühnen Vermuthungen an, mit denen sein Geist ohne Aufhören beschäftigt war. Was konnte diese über alle Massen goldreiche Gegend anders seyn, als das Ophir der heiligen Schrift aus welchem der preiswürdige König Salomon seine Schätze nahm! Sein Herz wurde wieder freudig, er konnte jetzt mit Zuversicht vor seinen König, konnte muthig den Feinden, die sein Unternehmen verkleinerten und verlästerten, unter die Augen treten, denn er hatte eine fast unerschöpfliche Quelle des Reichthums, er hatte das Goldland Ophir entdeckt.

Das von dem Orkan am wenigsten beschädigte Fahrzeug: die Ninna, war ausgebessert, dazu ein neues erbaut, das den Namen Santa Cruz erhielt; am 10. März 1496 giengen beide unter Segel. Ein Haufe von etlichen hundert Spaniern, großentheils der Auswurf der Bevölkerung

der Colonie, bestehend aus den Unzufriedenen, Arbeitscheuen, jeder Zucht und Ordnung Widerstrebenden, darunter viele Kranke, war in den beiden kleinen Schiffen zusammengedrängt; dazu kamen noch dreißig im Kriege gefangene Indianer, deren Vornehmste der ehemals so gefürchtete Kazike Caonabo, welcher während der Seereise starb, so wie ein Bruder und ein Neffe von ihm waren.

Man war um jene Zeit noch so wenig vertraut mit der Weise, in welcher die Seefahrten über das atlantische Meer aus der neuen Welt zurück nach Europa ihre Richtung nehmen müssen, um günstigen Wind zu finden, daß Columbus, anstatt nach Norden zu steuern, wo er in den Strich der Westwinde gekommen wäre, durch die Region des herrschenden Ostwindes seinen Lauf nahm, wo seine Fahrt nach der Heimath durch diesen beständigen Gegenwind ganz überaus erschwert wurde. Er hatte sich zuerst nach den Caraibischen Inseln gewendet, auf Guadeloupe mit einem neuen Vorrath von Lebensmitteln sich versorgt und war von dort am 20. April in möglichst östlicher Richtung weiter gesegelt. Aber nicht, wie man erwartet hatte, auf eine Reihe von Wochen, sondern von Monaten dehnte sich die mühsame Fahrt über das offene Meer aus, ohne daß ein Ausruhepunkt sich zeigte. Die Lebensmittel alle waren verzehrt, da machte der unmenschlich rohe Haufe des Schiffsvolks den Vorschlag, daß man die gefangenen Indianer schlachten und ihr Fleisch als Speise vertheilen oder wenigstens sich derselben, da auch ihre Unterhaltung den letzten Rest des Proviantes vermindre, entledigen solle, indem man sie lebend ins Meer würfe. Diesem bösen Rathe widersetzte sich Columbus mit voller Kraft, er verwies das aufgeregte Volk noch für eine kurze Zeit zur Geduld, indem er ihnen die Versicherung gab, daß das Land, und zwar

die vaterländiſche Küſte ganz nahe ſey. Seiner ſpotteten bei dieſer Gelegenheit die andren Seeleute, welche übrigens in ihren Angaben ſo weit von einander abwichen, daß einige von ihnen im engliſchen Kanal, andre weit davon in Süden zu ſeyn wähnten. Der Admiral, ohne mit ihnen zu ſtreiten, gebot ruhig, man ſolle die Segel einziehen, damit die Schiffe nicht bei Nacht ans Land ſtießen, denn gerade vor ihnen müſſe das Cap Vinzent ſeyn. Obwohl zweifelnd, gehorchte man dennoch dem Rathe; der Morgen kam und genau ſo, wie Columbus es angekündigt hatte, ſahe man ſich an der vaterländiſchen Küſte; die Schiffe giengen am 11. Juni 1496 in der Bay von Cadix vor Anker.

10) Die dritte Entdeckungsreiſe des Columbus.

Wenn wir die natürliche Geſtalt und die Entwicklungsgeſchichte eines Baumes beſchreiben, dann beſchäftigt uns zunächſt die Betrachtung ſeines Stammes, ſeiner Blätter, ſeiner Blüthen und Früchte, ſowie die Angabe der Zeit, die er zu ſeinem Wachsthum gebrauchte, die Angabe der Monate in denen er blühet und ſeinen Saamen reifet. Die Naturgeſchichte jener Stürme, welche den Baum in der Zeit ſeiner Entwicklung, bis zu ſeinem Abſterben trafen, und welche manchen ſeiner Zweige zerbrachen, viele ſeiner Blüthen und Früchte zerſtörten, liegt außerhalb dem Kreiſe einer ſolchen weſentlicheren Betrachtung: woher der Sturm kam und wie weit ſeine Verheerungen ſich verbreiteten, das mag bei andrer Gelegenheit geſagt werden als bei der eines unmittelbaren Berichtes über den Baum. So möge es uns auch erlaubt ſeyn aus der Geſchichte der letzten Tage des Columbus die genauere Schilderung jener Harpyen hinwegzulaſſen, welche ſich gierig auf das von ihm bereitete Mahl warfen und daſſelbe beſudelten. Wir möchten gerne die

kurze Schilderung des großen Entdeckers der neuen Welt, sowie der Geschichte seiner Thaten mit einigen freundlich ansprechenden Zügen vollenden, ohne uns dieses Bild durch jene Gräuelscenen zu trüben, deren Schauplatz von jetzt an, ohne seine Schuld, die neue Welt wurde, zu welcher er den Europäern den Zugang eröffnete. Das damals, sowie in späterer Zeit von Spaniern vergossene unschuldige Blut eines harmlosen Volkes hat, nicht ohne Wirkung, um Rache zu Dem geschrieen, welcher die Menschen zum brüderlichen Verkehr der gegenseitigen Duldung und Liebe schuf; mit jener Stimme des Blutes der Gemordeten hat sich jedoch auch das Schreien des Gebetes um Erbarmung und Vergebung vereint, das aus Tausenden solcher frommer, treuer Seelen aufgestiegen, dergleichen eine jener gottgeweihte Las Casas war, der die Gräuel, von seinen Landsleuten verübt, mit Abscheu schildert. Wie Las Casas so dachte und fühlte schon damals eine Schaar der gleichgesinnten Christen, an denen das wahrhaft edle, geistig hochstrebende, wenn auch öfters unglückliche Volk der Spanier niemals arm gewesen.

Unter diesen Seelen müssen wir aber vor Allen hier nochmals an eine erinnern, welche in des Columbus Geschichte mehr denn einmal als schützender, hülfreicher Engel auftritt: dies ist die herrliche Königin Isabella. Was diese einmal als gut und als der Theilnahme werth erkannt, das hielt sie auch in solcher Gesinnung fest; sie bewies dies namentlich in ihrem Benehmen gegen den vielverkannten und verlästerten Entdecker der neuen Welt. Der hochfahrend neidische Fonseca war nicht der einzige, obwohl vielleicht der einflußreichste Feind des Columbus; es hatte sich, namentlich unter dem Adel des Landes eine mächtige Parthei gebildet, welcher die hohe Stellung und die fast königliche Gewalt des Fremdlinges von geringem Herkommen unerträglich war.

Viele von diesen, die sich zur Theilnahme an der zweiten Reise wie zu einer Lustparthie gedrängt hatten, mochten sich durch jenen Ernst, mit welchem der Vizekönig in seinem Reiche Zucht und Ordnung zu erhalten suchte, beleidigt gefühlt, Andre, denen das Reichwerden angelegen, in ihren Erwartungen getäuscht gefunden haben. Die Verstimmung gegen den Mann, der für Spaniens Ruhm und Macht so Großes gethan, verbreitete sich durch die Reihen der Mißvergnügten der niederen und höheren Stände bis hinauf zu dem Throne, denn selbst König Ferdinand nahm nur aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin, aus Scheu vor jener allgemeinen Stimme der Achtung, welche in allen Ländern von Europa für Columbus sprach, den Schein eines Gönners und Beförderers der Unternehmungen desselben an. Die Königin mithin allein war es, welche den Fortgang des großen Werkes noch aufrecht erhielt. Nach einem fast zwei Jahre langen Harren und Schweben zwischen immer neu auftauchenden und wieder vergehenden Hoffnungen sahe Columbus endlich, im Jahr 1498 zwei Schiffe unter der Leitung des Capitän Caronel nach Amerika auslaufen, welche seinen Niederlassungen in Hispaniola Proviant und andre Unterstützungsmittel zuführten, sechs andre Fahrzeuge aber, fast zum Auslaufen fertig im Hafen bereit liegen, mit welchen er eine neue Entdeckungsreise unternehmen sollte. Die hochsinnige Königin hatte zuletzt den größesten Theil der Summe, die zur Ausrüstung der Expedition nöthig war, weil Fonseca die Unterstützung aus andren öffentlichen Kassen verweigerte, vorläufig aus jenen Ersparnissen ihrer Einkünfte genommen, welche zur Ausstattung ihrer Tochter, der Prinzessin Isabella bestimmt waren. Aber auch jetzt wußte Fonseca, dessen Haß gegen Columbus von kaltblütiger Ueberlegung begleitet war, als oberster Verwalter der indischen Angelegenheiten

der endlichen Ausführung des Unternehmens noch Hemmungen in den Weg zu legen. Er wie sein Zahlmeister und Rechnungsführer Brevicsca, ein gewesener Israelit, welcher von ungemäßigter Zunge war, erlaubten sich täglich die unwürdigsten Kränkungen gegen den Admiral, so daß diesen sonst so besonnenen, sich selbst beherrschenden Mann zuletzt noch am Tage der Abreise ein edler Zorn gegen Brevicsca, Fonsecas elende Creatur so in Flammen setzte, daß er denselben die Kraft seiner Arme und den Tritt seiner Füße fühlen ließ. Es war dies, so viel man weiß, das einzige Mal, daß des Columbus edler Geist einem solchen Ausbruch blinder Leidenschaft unterlag; auch sein Zorn hatte sonst eine würdigere Gestalt und wirkte kräftiger als in diesem Falle, in welchem durch Fonsecas gehässige Entstellung des Ereignisses selbst die Meinung der hochsinnigen Königin in Gefahr gerieth, an dem sonst so würdevoll gehaltenen, fleckenlosen Mann irre zu werden.

Es war am 30. Mai 1498, mithin fast um dieselbe Zeit, in welcher Vasco de Gama das große Ziel der portugiesischen Unternehmungen, die eigentlichen Küsten von Ostindien erreicht hatte*), als Columbus mit seinen sechs Fahrzeugen aus dem Hafen von San Lucar de Barrameda auslief. Die größere Masse des Volkes, das ihn begleitete, war nicht geeignet, ihn zu freudigen Hoffnungen für sein Unternehmen zu stimmen. Diese Masse bestund aus Verbrechern, welche man den Ketten entlassen oder denen man Vergebung ihrer Schuld zugesichert hatte, wenn sie den Gefahren der neuen Seereise und der Ansiedelung in dem fernen Lande sich unterwerfen wollten: Gefahren von denen die böswillige Parthei

*) De Gama war am 19. Mai 1498 nach Calicut, an der malabarischen Küste gekommen.

der Feinde des Admirals unter dem ſpaniſchen Volke die übertriebenſten Gerüchte verbreitet hatte.

An den canariſchen Inſeln theilte Columbus ſein kleines Geſchwader, indem er die Hälfte der Fahrzeuge unter der Leitung wackrer, ihm treuergebener Capitäne geraden Weges nach Hispaniola ſegeln ließ, damit ſie den dortigen Niederlaſſungen die Vorräthe des Proviants und der andren Hülfsmittel brächten, mit denen ſie befrachtet waren, mit den drei übrigen Schiffen ſteuerte der Admiral nach Südweſt, um jenes große, reiche Land zu entdecken, von deſſen Daſeyn er aus mancherlei Gründen überzeugt war. Hätte er auf ſeiner Fahrt die Richtung nur noch etwas mehr nach Süden genommen, dann würde er, faſt zwei Jahre früher als Pinzon, der am 26. Januar 1500 und der Portugieſe Cabral, welcher am 25. April des nämlichen Jahres dorthin kam, Braſilien entdeckt haben. Jener Siegespreis jedoch war dem großen Entdecker der neuen Welt nicht beſchieden; er ſollte auf dieſer Fahrt Hemmungen erfahren, zwar von nicht ſo kränkender, dennoch von eben ſo wirkſamer Art, als jene waren, die Fonſeca und andre Leute dieſes Gelichters ihm in den Weg gelegt hatten. Bald nach der Ankunft der Schiffe unter dem nördlichen Wendekreiſe ſahe er ſich von einem ſo heftigen Anfall ſeines gewöhnlichen Leidens — der Gicht heimgeſucht, daß er das Krankenlager nicht verlaſſen konnte, aber mit immer ſich gleichbleibender Beſonnenheit und freudigem Muthe leitete er, mitten in ſeinen heftigſten Schmerzen, alle Bewegungen der Schiffe, ſetzte unabläſſig die ſeemänniſchen Beobachtungen zur Beſtimmung der Längen und Breiten fort. Seine Abſicht war es ſüdwärts unter den Aequator hinab zu ſteuern. Aber er war jetzt in jene Region der Windſtillen gerathen, welche auf jeder Seite der Linie bis zu einer Breite von 8 oder 10 Graden ſich ausdehnt, weil hier die Paſſat-

winde von Südost und Nordost sich durchkreuzend gegenseitig sich hemmen und in ihrer Wirksamkeit schwächen. In dieser, den Seeleuten furchtbaren Region, erscheint das Meer meist so glatt als ein Spiegel; kein Lufthauch schwellt die Segel, die Schiffe stehen fast bewegungslos den glühend heißen, senkrechten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Oefters gehen Wochen darüber hin, bis ein von Zeit zu Zeit eintretendes, kaum merkliches Bewegen der Luft die Seeleute aus dieser Qual befreit.

Auch Columbus und sein Schiffsvolk mußten diese Beschwerden im hohen Maaß erfahren. Acht Tage lang regte sich, da wo ihre Fahrzeuge sich befanden, kein Wind; die Luft wehte heiß wie aus einem Gluthofen, der Schiffstheer zerschmolz, die Fugen der Fahrzeuge öffneten sich, selbst das Salzfleisch fieng an zu faulen, die Fässer, darinnen sich Wein oder Wasser befand, wurden leck oder zersprangen von der Hitze, es war nicht möglich, ohne Gefahr zu ersticken, in den verdeckten Räumen länger als einige Augenblicke auszuhalten. Das körperliche Leiden des Admirals war heftiger als jemals, dennoch wirkte sein Geist in ungebrochener Kraft fort; in seine Augen kam kein Schlaf; er befand sich in einer noch ganz unbekannten Gegend des Meeres, wo in jedem Augenblick günstige oder ungünstige Einflüsse auf seine Fahrt wirken konnten, hier mußte er für das Leben Aller wachen, denn nur noch wenig Tage und der Tod des Verdurstens war ihnen Allen gewiß.

Nach seiner Ansicht, welche auf jene Erfahrungen gegründet schien, die er bei den früheren Fahrten über das atlantische Meer gemacht hatte, mußte die Temperatur der Luft erträglicher und gemäßigter werden, je weiter er nach Westen kam und sie wird dieses wirklich in der Nähe des amerikanischen Festlandes und seiner zum Theil in die Re-

gion des ewigen Schnees hinanragenden Gebirge, so wie seiner Ströme und Urwälder. Bei der großen Noth, in welcher sich die Schiffe befanden, hatte der Admiral die südlichere Richtung aufgegeben, er steuerte nach den Caraibischen Inseln zu; die Fahrt gieng endlich wieder rascher nach Westen vorwärts, der vorher dunstige Himmel wurde klar, die Luft gemäßigter, endlich am 31. Juli sahe man Land. Es war eine herrliche Insel, von üppig grünenden Wäldern bedeckt; der Admiral hatte es sich gelobt das erste Land, das er entdecken würde, zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit (Trinidad) zu benennen und wie ein Zeichen himmlischen Beifalles erschien es ihm, daß das erste, was man von der Insel sahe, ein Gebirge war, das nach oben in drei Gipfel auslief. Man fand auf der Insel eine Fülle des langersehnten, frischen Wassers; ein wohlthuendes Ausruhen im dichten Schatten der Bäume und mancherlei erquickende Früchte. Die Eingebornen, ein kräftig schöner Schlag von Menschen, wollten jedoch mit diesem fremden Volke nichts zu thun haben, nur eine Schaar von muthigen jungen Männern, bewaffnet mit Pfeilen und Bogen, nahte sich in einem Canoe den Schiffen, betrachtete diese lange aufmerksam, ließ aber durch keine Freundschaftszeichen und hingehaltene Gaben sich näher locken; der Versuch des Admirals sie durch Musik, bei deren Tönen seine Schiffsjungen auf dem Verdecke tanzten, heranzuziehen, wurde von ihnen so mißgedeutet, daß sie alsbald einen Regen von gefiederten Pfeilen in die Schiffe schossen. Sie hatten den Tanz für einen Kriegstanz, für eine Herausforderung zur Schlacht gehalten. Die spanischen Bogenschützen erwiederten diesen Gruß durch das Abschießen ihrer schweren Bolzen und die Indianer bemerkten bald, daß solche Waffen den ihrigen überlegen seyen; sie entflohen mit Hülfe ihrer schnellen Ruder eilig zum Lande,

Schon am 1. Auguſt erblickte man bei dem Herumſteuern um die ſüdliche Küſte der Inſel Trinidad in weniger Entfernung nach Süden ein Land, welches Columbus für eine Inſel hielt, welcher er den Namen Isla santa gab. Er wußte nicht, wie nahe er jetzt dem wirklichen, von ihm bis dahin noch vergeblich geſuchten Feſtland der neuen Welt ſey, denn die vermeintliche Inſel war nichts andres als jener niedrere Theil der Küſte von Maturin, an welcher der Orinoco mit ſeinen zahlreichen Mündungen den Auslauf ins Meer nimmt. Das Gewäſſer dieſes mächtigen Stromes erzeugt namentlich in den Zeiten ſeines Anſchwellens durch die Tropenregen eine ſo heftige Strömung des Meeres, daß hierdurch die Fahrt an der Südſeite der Inſel Trinidad und zwiſchen ihr und dem Feſtland zu einer gefährlichen wird. Das Anbranden jener Strömung iſt dem Auge am merklichſten in jener Meerenge und Meeresſtraße, welche zwiſchen der verlängerten Südweſtſpitze jener Inſel und dem gegenüberliegenden Feſtland hineinführt in die geräumige Bucht von Paria. Wegen des gefahrdrohenden Anſcheines, den die lautaufbrauſende Brandung dem Waſſer jener Meerenge giebt, ertheilte Columbus derſelben den Namen des Schlangenrachens (Boca del Sierpe), den ſie, in verſchiedne Sprachen überſetzt, noch jetzt führt. Aber ſo grauſenhaft auch die Meeresſtraße des Schlangenrachens ausſahe, wagte der Admiral es dennoch, nachdem er ihre Tiefen vorher durch die Boote genau hatte unterſuchen laſſen, durch ſie hindurch zu ſteuern, weil der Landungsplatz Arenal, an welchem die Schiffe im Süden der Inſel vor Anker lagen, durch die erwähnte, aus dem damals gerade überfluthenden Orinocofluß kommende Strömung eine unmittelbare Gefahr des Unterganges drohete. Indem er auf dieſe Weiſe, kühn auf dem Wege ſeiner Unterſuchungen verharrend, vorwärts

ſtatt rückwärts fuhr, trat er in den merkwürdigen Meerbuſen Paria ein, deſſen Waſſer er, zu ſeinem Erſtaunen nicht ſalzig, wie Seewäſſer, ſondern ſüß und trinkbar fand, weil einige Arme des Orinocos und noch mehrere Küſtenflüſſe vom Feſtland in dieſen Buſen ſich ausmünden. Die Ueberzeugung, daß das gegenüberliegende Land keine Inſel, ſondern ein großes, weit ausgedehntes Continent ſey, lag hier überaus nahe und dennoch konnte der große Columbus ſie nicht mit voller Klarheit erfaſſen, er hielt ſelbſt das Vorgebirge Paria, womit das Feſtland an dieſer Stelle ſich endet, für eine Inſel, welcher er den Namen Isla de Gracia gab.

Vielleicht hatte an dieſer Selbſttäuſchung ſeines ſonſt ſo ſichren, ſeemänniſchen Blickes, außer der vorgefaßten Meinung, daß hier, im Süden der vermeintlichen Oſtküſte von Aſien eine Welt der Inſeln läge, auch jenes Uebel einen bedeutenden Antheil, das ſich um dieſe Zeit auf ſeine Augen geworfen hatte, ſo daß er, zugleich ein halber Krüppel an der Gicht, auch ein Halbblinder war. Der ſeltne Mann hatte eine ſolche Gewalt über ſeine Natur, daß er ſich da, wo in unbekannten Meeren eine Gefahr zu fürchten war, öfters Wochen lang faſt ganz des Schlafes enthielt, ohne Aufhören den Compaß, wie das Senkblei um die Richtung und Sicherheit des Weges befragend. Als er im Mai 1494 die Südküſte von Cuba, gefahrvoll durch die Reihen ihrer Klippen umfuhr, hatte er faſt einen Monat lang die Nächte ſchlaflos zugebracht und auch nur am Tage eines kurzen, oft unterbrochnen Schlummers genoſſen und dennoch hatten ſeine Augen bei weitem nicht ſo gelitten als auf der diesmaligen, allerdings auch an ſchlafloſen Nächten reichen Fahrt. Dem vielgeplagten Manne ward jedoch, während ſeines Verweilens in der Pariabay eine Aufmunterung zu Theil, welche ihm, weniger um ſeinetwillen als im

Intereſſe ſeiner Monarchen, vornämlich der edlen Königin Iſabella, welche für die Ausrüſtung dieſer Fahrt ſo große Opfer gebracht hatte, ganz überaus erwünſcht kam. An der Küſte des vermeintlichen Eilandes Jöla de Gracia, eigentlich, wie bereits erwähnt das Vorgebirge Paria des Feſtlandes, fanden die Schiffe mehr als eine günſtige Stelle zum Ankern. Hier gelang es ihnen auch mit den Einwohnern, harmlos, friedlich und gaſtfrei, wie die von Hayti anfangs es geweſen, in freundſchaftlichen Verkehr zu treten. Das gutmüthige, ſchön geſtaltete Volk brachte den bewunderten Fremdlingen Brod, Mais, ſo wie verſchiedene gegorene, theils dem Biere, theils dem Weine gleichende Getränke. Unter den Gegengeſchenken, die man ihnen machte, achteten ſie die kleinen, metallenen Glöckchen am höchſten, ungleich weniger aber die Glasperlen und die davon gefertigten Schnüre, denn, wie ſich bald zeigte, ſie ſelber beſaßen einen viel köſtlicheren Schmuck dieſer Art; namentlich die Frauen trugen ächte, köſtliche Perlen in Schnüren um ihren Hals und um die Arme. Die Indianer gaben dieſen in Europa ſo hoch geachteten Schmuck ſehr gern um kleine Spiegel ſowie um Glöckchen und Schellen hin; man konnte deutlich wahrnehmen, daß Perlen zu den nicht ſeltnen Naturerzeugniſſen der benachbarten Küſtengegenden gehörten. Der Admiral gab deshalb dem Golf von Paria den Namen Golf der Perlen, obgleich in demſelben keine Perlen gefunden werden, ſondern erſt außerhalb des gefahrvollen Durchganges, welcher an ſeiner Nordſeite ſich in das Meer der Antillen öffnet. So wie aus dem ſüdlichen Engpaſſe ergießt ſich auch aus dem nördlichen das Waſſer, welches die Ströme vom Feſtland herführen, mit großer Heftigkeit in das Meer, am meiſten in den Monaten Juli und Auguſt, welche dort die Jahreszeit der Regengüſſe ſind. Des Columbus Ankunft

in der Bucht von Paria traf gerade in dieſe Zeit; es gehörte die ganze Wachſamkeit und Geſchicklichkeit eines ſolchen Seemannes dazu, um die Schiffe unbeſchädigt durch das brauſende Gewäſſer der nördlichen Meersſtraße hindurch zu ſteuern, welcher der Admiral, wegen ihres drohenden Ausſehens den Namen der Drachenmundſtraße (Boca del Drago) gab. Er war jetzt wieder im offnen Meer und nahm zuerſt an der Nordſeite der breiten Landzunge von Paria ſeine Richtung nach Weſten. Obgleich jedoch der überwiegende Süßwaſſergehalt in der ſo eben von ihm verlaſſenen Bucht und die außerordentliche Stärke der Ausſtrömung in ihm die Ueberzeugung begründeten, daß hier in der Nähe ein Feſtland ſein müſſe, weil nur von einem ſolchen, nicht aus einer Inſel; Flüſſe kommen könnten, welche ſo überreich an Waſſer wären, hielt er dennoch Paria nicht für einen Theil dieſes Continents, ſondern für eine vor demſelben liegende Inſel, an deren weſtlicher Küſte die Perlenfiſcherei ſey. Wirklich kam er auch, indem er nach Weſten ſteuerte, an die wirklichen Fundorte der Perlen, vornämlich an die Inſel, welche von dieſem natürlichen Reichthum ihrer Ufer den Namen Margarita empfangen hat. Hier tauſchte man um allerhand werthloſe Kleinigkeiten von den Eingebornen gegen drei Pfund Perlen ein, darunter einige von ausgezeichneter Schönheit und Größe waren.

Der Nothſtand, in welchem ſich die Schiffe ſo wie ihre Mannſchaft befanden, erlaubte kein längeres Beharren auf dieſem Wege der Forſchungen; der Admiral mußte eilen, ſich und die Seinen aus der täglich größer werdenden Gefahr zu retten und die Vorräthe an Proviant, welche dem Verderben nahe waren, ans Land zu bringen; er ſteuerte nach Norden und betrat am 30. Auguſt 1498 den ihm ſo werthen Boden der Inſel Hayti, bei der Stadt San Do-

mingo, welche während seiner Abwesenheit an der Mündung des Ozemaflusses, in der Nähe der Goldminen des Hannadistriktes angelegt worden war. Der edle Bartholomäus Columbus konnte seinen Bruder bei diesem Wiedersehen nicht ohne tiefe Rührung betrachten. Er war nur noch ein Schattenbild von dem, was er mit seiner überkräftigen Natur in früherer Zeit gewesen. Gelähmt durch die Gicht, abgezehrt durch den Schmerz der Krankheit und durch die anhaltenden Nachtwachen, fast ganz erblindet; so kehrte der treffliche Mann zu den Seinen zurück. Gleich wie jedoch die abgeschossene Kugel eines großen Geschützes, wenn sie scheinbar ganz ermattet nur noch am Boden dahinrollt, alsbald wieder zu einer bedeutenden Kraftäußerung fähig wird, wenn sie an einen Gegenstand stößt, der ihrem Lauf entgegensteht, so geschahe es auch der inwohnenden Kraft des Columbus, als dieser in dem kleinen, von ihm begründeten Staat Gebrechen vorfand, welche alsbald sein kräftigstes Entgegentreten und Einschreiten nöthig machten.

Ein gewisser Roldan, von Geburt ein Kastilianer, ein Mensch von vieler Fähigkeit, zugleich aber von der boshaftesten Gesinnung, den Columbus aus dem Staube hervorgezogen, indem er ihn aus dem Bedientenstand allmählig zu immer höheren Stellen, zuletzt zu der eines Oberrichters erhoben hatte, war in der Zeit der Abwesenheit seines großen Wohlthäters gegen diesen als Feind und Empörer aufgetreten. Er hatte zunächst jene Unzufriedenen, denen die strenge Mannszucht lästig war, welche der Oberbefehlshaber Bartholomäus Columbus hielt, auf seine Seite gebracht, indem er ihnen vorstellte, wie herabwürdigend für edle Spanier es sey unter der tyrannischen Gewalt von Fremdlingen eines geringen Herkommens zu stehen und zugleich des großen Einflusses sich rühmte, den er durch per-

sönliche Verbindungen wie durch sein Amt als Oberrichter bei Hofe habe, indem dieses Amt ein unmittelbar königliches, die Stelle aber des Oberbefehlshabers eine nur mittelbar und in vorübergehender Weise von dem Admiral an seinen Bruder übertragene sey. Allen, die zu seiner Parthei sich halten würden, sicherte er nicht nur Erleichterung der harten Dienste zu, mit denen der Befehlshaber sie ohne Aufhören drücke, sondern er versprach ihnen durch Auswanderung in die noch unabhängige überaus fruchtbare Provinz Xaragua, noch in unsren Tagen der herrlichste Landstrich von Hayti, ein Leben ohne Mühe und Arbeit, ein Schwelgen in allen den Genüssen, welche ein sinnlich lüsternes Volk anlocken können. Und nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch unter den Eingebornen wußte sich Roldan einen mächtigen Anhang zu verschaffen. Das arme Volk der bereits tributpflichtigen, im Kriege besiegten Stämme, seufzte, wie bereits erwähnt, unter der unerträglichen Last der Abgaben und Arbeiten, welche man ihm, im Interesse der Regierung und zum Unterhalt der Niederlassungen hatte auferlegen müssen. Ein Zerwürfniß zwischen ihren Tyrannen selber erschien den Insulanern als ein Ereigniß, das ihnen, wo nicht völlige Befreiung von diesen überlästigen Gästen, doch eine große Schwächung der übermächtigen Gewalt derselben zur Folge haben konnte. Da wo Roldan und seine Rotte hausten, gab es zwar auch Plagen genug und solcher Auftritte in Menge, welche jedes Gefühl für Recht und Sittlichkeit empörten, aber das unabänderliche, regelmäßige Eintreiben der Abgaben so wie die Frohnarbeiten beim Bau der Felder und Festungen hatte doch da ein Ende. Es war dieses Grund genug, um einen großen Theil der besiegten Stämme zu heimlichen aber offnen Bundesgenossen der Rebellen zu machen und den unter der Asche glimmenden

Geiſt des Aufſtandes namentlich in dem kriegeriſchen Kaziken Guarionex, dem Bruder des Caraiben Caonabo von neuem zu wecken. Die feindliche Macht, welche auf dieſe Weiſe der Oberbefehlshaber gegen ſich hatte, ward auch dadurch gefahrdrohender, daß ſelbſt auf die Treue der äußerlich noch mit ihm zuſammenhaltenden Spanier nur wenig zu bauen war; Roldans Verführungskünſte fanden bei dieſen nur zu leichten Eingang, zuerſt einzelne, dann immer mehrere fielen von dem Befehlshaber ab, kam es zur offnen Schlacht, dann war zu fürchten, daß vielleicht ganze Schaaren ſich zum Feinde ſchlügen. Der eben ſo kühne als beſonnene Bartholomäus Columbus konnte deshalb in dieſem Augenblick nichts andres thun als ſeine Streitkräfte zunächſt auf die Wiederunterwerfung der im Aufſtand begriffnen Indianer richten. Der Kazike Guarionex, in ſeinem Lande bald beſiegt, flüchtete ſich zu dem Fürſten der Ciguaygebirge, dem Herrſcher des Volkes der Bucht von Semana, welches die Spanier ſchon bei ihrer erſten Ankunft auf der Inſel als ein ſehr tapfres, ſtreitbares hatten kennen lernen. Von dieſem ſeinen Gaſtfreund wurde er mit einer rührenden Treue geſchützt und vertheidigt; beide mußten zuletzt, nachdem die Landſchaft von den Spaniern eingenommen worden, in die Schlupfwinkel des Waldgebirges ſich verbergen, bis endlich beide auch hier von den Soldaten des Oberbefehlshabers erſpäht und gefangen genommen wurden.

So ſtunden die Sachen in Hayti oder Hiſpaniola, als Columbus und ſchon vor ihm die treuergebenen Commandanten jener drei Schiffe dort ankamen, welche der Admiral auf geradem Wege von den kanariſchen Inſeln nach der Colonie hatte abgehen laſſen. Die Rebellen unter Roldan, nachdem ſie, während des Kriegszuges des Oberbefehlshabers gegen die Indianer, in Iſabella einen räuberiſchen

Ueberfall gemacht, hatten das außer der Festung liegende Zeughaus erstürmt, sich mit Waffen und Munition versehen und hierauf in der Landschaft Xaragua sich festsetzend, verstärkt durch die Ueberläufer aus der Schaar der Mißvergnügten, eine Macht gebildet, welche durch die Tollkühnheit ihres Führers wie durch ihre Streitkräfte eine so drohende Stellung einnahm, daß der Admiral sich genöthigt sahe, auf Bedingungen hin einen Vertrag mit Roldan einzugehen, welche für ihn höchst niederschlagend waren. Columbus sendete indeß einen genauen, wahrhaften Bericht über Alles, was vorgefallen, nach Hofe, und bat um Abhülfe dieser Noth durch königlich-richterlichen Ausspruch und kräftiges Einschreiten. Die Rebellen jedoch ihrerseits hatten auch, wie der Vertrag mit dem Admiral es ihnen zugestanden, etliche der Schiffe dazu benutzt, um eine Schaar der Ihrigen nach Spanien abgehen zu lassen, welche dort die Sache des Aufruhrs als eine gerechte, das Benehmen des Columbus und seines Bruders als ein durchaus ungerechtes und strafbares darstellen sollten. Indeß war Roldan, nach abgeschlossenem Vertrag scheinbar wieder in Einverständniß mit Columbus getreten; der Friede auf der Insel war äußerlich wieder hergestellt, die Indianer fiengen hin und wieder an das Land zu bauen, lernten europäische Sitten, nahmen die Taufe und Gebräuche des Christenthumes an. Schon dachte der Admiral an eine neue Fahrt, zur Fortsetzung seiner Entdeckungen in der Nähe des Aequators, da überraschte ihn unversehens der Ausbruch einer Cabale seiner Feinde in Spanien, welche die Wirksamkeit seines Lebens bei ihrer Wurzel angriff.

10) Ein Triumph der Bosheit, welcher dennoch zu Schanden wird.

Roldan hatte mit Schlangenklugheit zu Vertretern seiner

schlechten Sache am Hofe des Königes Ferdinand solche Leute gewählt, die durch Stand, durch ihre Verbindungen und durch Beredtsamkeit hierzu die geeignetsten waren. Zu ihnen gesellten sich, bei ihrer Ankunft in Spanien, die schon früher dahin zurückgekehrten Mißvergnügten und Feinde des großen Columbus sowie seines Bruders. In ganzen Schaaren drangen diese in die Vorhöfe des Königspallastes ein; sie beschimpften selbst die beiden Söhne des Admirals, welche die hochsinnige Königin als Beweis der Achtung gegen ihren Vater, nach dem Tode des Thronerben Johann, als Pagen in ihre Dienste genommen, nannten sie die Brut des unsinnigen Verführers, welcher die Blüthe des spanischen Adels nach Hayti in das Grab der Fremden gelockt und durch falsche Berichte das Vaterland hintergangen habe. Fonseca und seine Genossen wußten bald den vornehmsten und beredtesten dieser Schaaren den Zutritt zum Thron des Königes zu eröffnen. Dieser war leicht für die Beschwerden solcher Leute einzunehmen, welche klagend gegen den Mann auftraten, dessen Unternehmen bis dahin nur Ausgaben auf Ausgaben veranlaßt, kaum die Zinsen von diesen bezahlt gemacht hatte. Aber Eines hatte bisher nur noch den Feinden des Columbus, zur Ausführung ihrer Vernichtungspläne gegen denselben gefehlt, und dieses Eine fand sich jetzt auch ein: es war dies die Ungunst der Königin Isabella. Den Abgesandten der Rebellen, großentheils jungen Adeligen, welche in der neuen Welt nur Lust und Vergnügung der Sinnen gesucht hatten, war es in dem bedauernswürdigen Vertrag mit dem Admiral gestattet worden, auf ihrer Fahrt nach Spanien einige ihrer Sclaven mit sich zu nehmen. Diese zucht- und sittenlose Männer hatten, während ihres Aufenthaltes auf der Insel Jungfrauen, zum Theil Töchter der Kaziken sich beigesellt, welche dem natürlichen Rechte

der ehelichen Liebe vertrauend, meist freiwillig ihren Gatten auf die Schiffe gefolgt waren. Aber solchen Menschen ist nichts heilig; sie kennen kein Recht; als diese jungen Frauen, einige mit neugebornen Kindern, andre in Hoffnung Mütter zu werden, mit ihren unmenschlichen Verführern nach Spanien kamen, boten diese sie als Sclaven zum Verkaufe feil. Der frommen, menschenfreundlichen Königin Isabella wurde die Kunde davon überbracht. Ihr weibliches Zartgefühl und ihre Gerechtigkeitsliebe wurden tief davon verletzt. Sie hatte schon bei mehreren Gelegenheiten sich entschieden dagegen erklärt, daß man Eingeborene der neuentdeckten Länder, die sie als ihre Unterthanen und besondre Schutzbefohlene betrachtete, zu Sclaven machen solle; jetzt geschahe dieses dennoch auf solch empörende Weise! Die Männer, auf denen die Schuld lag, wußten dies geschickt zu verbergen; die Sclaven wurden als eine ihnen von Columbus geschenkte Waare betrachtet. „Wer giebt", so rief sie im höchsten Unwillen aus, „dem Admiral das Recht meine Unterthanen zu verschenken!"

Es war dies der günstige Augenblick, den die Feinde des großen Genuesen schon längst herbeigewünscht hatten. Der Vorschlag, daß ein Mann, versehen mit allen königlichen Vollmachten, nach Hayti oder, wie bald nachher die ganze Insel hieß, nach San Domingo gesendet werden solle, um die Wahrheit der beständig sich erneuernden Beschwerden und Klagen über Columbus und seinen Bruder zu untersuchen, fand jetzt bei der Königin keinen Widerspruch mehr. Ohnehin hatten diese unaufhörlichen Anklägereien in ihr eine Art von Mißtrauen, wenn auch nicht gegen die tadellose Rechtlichkeit, doch gegen die politische Befähigung des Admirals zum Geschäft eines Vizeköniges und obersten Ord-

ners der Angelegenheiten eines Landes erregt. So hatte denn Fonseca jenen vollkommenen Sieg seiner gehässigen Absicht ten erlangt, auf den er schon seit länger als einem Jahre so sicher gerechnet hatte, daß es ihm gelungen war den ritterlichen dabei aber rastlos unternehmungslustigen, ehrgeizigen Ojeda von Columbus, dessen Einfluß ohnehin ganz zu Ende sey, abwendig zu machen. Ein gewisser Francisco de Bovadilla, ein Mann der am Hofe des Königes in hohen Würden und Ansehen stund, wurde mit dem Geschäft der richterlichen Untersuchung beauftragt. Die, welche ihn genauer kannten, bezeichnen ihn als einen leidenschaftlichen, ehrsüchtigen, zum Geiz geneigten Menschen; äußerlich nahm er die Miene eines Ehrbaren und sogar Frommen an. Dieses war der rechte Mann für Fonseca, den „Oberaufseher der indischen Angelegenheiten". Bovadilla ward mit mehreren königlichen Vollmachten versehen, welche, die eine, in Erwiederung der Anklagen, welche Columbus gegen die Rebellen bei Hofe angebracht hatte, zur Untersuchung dieser Sache, zur Bestrafung der Aufrührer durch Arrest, Einziehung ihrer Güter so wie andre, wo es nöthig schiene noch härtere Verfügungen ihn beauftragte, wobei überall die Mitwirkung des Columbus vorausgesetzt war. Dem Inhalt einiger andren Vollmachten von späterem Datum merkt man deutlich das immer zunehmende Mißtrauen gegen den Admiral an, sie ertheilen dem Bovadilla, freilich nur in dem Falle, daß die Beschuldigungen gegen Columbus bei strenger Untersuchung sich als wahr erweisen sollten, die volle richterliche und Herrschergewalt über Land und Leute, oder mit andren Worten, sie erlauben die Absetzung des bisherigen Vizeköniges von seiner Stelle, ertheilen dem Admiral den Befehl alle Festungen, Schiffe, Kriegsgeräthe und was sonst als königliches Eigenthum und Recht betrachtet wer-

den könne, an seinen Nachfolger abzutreten und sich alle dem zu unterwerfen, was dieser verfügen werde.

Mit zwei wohl ausgerüsteten Fahrzeugen trat Bovadilla im Sommer d. J. 1500 seine Fahrt nach San Domingo an. Auf der ganzen Insel war jetzt der Aufruhr unterdrückt, Bartholomäus Columbus, unterstützt von Roldan, der vorher selber an der Spitze der Rebellen, nun zu den loyal Gesinnten sich hielt, hatte die Häupter und Theilnehmer der Empörung, die Urheber ungeheurer Gräuelthaten fast alle gefangen genommen und kurzen Prozeß mit ihnen gemacht, indem er sie, wenn sie der Schuld überwiesen worden, sogleich aufhängen ließ. In der dritten Woche des August hatten auf diese Weise sieben jener strafbaren Männer ihre Schuld am Galgen gebüßt, fünf, welche das gleiche Urtheil erwartete, unter ihnen ein junger Adliger, Fernando de Guevara, der zu dem letzten Aufstand die Hauptveranlassung gegeben, saßen noch im Fort gefangen. In der Stadt Domingo war Diego Columbus als Befehlshaber zurückgeblieben, sein Bruder, der Oberbefehlshaber Bartholomäus stund noch mit seinem kleinen Heer an einer andren Stelle der Insel, der Admiral war ebenfalls auswärts mit der Verwaltung der Angelegenheiten des Landes und mit der nahen Ausführung seines großen Planes, zur Erforschung des Festlandes beschäftigt. Ein Unternehmen, das gerade jetzt, wo es am fruchtbringendsten zu werden versprach, in so gewaltthätiger Weise gestört wurde.

Der neue Oberrichter traf am 23. August auf der Rhede von San Domingo ein. Er ließ nicht lange darüber in Zweifel, was seine Absicht sey; schon im voraus, noch ehe er die mindesten Erkundigungen eingezogen, ganz gegen Columbus eingenommen und seine Schuld für überwiesen haltend, benahm er sich gegen die bisherigen Inhaber der

Macht als einer der nicht um Urtheil und Recht zu sprechen, sondern nur um zu strafen gekommen sey. In lächerlicher Weise ließ er das kleine Fort, in dem gar keine Besatzung lag, gewaltsam erstürmen und die nach Fug und Recht Gefangenen auf freien Fuß setzen. Aus dem Munde von diesen so wie von andren der Regierung verdächtigen Personen vernahm er jetzt, ohne auf Andre zu hören, die schwärzesten Berichte von der Grausamkeit, welche die Gebrüder Columbus vor allem gegen edle Spanier verübt haben sollten, von den Hinrichtungen vieler Unschuldigen, selbst aus hochadeligem Geschlecht. Der Eifer des Bovadilla gegen die bisherigen Inhaber der königlichen Gewalt schien jetzt ein gerechter. Er nahm alsbald das Haus wie die Güter des Admirals in Besitz, bemächtigte sich aller königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe, machte sich durch Auszahlung der Besoldungen, welche Columbus mehreren der Verdächtigen vorenthalten hatte, und durch andre Gewährungen auf Kosten der königlichen Kasse einen bedeutenden Anhang, forderte hierauf den Columbus und seine Brüder vor sein Gericht. Hier wurde keiner von ihnen gehört, sondern fast nur das Urtheil ihnen kund gemacht, daß sie als Schuldige behandelt, in Ketten gelegt werden sollten. Jeder von ihnen ward auf einem besondren Schiffe nach Spanien gesendet und die Fahrt dahin gieng schnell und glücklich von statten.

Obgleich der große Genueſe, so wie sein ganzes Geschlecht dem Nationalstolz der Spanier öfters zum Anstoß gewesen war, erregte dennoch die Kunde von einer solchen Behandlung des Entdeckers der neuen Welt im ganzen Lande einen tiefen Unwillen. Der Kapitän des Schiffes, auf welchem Columbus gefangen saß, nahete sich diesem, ehe man vor Cadix ankerte, ehrerbietig und wollte ihm die Fesseln abnehmen, Columbus erlaubte ihm dieses nicht. Aber

von Cadix aus schrieb derselbe durch einen Eilboten zunächst an eine edle Hofdame der Königin; gab in seinem Briefe einen treuen, ausführlichen Bericht über alles das, was man ihm gethan hatte. Die hochsinnige, mitleidige Königin, als sie diesen Bericht vernahm, ward von tiefer Theilnahme und von heftigem Unwillen über solche Gewaltthätigkeit ergriffen und selbst der König Ferdinand schämte sich der Ungerechtigkeit, die man in seinem Namen begangen hatte. Noch ehe die Actenstücke über den Prozeß des Columbus, welche Bovadilla mitgesendet, bei Hofe ankamen, ergieng ein königlicher Befehl nach Cadix, daß man unverzüglich die Gefangenen frei lassen, sie mit gebührender Ehre und Auszeichnung behandeln solle. Zugleich wurde dem Columbus eine Summe von 2000 Ducaten, zur Bestreitung seiner Ausgaben eingehändigt.

Der Admiral begab sich sogleich zu Hofe. Als die Königin die hohe Gestalt des ehrwürdigen Greises, gebeugt, mehr von Gram als von der Last der Jahre erblickte, konnte sie der Thränen sich nicht enthalten. Columbus sahe dies, auch er ward tief erschüttert, warf sich vor den Stufen des Thrones nieder und konnte lange statt der Worte nur durch Seufzer und Thränen sprechen. Dann aber erhub er sich zu einer kräftigen, tief eindringenden Rede, darin er auf die überzeugendste Weise seine Unschuld wie seine unverbrüchliche Treue gegen seinen König erwies. Das königliche Paar erkannte alsbald seine Unschuld an; eine Erstattung alles dessen, das er verloren, wurde ihm zugesichert, die Absetzung des Bovadilla von seinem so sehr gemißbrauchten Amte ward beschlossen. Nach wie vor sollte auch Columbus seine Einkünfte von der Insel, namentlich den ihm gebührenden Antheil an dem Gewinn des Goldes erhalten, aber nicht er sollte vor der Hand als Vizekönig nach Domingo zurückkehren, sondern

Seemann aus des Columbus Schule eine Fahrt in das Meer des Südens nur wenige Monate nachher unternommen und glücklich ausgeführt. Dies war Vinzent Pinzon, ein Bruder des bei der Beschreibung der ersten Fahrt öfter erwähnten, in seinen Fehltritten bedauernswürdigen Alonzo Pinzon aus Palos. Auch Vinzent hatte auf jener ersten Fahrt den Admiral begleitet und jetzt gesellten sich zu ihm mehrere wackre Seeleute, welche die dritte Reise des Columbus nach der Küste von Paria mitgemacht hatten. Vier Fahrzeuge, durch Privatleute, frei und unabhängig von allen Vorschriften der Regierung ausgerüstet, stunden dem Alonzo Pinzon zu Gebote; er beschloß gleich anfangs nicht auf dem bisher betretnen Wege der bekannten Entdeckungen zu bleiben, sondern eine neue Bahn, in das Gebiet des Unbekannten sich zu brechen. Im December 1499 war er, von den Capverdischen Inseln noch immer weiter nach Südwesten steuernd, in eine Gegend gekommen, wo der Polarstern nicht mehr sichtbar ist. Ein furchtbarer Sturm hatte ihn noch weiter nach Süden verschlagen. Als die Nächte wieder heiter wurden, sahe man sich um nach einem Stern, den man gerade in Süden, dem Nordpolarstern entgegenstehend vorausgesetzt hatte; es erschien nirgends ein solcher am Himmel, man dachte (wie selbst Columbus diesem wunderlichen Gedanken sich hingab) an eine höher ansteigende Krümmung, im Umfang der Erdkugel, wodurch der Südpol der Himmelskugel dem Auge entzogen werde. Dennoch, eines solchen Leitsternes beraubt, setzte Pinzon den Lauf noch weiter nach Südwesten fort, erreichte gegen Ende des Jahres 1500 die Küste von Brasilien und die Mündungen des Amazonenstromes und nahm, im Namen seines Königes von Spanien, das Land in Besitz, welches dennoch nach dem Vertrag, welcher nach S. 248 zwischen

den Beherrschern des spanischen und portugiesischen Thrones abgeschlossen war, weil die Küste von Brasilien innerhalb der Gränze von 370 Seemeilen, westwärts Ferro sich befand, später der portugiesischen Krone zugesprochen wurde. Nach Pinzon gieng auch, aus dem kleinen Palos, durch Columbus erste Fahrt so berühmt geworden, ein gewisser Diego Lepe auf Entdeckungen aus und kam auf seiner Seereise noch weiter nach Süden als Vinzent Pinzon, während Rodrigo Bastides aus Sevilla in demselben Jahre an der Küste der Landenge, welche den Norden und Süden des amerikanischen Festlandes vereint, wenigstens für die Erdkunde gewinnreiche Entdeckungen gemacht hatte. So waren aus der Schule des einen großen, kühnen Seemannes: des Columbus andre Männer hervorgegangen, welche mit ihm zugleich die ersten Grundsteine gelegt hatten zu jenem großen und dennoch menschlich ohnmächtigen Weltreiche der spanischen Herrscher, in dessen Gränzen die Sonne niemals untergieng.

Aber auch andre Nationen, außer der spanischen, hatten seit der Verbreitung der Kunde von Columbus Entdeckungen, an dem großen Wettlaufe der Fahrten über das atlantische Meer Theil genommen. Sebastian Cabot, von Geburt ein Venezianer, hatte im Dienst Heinrich VII von England, im Jahr 1497 den Versuch gewagt eine nordwestliche Durchfahrt nach dem reichen Wunderland Indien zu finden. Er entdeckte auf diesem Wege Neufoundland, fuhr zuerst nordwärts bis an die Küsten von Labrador, unter dem 56. Grad der Breite, dann südwärts bis an Florida, ohne die gesuchte Durchfahrt, die dort nicht vorhanden ist, zu finden. Dennoch war diese Entdeckungsreise nach dem nördlichen Amerika, obgleich auf ihr keine Schätze an Gold, an Perlen und Edelsteinen erbeutet wurden, ein vorbildliches Anzeichen

jenes bedeutenden Einflusses, welchen England in nachfolgender Zeit auf den nördlichen Theil der neuen Welt gewinnen sollte.

Cabots Entdeckungen waren nicht geeignet die Eifersucht des Königes Ferdinand von Spanien zu reizen, wohl aber vermochten dies jene glücklichen, gewinnreichen Seefahrten, durch welche es endlich dennoch, nach vieljährigem Bemühen den Portugiesen gelungen war, den Weg um Südafrika herum, nach Ostindien aufzufinden. Vasco de Gama, der erste der diese Bahn gebrochen, war zwar am 29. Aug. 1499 ohne sonderliche Ausbeute aus Ostindien nach Portugal zurückgekehrt, aber schon Pedro Alvarez Cabral, der am 8. März 1500 mit dreizehn Schiffen abgesegelt war, auf dieser Fahrt Brasilien für Portugal in Besitz genommen, am 13. Sept. Calicut erreicht hatte, brachte aus Indien eine so reiche Ladung an Gewürzen, so große Ausbeute an Gold, Perlen und Edelsteinen mit sich, daß kein Gewinn, den die spanischen Seefahrer auf ihren Reisen nach der neuen Welt bis dahin gemacht hatten, dem gleich kam, welchen Indien schon nach dem Ergebniß dieser ersten, glücklich gelungenen Handelsreise darzubieten schien. Cabral war am 23. Juni 1501 nach Portugal zurückgekehrt; seine und des ihn begleitenden Schiffsvolkes Berichte über die unermeßlichen Reichthümer und Herrlichkeiten Indiens giengen von Mund zu Mund, sie waren ein Gegenstand der Tagesgespräche selbst am Hofe des Königes Ferdinand und der geistreichen Königin Isabella. Da erwachte in Columbus das edle Verlangen nach dem Siegespreis all seiner bisherigen Arbeiten und Mühen. Andre waren, so dachte er, auf solchem Umwege nach Indien vorgedrungen und er, welcher auf dem geraderen Wege diesem Ziel schon so nahe gekommen; sollte von dem Laufe nach demselben abstehen?

Aus den Erfahrungen, die er auf seiner dritten Fahrt gemacht hatte, glaubte er mit Sicherheit auf das Vorhandenseyn einer Durchfahrt nach Westen in der Gegend der Landenge von Darien schließen zu dürfen, auf welcher man in kürzester Linie nach Indien gelangen könne. Wie weit ward damals, der große Entdecker der neuen Welt, durch die Schlüsse seiner Vernunft irre geführt. Balboa, fast 10 Jahre später, war der erste, der die Bahn der Reisen aus dem atlantischen in das große Südmeer betrat, nicht aber zu Schiffe, sondern auf einer mühseligen Fußreise zu Lande, durch den Isthmus von Darien; erst im J. 1520 unter König Karl fand Magelhan (von Geburt ein Portugiese) den geraden Durchgang aus dem einen Meer ins andre, fern in Süden; der um die Nordküste des amerikanischen Festlandes herum ist mehr denn 300 Jahre später von kühnen Seefahrern, unter unendlichen Mühseligkeiten zwar abgesteckt, noch aber nicht gebahnt worden. Doch, wer konnte zur damaligen Zeit es ahnen, daß die Festländer der neuen Welt ein solches ungeheuer weit ausgedehntes, zusammenhängendes Ganze bildeten. Columbus theilte seinen Plan, den für ungleich leichter gehaltnen Durchgang der Meere nach Ostindien zu finden, dem spanischen Hofe mit und fand hier Eingang, man rüstete für ihn vier Schiffe, freilich von sehr übler Beschaffenheit aus, mit ihnen fuhr er am 9. Mai 1502 aus dem Hafen von Cadix ab.

12) Des Columbus letzte Fahrt und sein Lebensende.

Das eine jener vier Schiffe, welche man dem Admiral zu seiner Verfügung gestellt hatte, war ein so schlechter Segler, daß derselbe beschloß es in Domingo (Hayti), wo deren viele, der Regierung gehörige im Hafen lagen, gegen ein besseres

umzutauschen. Er kam an die Insel, deren Entdeckung und Besitznahme für Spanien sein Werk war, aber der nunmehrige Vizekönig Ovando verweigerte ihm sogar die Einfahrt in den Hafen, und noch mehr den Austausch des Schiffes; Columbus mußte mit seinem kleinen Geschwader außen auf der Rhede liegen bleiben. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade um jene Zeit, in welcher der Admiral in die Nähe von San Domingo kam, eine Flotte von dort im Auslaufen begriffen war, mit welcher der gewaltthätige Bovadilla nach Spanien zurückkehren sollte. Dieser hatte nicht mit leerer Hand vor seinem Könige erscheinen wollen und in der That das Glück hatte ihn in seiner Absicht auf merkwürdige Weise unterstützt; es war während der Zeit seiner Verwaltung eine große Menge Goldes erbeutet worden. Namentlich hatte ein Indianerweib in einem Gießbach einen Klumpen dieses edlen Metalles gefunden, dessen Gewicht dreitausend sechshundert Castellanas (720 Mark) betrug und durch die Erpressungen von den Bewohnern der neu eroberten Districte war viel gewonnen worden. Auf dem größesten und besten der Schiffe befanden sich, außer dem abgesetzten Gouverneur die vornehmsten jener Männer, welche bei dem ungerechten Verfahren gegen Columbus betheiligt gewesen waren oder die bei den früheren Aufständen sich verdächtig gemacht hatten, und diesem Schiffe hatte man auch die für den königlichen Schatz bestimmten Goldmassen so wie das ansehnliche, gerade nicht auf bestem Wege erworbene Privatvermögen der vornehmen Passagiere anvertraut. Dagegen war das Eigenthum des Columbus, welches nach königlichem Ausspruch diesem wiedererstattet werden mußte, bestehend in viertausend Goldstücken, auf dem schlechtesten und kleinsten Fahrzeuge der ganzen ansehnlichen Flotte eingeschifft worden.

Während der Admiral noch in der Nähe des Hafens sich befand, aus welchem man ihn in so harter Weise hinauswies, bemerkte er, der vielerfahrene, mit der Natur des dortigen Himmelsstriches vertraute Seemann, daß der Ausbruch eines jener furchtbaren Orkane nahe sey, welche zuweilen das Meer der Antillen in Aufruhr setzen. Er hielt es für seine Pflicht den Gouverneur so wie die Capitäne der Flotte, welche bereits die Anker zur Abfahrt lichtete, auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, der sie sich aussetzten, wenn sie gerade jetzt den sichren Hafen verließen. Die aber, von deren Befehl das Auslaufen der Flotte abhieng, achteten nicht auf den wohlgemeinten Rath, sie spotteten des Admirals wie eines alten Träumers, denn ein günstiger Wind vom Lande her schwellte die Segel und führte die Flotte in geflügelter Eile in das Meer hinaus. Er aber, Columbus kannte die Bedeutung dieses Windes, bei einem, mit zerrissenem Gewölk bedeckten Himmel; statt demselben seine Fahrzeuge zu vertrauen, steuerte er ihm vielmehr entgegen, hielt sich auf seiner Weiterfahrt so nahe als möglich an die Küste, weil er wußte, daß die Richtung des Orkanes von Norden her über das Land kommen, die Nähe von diesem mithin einen Schutz gegen denselben gewähren werde. In der zweiten Nacht gieng die Voraussage des Admirals in Erfüllung. Ein Sturm, dessen wirbelnde Bewegung die Bäume entwurzelte, das Meer, bis tief unter seine Oberfläche hinab aufwühlte, kam über das Land her; des Columbus Schiff, das sich am nächsten zur Küste gehalten, litt verhältnißmäßig am wenigsten, mehr aber die andren drei, die sich aus Furcht im Dunkel der Nacht zu scheitern, etwas weiter vom Land entfernt hatten, doch entgiengen alle vier der drohenden Gefahr. Ein andres Loos dagegen traf die spanische Flotte, die sich so zur Un-

zeit aufs Meer gewagt hatte. Jenes vornehmſte Schiff, welches die reichſten Schätze und den geweſenen Gouverneur an Bord führte, ward von den Wogen verſchlungen, Bovadilla, Roldan und eine große Zahl der erbittertſten Feinde und vormaligen Bedränger des Columbus, fanden ihren Tod in den Wellen. Sie waren dem richterlichen Verhör, das ihrer in Spanien wartete, mit getroſtem Muth entgegen gegangen, denn ſie wußten, daß Jeder, der des Admirals Feind war, dem allvermögenden Fonſeca als Freund gelte, hier aber hatte ſie ein andres Gericht ereilt, aus welchem keine Gunſt und Verwendung eines Fonſeca ſie retten konnte. Außer dem Admiralſchiff der Flotte waren in dem Sturme noch mehrere Fahrzeuge zu Grunde gegangen; andre kehrten in höchſt beſchädigtem Zuſtande zu dem Hafen von Domingo zurück und nur eines, das ſchwächſte und geringſte von allen, daſſelbe dem man das Eigenthum des Columbus anvertraut hatte, war ſo unbeſchädigt geblieben, daß es ſeine Fahrt ungehemmt nach Spanien fortſetzen konnte. Ein Ereigniß, in welchem der fromme, edle Las Caſas das Walten jener höheren Hand erkennt, welche nicht ſelten ſchon auf Erden der gekränkten Unſchuld ihr Recht ſpricht.

Der Admiral, nachdem ſeine Schiffe wieder in beſtmöglichen Stand geſetzt worden, ſteuerte, zuletzt mit günſtigem Wind, nach Südweſten und landete am 30ten Juli an der kleinen, verhältnißmäßig reich bevölkerten Inſel Bonacca (Guanacha), welche an der Nordküſte von Honduras liegt. Die Bewohner dieſer Inſel zeichneten ſich vor allen Indianern, die er bisher in der neuen Welt geſehen, durch einen höheren Grad der geſelligen Bildung und äußren Geſittung aus. Die Frauen trugen Mäntel, auch die Männer waren mit einem Gewand um die Hüften bekleidet, man

ſahe bei ihnen Beile und andre Geräthſchaften von Kupfer, zierliche irdene Geſchirre, Waffen von höhrer Vollkommenheit, Boote, zwar auch von ausgehöhlten Baumſtämmen, dabei aber von ungemeiner Größe und gleich den venezianiſchen Gondeln mit einem Dach (von geflochtnen Palmenblättern) überdeckt. Dieſe Indianer zeigten den Spaniern und ihren Fahrzeugen gegenüber weder Furcht noch ſonderliche Verwunderung. So weit man ſich mit ihnen verſtändigen konnte, erfuhr man von denſelben, daß gegen Weſten hin ein Land ſich finde, bewohnt von einem mächtigen, reichen, kunſtverſtändigen Volke; der Kazike der Inſel rieth dem Admiral dorthin zu ſegeln. Hätte doch der treffliche Seemann dieſen guten Rath befolgt, dann wäre er, begünſtigt von beſtändigem Oſtwind in einem oder zwei Tagen nach Yucatan gekommen; der Entdeckung dieſes reichen Landſtriches hätte ſich ohnfehlbar die von Mexico und der andern reichen Landſtriche von Neuſpanien angeſchloſſen; auf die letzten Lebenstage des großen Entdeckers der neuen Welt wäre noch ein Glanz des Ruhmes und der Freude gefallen, welche für viele jener Leiden, die ihn vorher betroffen, ihn entſchädigt hätten. Er aber hielt ſich durch das Verſprechen, das er ſeinem Hof gegeben, den kürzeſten Weg nach Indien, mittelſt einer von ihm vorausgeſetzten Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meer in das vermeintlich indiſche zu finden, für gebunden; er verließ die Bahn der folgenreichſten Entdeckungen und ſteuerte gegen Oſten längs der Küſte von Honduras hin. Der Oſtwind, welcher der Fahrt gerade entgegen war, machte dieſe im höchſten Grade beſchwerlich und langwierig; man hatte 40 Tage gebraucht, um einen Weg von nur etwa 70 Seemeilen zurückzulegen, dabei hatte den Admiral ſein altes Leiden: die Gicht aufs Krankenlager geworfen und ihn mit ſolcher Heftigkeit ergriffen, daß er

ſein nahes Ende erwartete. Endlich hatte man am 14. September jenes öſtliche Ende des Landes erreicht, bei welchem die Küſte auf einmal nach Süden ſich umbeugt; der Admiral, welcher nun von einem friſchen Seitenwind für die Weiterfahrt begünſtigt, von neuem auflebte, gab dem dortigen Vorgebirge den Namen „Gott ſey Dank" (Gracias a Dios), den daſſelbe noch jetzt führt. Die Mosquitoküſte bot den Reiſenden nur wenig Beachtenswerthes dar; in den erſten Tagen des Octobers liefen die Schiffe in eine Bucht der kleinen, fruchtbaren Inſel Cariari ein, wo man ſich Zeit ließ zur Ausbeſſerung der Fahrzeuge und zur Erquickung des meeresmüden Schiffsvolkes. Ein höheres Intereſſe gewann für die Spanier die Fahrt, als ſie an der Coſta ricca hin bei den dortigen Eingebornen eine ſolche Menge und ſo große goldne Zierrathen fanden, als ſie bis dahin noch bei keinem andren Stamm der Indianer geſehen. Goldplatten im Gewicht von mehr denn 10, andre roh gearbeitete Geſchmeide von mehr denn 20 Ducaten Gewicht, waren bei dieſem Volk etwas ziemlich Gewöhnliches. Die Gefährten des Columbus hätten hier gern einen Tauſchhandel angeknüpft, welcher wohl nirgends vortheilhafter hätte ausfallen können, ihm aber, dem trefflichen Manne lag nur der eine Gedanke an, das Ziel ſeiner diesmaligen Fahrt: den Durchgang zu finden, der auf kürzeſtem Wege ihn nach Indien führen ſollte. Es war als wollten alle Elemente ihn von dieſem vergeblichen Verſuch zurückſchrecken, denn noch auf keiner andren Fahrt hatte er ſo viel mit Stürmen, widrigen Winden und Windſtillen, mit dem Wechſel zwiſchen niederſtrömenden Regengüſſen und den glühend heißen Sonnenſtrahlen zu kämpfen gehabt als auf dieſer, dabei hatten die Schiffsbohrwürmer ſeine Fahrzeuge durchlöchert, der mitgenommene Proviant war entweder ganz

verdorben, oder, wie namentlich der Schiffszwieback so von Würmern durchdrungen, daß man ihn, um den natürlichen Abscheu vor solcher Kost zu überwinden, nur im Dunkeln, ungesehen genießen konnte. Endlich, noch etwas östlich jenseits Porto bello, an der Landenge von Darien mußte Columbus die Erreichung jenes gehofften Zieles aufgeben, womit er dem Werk seines Lebens hatte die Krone aufsetzen wollen. Aber ein andres, wenn auch nicht für seinen persönlichen Ruhm, dennoch für das königliche Haus, dem seine Dienste gewidmet waren, sehr vielversprechendes Ziel lag ihm näher, dies war die genauere Erforschung und die Besitznahme der goldreichen Costa ricca, namentlich der Gegend von Veragua, welche er auf seiner Herfahrt nur im Vorübergehen gesehen hatte. Abermals nur nach unerhörter, furchtbarer Anstrengung, denn auf der Herfahrt an der Küste hatte der Ostwind sie gehemmt, auf der Rückkehr hatten sie mit stürmischen Westwinden zu kämpfen, konnten die so vielfach schadhaft gewordenen Fahrzeuge in die Mündung eines Flußes einlaufen, welche ganz nahe bei der Veragua-Mündung lag. Es geschahe dies am h. Dreikönigstage 1503; zur Erinnerung des Besuches der Weisen an der Krippe, nannte Columbus den Fluß, an dessen Ufern er gelandet hatte, Belen oder Bethlehem. Das Volk der Umgegend war kein so zahmes, friedliebendes, als die Bewohner von Hayti; ein instinctartiges Vorgefühl regte sie zum kriegerischen Widerstand gegen die Fremden von niegesehener Art auf, doch ließen sie, nachdem sie die Ueberlegenheit der Weißen erkannt, auf einige Zeit sich begütigen und zu einer Art von friedlichem Verkehr bewegen. Es wurden jetzt außer den Lebensmitteln, daran die Mannschaft so lange Mangel gelitten, das reineste Gold, theils zu Platten verarbeitet, theils im rohen Zustand in so bedeutender Menge zu den Schiffen

OXFORD-LOR INST.

gebracht, daß Columbus in seinem Reisebericht behauptet, er habe während der ganzen vier Jahre seines Aufenthaltes in Hispaniola oder Hayti nicht so viel Gold zu sehen bekommen als ihm bereits während den ersten Tagen seines Aufenthaltes im District von Veragua zu Gesicht gekommen sey. Dazu kam der günstige Bericht, welchen Bartholomäus Columbus von mehreren seiner kühnen Streifzüge in das Land über den ganz außerordentlich reichen Goldgehalt des Bodens erstattete; ein Bericht, welcher unmittelbar durch den Augenschein bestätigt wurde, indem jeder der Begleiter eine bedeutende Menge Waschgold mit sich brachte, welches er sogar von den Wurzeln der in der Nähe des Wassers stehenden Bäume gesammelt hatte. Die Aussage von einem mächtigen, hochgebildeten Staate in der Nachbarschaft (vielleicht war es Peru, von welchem das Gerücht bis hierher gedrungen) wiederholte sich, so weit man mit dem Volk des Landes sich verständigen konnte, auch hier.

Noch einmal erwachte bei dieser Gelegenheit in dem großen Columbus das Sehnen, sich auf Erden eine Hütte zu bauen. Sein Plan knüpfte sich abermals durch den goldnen Faden seiner noch immer jugendlichen Phantasie an den ihn beständig beherrschenden Gedanken von Jerusalems vormaliger und künftig vielleicht wiederkehrender Herrlichkeit an. Er erinnerte sich in des Josephus jüdischen Alterthümern die Behauptung gelesen zu haben, daß König Salomo jene Massen des Goldes, die er zum Tempelbau verwendete, aus den Bergwerken der aurea Chersonesus erhalten habe. Welche Gegend der Erde, so schloß er aus seinen noch unvollkommenen geographischen Ansichten, konnte anders von dem jüdischen Alterthumsforscher gemeint seyn als hier die von Veragua! Aus seinem Paradies in Hayti hatte man ihn vertrieben, was konnte ihn hindern

sich hier, in der aurea Chersonesus ein neues zu begründen! Der Plan war kaum in ihm entstanden, da schritt er auch schon zur Ausführung desselben. Er ließ eine kleine Niederlassung von mehreren hölzernen Häusern anlegen; achtzig Mann unter dem Befehl seines Bruders Bartholomäus sollten hier zurückbleiben, er selber wollte nach Spanien segeln, um von da eine Verstärkung an Mannschaft und andre nöthige Hülfsmittel zu holen.

Eine solche Colonie, unter der Aufsicht des einsichtsvollen, strengen Bartholomäus hätte allerdings in Hayti, wie dieses anfangs war, sich halten können, nicht aber unter dem kriegerischen Volk von Veragua. Der mächtige und tapfere Kazike Quibian sahe mit Unmuth, wie diese Fremdlinge in seinem Gebiet sich festsetzen wollten. Einem Gewaltstreich, den er, an der Spitze seines Volkes zur Vernichtung der Spanier ausführen wollte, kam zwar Bartholomäus durch einen ähnlichen, von seiner Seite entgegen, indem er diesen gefährlichen Feind durch schnellen Ueberfall mit einem großen Theil seiner Familie gefangen nahm, aber der Kazike entkam aus dieser Haft und während Columbus schon die Anker gelichtet und den Hafen verlassen hatte, brach über seine zurückgebliebenen Colonisten eine so furchtbare Streitmacht der Indianer herein, daß mehrere von diesen dem unerwarteten Anfall erlagen, die andren aber den Admiral flehentlich baten sie aus der sichren Todesgefahr zu retten und auf seinen gebrechlichen Fahrzeugen sie mitzunehmen.

Als Columbus gegen Ende des April 1503 die Ufergegend von Veragua, an welcher seine letzte Hoffnung ihm zu Grabe gegangen, verlassen hatte, konnte er sich dennoch nicht entschließen, von dem Versuch abzustehen, das an die Costa ricca angränzende Küstenland und seine Lage genauer zu erforschen. Er steuerte deshalb noch weiter nach Südost

an der Landenge bis in die Nähe des Golfs von Darien hin und hielt diese Richtung bis zum ersten Mai ein, wo ihn endlich das gewaltthätige Widerstreben seines Schiffsvolkes und der ungemeine Nothstand seiner Fahrzeuge zwangen, der Heimfahrt ernstlich zu gedenken. Ohnehin war von diesen Fahrzeugen nur noch die Hälfte vorhanden, denn das eine war bei der beabsichtigten Niederlassung im Belemflusse als Wrack zurückgeblieben, ein andres hatte man auf der weitren Fahrt, weil es ganz von Bohrwürmern zerfressen war, verlassen müssen. Aber auch die zwei noch übrigen konnte man nur noch durch unabläßiges Auspumpen, bei Tage wie bei Nacht über dem Wasser halten und als endlich am St. Johannisfest 1503 dieser Lauf durch beständige Gefahren an der Küste von Jamaica sein Ende erreichte, da ließ der Admiral beide Schiffe, die nichts mehr waren als ein unbrauchbares Wrack auf den Grund auflaufen, wobei sogleich die ganzen Räume sich mit Wasser bis zum Verdeck anfüllten, auf dessen Vorder- und Hintertheil man Kajüten errichtete, zum Wohnort und als Vertheidigungsposten gegen die Schaaren der Indianer, mit denen damals die Insel bevölkert war. So waren Columbus und seine Gefährten als Schiffbrüchige, in trostlosem Zustand auf eine Insel verschlagen worden, auf der sich kein Mittel zur Weiterfahrt ihnen darbot. Der Vorrath an Lebensmitteln, der aus der nächsten Umgegend kam, reichte nicht für die täglichen Bedürfnisse der Mannschaft aus; da wagte es der kühne Diego Mendez zuerst mit drei Begleitern, dann allein die Insel nach allen Seiten zu durchstreifen und mit den Kaziken der verschiedenen Districte so wie mit ihren Bewohnern einen Verkehr anzuknüpfen, in dessen Folge jetzt eine ausreichende Menge von Eßwaaren zu den Schiffen gebracht wurde. Mendez hatte auf dieser Wanderung auch ein verhältniß-

mäßig anſehnliches Indianerboot von einem der Kaziken erkauft, in dieſem ausgehöhlten Baumſtamm unternahm der treugeſinnte, unerſchrockene Mann die Fahrt nach Hiſpaniola, um dem Ovando die Gefahr ſeiner Landsleute ans Herz zu legen und ihn um Hülfe zu bitten. Mit ihm giengen ein Italiener Fieschi und 6 Indianer als Ruderer. Zehn Tage brachte die kleine Geſellſchaft auf dem Meere zu, einige der Indianer waren ſchon der Anſtrengung und dem Durſt erlegen, da landeten ſie endlich an der erſehnten Inſel. Aber es vergiengen Monate nach Monaten und die erwartete Hülfe kam dem Columbus nicht. Da empörte ſich ein großer Theil des Schiffsvolkes gegen den krank darniederliegenden Mann, und es war abermals ein Menſch, den Columbus mit ſeinen Wohlthaten groß gezogen hatte, ein Kaſtillaner aus adeligem Geſchlecht, Francisco de Porras, der gegen ſeinen Wohlthäter als erbittertſter Feind auftrat. Der Admiral hatte dieſem Undankbaren die Capitänsſtelle eines der Fahrzeuge anvertraut; in ſolcher Stellung ſo wie durch ſeinen Stand hatte ſich derſelbe einen großen Anhang unter ſeinen Landsleuten erworben. Dieſer Porras ſtund an der Spitze der Meuterei, an welcher 48 Mann, zum großen Theil noch die geſündeſten und ſtärkſten des Volkes Theil nahmen. Die Aufrührer bemächtigten ſich der zehn Indianerböte, welche der Admiral von den Inſulanern erkauft hatte, fuhren zuerſt längs der Küſte bis zum öſtlichen Ende der Inſel hin, landeten oft auf dieſer Fahrt und betrugen ſich überall gegen die Eingebornen als grauſame Raubmörder. Sie verſuchten es dann auf ihren Canoes die Heimreiſe anzutreten, ſtunden aber bald furchtſam von dieſem Unternehmen ab, kehrten abermals auf die Inſel zurück, die ſie nach allen Richtungen wie eine Bande von Dieben und Mördern durchſtreiften und an den harmloſen Bewohnern alle blutige Gräuel der

Seemann aus des Columbus Schule eine Fahrt in das Meer des Südens nur wenige Monate nachher unternommen und glücklich ausgeführt. Dies war Vinzent Pinzon, ein Bruder des bei der Beschreibung der ersten Fahrt öfter erwähnten, in seinen Fehltritten bedauernswürdigen Alonzo Pinzon aus Palos. Auch Vinzent hatte auf jener ersten Fahrt den Admiral begleitet und jetzt gesellten sich zu ihm mehrere wackre Seeleute, welche die dritte Reise des Columbus nach der Küste von Paria mitgemacht hatten. Vier Fahrzeuge, durch Privatleute, frei und unabhängig von allen Vorschriften der Regierung ausgerüstet, stunden dem Alonzo Pinzon zu Gebote; er beschloß gleich anfangs nicht auf dem bisher betretnen Wege der bekannten Entdeckungen zu bleiben, sondern eine neue Bahn, in das Gebiet des Unbekannten sich zu brechen. Im December 1499 war er, von den Capverdischen Inseln noch immer weiter nach Südwesten steuernd, in eine Gegend gekommen, wo der Polarstern nicht mehr sichtbar ist. Ein furchtbarer Sturm hatte ihn noch weiter nach Süden verschlagen. Als die Nächte wieder heiter wurden, sahe man sich um nach einem Stern, den man gerade in Süden, dem Nordpolarstern entgegenstehend vorausgesetzt hatte; es erschien nirgends ein solcher am Himmel, man dachte (wie selbst Columbus diesem wunderlichen Gedanken sich hingab) an eine höher ansteigende Krümmung, im Umfang der Erdkugel, wodurch der Südpol der Himmelskugel dem Auge entzogen werde. Dennoch, eines solchen Leitsternes beraubt, setzte Pinzon den Lauf noch weiter nach Südwesten fort, erreichte gegen Ende des Jahres 1500 die Küste von Brasilien und die Mündungen des Amazonenstromes und nahm, im Namen seines Königes von Spanien, das Land in Besitz, welches dennoch nach dem Vertrag, welcher nach S. 248 zwischen

den Beherrschern des spanischen und portugiesischen Thrones abgeschlossen war, weil die Küste von Brasilien innerhalb der Gränze von 370 Seemeilen, westwärts Ferro sich befand, später der portugiesischen Krone zugesprochen wurde. Nach Pinzon gieng auch, aus dem kleinen Palos, durch Columbus erste Fahrt so berühmt geworden, ein gewisser Diego Lepe auf Entdeckungen aus und kam auf seiner Seereise noch weiter nach Süden als Vinzent Pinzon, während Rodrigo Bastides aus Sevilla in demselben Jahre an der Küste der Landenge, welche den Norden und Süden des amerikanischen Festlandes vereint, wenigstens für die Erdkunde gewinnreiche Entdeckungen gemacht hatte. So waren aus der Schule des einen großen, kühnen Seemannes: des Columbus andre Männer hervorgegangen, welche mit ihm zugleich die ersten Grundsteine gelegt hatten zu jenem großen und dennoch menschlich ohnmächtigen Weltreiche der spanischen Herrscher, in dessen Gränzen die Sonne niemals untergieng.

Aber auch andre Nationen, außer der spanischen, hatten seit der Verbreitung der Kunde von Columbus Entdeckungen, an dem großen Wettlaufe der Fahrten über das atlantische Meer Theil genommen. Sebastian Cabot, von Geburt ein Venezianer, hatte im Dienst Heinrich VII von England, im Jahr 1497 den Versuch gewagt eine nordwestliche Durchfahrt nach dem reichen Wunderland Indien zu finden. Er entdeckte auf diesem Wege Neufoundland, fuhr zuerst nordwärts bis an die Küsten von Labrador, unter dem 56. Grad der Breite, dann südwärts bis an Florida, ohne die gesuchte Durchfahrt, die dort nicht vorhanden ist, zu finden. Dennoch war diese Entdeckungsreise nach dem nördlichen Amerika, obgleich auf ihr keine Schätze an Gold, an Perlen und Edelsteinen erbeutet wurden, ein vorbildliches Anzeichen

jenes bedeutenden Einflusses, welchen England in nachfolgender Zeit auf den nördlichen Theil der neuen Welt gewinnen sollte.

Cabots Entdeckungen waren nicht geeignet die Eifersucht des Königes Ferdinand von Spanien zu reizen, wohl aber vermochten dies jene glücklichen, gewinnreichen Seefahrten, durch welche es endlich dennoch, nach vieljährigem Bemühen den Portugiesen gelungen war, den Weg um Südafrika herum, nach Ostindien aufzufinden. Vasco de Gama, der erste der diese Bahn gebrochen, war zwar am 29. Aug. 1499 ohne sonderliche Ausbeute aus Ostindien nach Portugal zurückgekehrt, aber schon Pedro Alvarez Cabral, der am 8. März 1500 mit dreizehn Schiffen abgesegelt war, auf dieser Fahrt Brasilien für Portugal in Besitz genommen, am 13. Sept. Calicut erreicht hatte, brachte aus Indien eine so reiche Ladung an Gewürzen, so große Ausbeute an Gold, Perlen und Edelsteinen mit sich, daß kein Gewinn, den die spanischen Seefahrer auf ihren Reisen nach der neuen Welt bis dahin gemacht hatten, dem gleich kam, welchen Indien schon nach dem Ergebniß dieser ersten, glücklich gelungenen Handelsreise darzubieten schien. Cabral war am 23. Juni 1501 nach Portugal zurückgekehrt; seine und des ihn begleitenden Schiffsvolkes Berichte über die unermeßlichen Reichthümer und Herrlichkeiten Indiens giengen von Mund zu Mund, sie waren ein Gegenstand der Tagesgespräche selbst am Hofe des Königes Ferdinand und der geistreichen Königin Isabella. Da erwachte in Columbus das edle Verlangen nach dem Siegespreis all seiner bisherigen Arbeiten und Mühen. Andre waren, so dachte er, auf solchem Umwege nach Indien vorgedrungen und er, welcher auf dem geraderen Wege diesem Ziel schon so nahe gekommen, sollte von dem Laufe nach demselben abstehen?

Aus den Erfahrungen, die er auf seiner dritten Fahrt gemacht hatte, glaubte er mit Sicherheit auf das Vorhandenseyn einer Durchfahrt nach Westen in der Gegend der Landenge von Darien schließen zu dürfen, auf welcher man in kürzester Linie nach Indien gelangen könne. Wie weit ward damals, der große Entdecker der neuen Welt, durch die Schlüsse seiner Vernunft irre geführt. Balboa, fast 10 Jahre später, war der erste, der die Bahn der Reisen aus dem atlantischen in das große Südmeer betrat, nicht aber zu Schiffe, sondern auf einer mühseligen Fußreise zu Lande, durch den Isthmus von Darien; erst im J. 1520 unter König Karl fand Magelhan (von Geburt ein Portugiese) den geraden Durchgang aus dem einen Meer ins andre, fern in Süden; der um die Nordküste des amerikanischen Festlandes herum ist mehr denn 300 Jahre später von kühnen Seefahrern, unter unendlichen Mühseligkeiten zwar abgesteckt, noch aber nicht gebahnt worden. Doch, wer konnte zur damaligen Zeit es ahnen, daß die Festländer der neuen Welt ein solches ungeheuer weit ausgedehntes, zusammenhängendes Ganze bildeten. Columbus theilte seinen Plan, den für ungleich leichter gehaltnen Durchgang der Meere nach Ostindien zu finden, dem spanischen Hofe mit und fand hier Eingang, man rüstete für ihn vier Schiffe, freilich von sehr übler Beschaffenheit aus, mit ihnen fuhr er am 9. Mai 1502 aus dem Hafen von Cadix ab.

12) Des Columbus letzte Fahrt und sein Lebensende.

Das eine jener vier Schiffe, welche man dem Admiral zu seiner Verfügung gestellt hatte, war ein so schlechter Segler, daß derselbe beschloß es in Domingo (Hayti), wo deren viele, der Regierung gehörige im Hafen lagen, gegen ein besseres

umzutauschen. Er kam an die Insel, deren Entdeckung und Besitznahme für Spanien sein Werk war, aber der nunmehrige Vizekönig Ovando verweigerte ihm sogar die Einfahrt in den Hafen, und noch mehr den Austausch des Schiffes; Columbus mußte mit seinem kleinen Geschwader außen auf der Rhede liegen bleiben. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade um jene Zeit, in welcher der Admiral in die Nähe von San Domingo kam, eine Flotte von dort im Auslaufen begriffen war, mit welcher der gewaltthätige Bovadilla nach Spanien zurückkehren sollte. Dieser hatte nicht mit leerer Hand vor seinem Könige erscheinen wollen und in der That das Glück hatte ihn in seiner Absicht auf merkwürdige Weise unterstützt; es war während der Zeit seiner Verwaltung eine große Menge Goldes erbeutet worden. Namentlich hatte ein Indianerweib in einem Gießbach einen Klumpen dieses edlen Metalles gefunden, dessen Gewicht dreitausend sechshundert Castellanas (720 Mark) betrug und durch die Erpressungen von den Bewohnern der neu eroberten Districte war viel gewonnen worden. Auf dem größesten und besten der Schiffe befanden sich, außer dem abgesetzten Gouverneur die vornehmsten jener Männer, welche bei dem ungerechten Verfahren gegen Columbus betheiligt gewesen waren oder die bei den früheren Aufständen sich verdächtig gemacht hatten, und diesem Schiffe hatte man auch die für den königlichen Schatz bestimmten Goldmassen so wie das ansehnliche, gerade nicht auf bestem Wege erworbene Privatvermögen der vornehmen Passagiere anvertraut. Dagegen war das Eigenthum des Columbus, welches nach königlichem Ausspruch diesem wiedererstattet werden mußte, bestehend in viertausend Goldstücken, auf dem schlechtesten und kleinsten Fahrzeuge der ganzen ansehnlichen Flotte eingeschifft worden.

Während der Admiral noch in der Nähe des Hafens sich befand, aus welchem man ihn in so harter Weise hinauswies, bemerkte er, der vielerfahrene, mit der Natur des dortigen Himmelsstriches vertraute Seemann, daß der Ausbruch eines jener furchtbaren Orkane nahe sey, welche zuweilen das Meer der Antillen in Aufruhr setzen. Er hielt es für seine Pflicht den Gouverneur so wie die Capitäne der Flotte, welche bereits die Anker zur Abfahrt lichtete, auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, der sie sich aussetzten, wenn sie gerade jetzt den sichren Hafen verließen. Die aber, von deren Befehl das Auslaufen der Flotte abhieng, achteten nicht auf den wohlgemeinten Rath, sie spotteten des Admirals wie eines alten Träumers, denn ein günstiger Wind vom Lande her schwellte die Segel und führte die Flotte in geflügelter Eile in das Meer hinaus. Er aber, Columbus kannte die Bedeutung dieses Windes, bei einem, mit zerrissenem Gewölk bedeckten Himmel; statt demselben seine Fahrzeuge zu vertrauen, steuerte er ihm vielmehr entgegen, hielt sich auf seiner Weiterfahrt so nahe als möglich an die Küste, weil er wußte, daß die Richtung des Orkanes von Norden her über das Land kommen, die Nähe von diesem mithin einen Schutz gegen denselben gewähren werde. In der zweiten Nacht gieng die Voraussage des Admirals in Erfüllung. Ein Sturm, dessen wirbelnde Bewegung die Bäume entwurzelte, das Meer, bis tief unter seine Oberfläche hinab aufwühlte, kam über das Land her; des Columbus Schiff, das sich am nächsten zur Küste gehalten, litt verhältnißmäßig am wenigsten, mehr aber die andren drei, die sich aus Furcht im Dunkel der Nacht zu scheitern, etwas weiter vom Land entfernt hatten, doch entgiengen alle vier der drohenden Gefahr. Ein andres Loos dagegen traf die spanische Flotte, die sich so zur Un-

zeit aufs Meer gewagt hatte. Jenes vornehmste Schiff, welches die reichsten Schätze und den gewesenen Gouverneur an Bord führte, ward von den Wogen verschlungen, Bovadilla, Roldan und eine große Zahl der erbittertsten Feinde und vormaligen Bedränger des Columbus, fanden ihren Tod in den Wellen. Sie waren dem richterlichen Verhör, das ihrer in Spanien wartete, mit getrostem Muth entgegen gegangen, denn sie wußten, daß Jeder, der des Admirals Feind war, dem allvermögenden Fonseca als Freund gelte, hier aber hatte sie ein andres Gericht ereilt, aus welchem keine Gunst und Verwendung eines Fonseca sie retten konnte. Außer dem Admiralschiff der Flotte waren in dem Sturme noch mehrere Fahrzeuge zu Grunde gegangen; andre kehrten in höchst beschädigtem Zustande zu dem Hafen von Domingo zurück und nur eines, das schwächste und geringste von allen, dasselbe dem man das Eigenthum des Columbus anvertraut hatte, war so unbeschädigt geblieben, daß es seine Fahrt ungehemmt nach Spanien fortsetzen konnte. Ein Ereigniß, in welchem der fromme, edle Las Casas das Walten jener höheren Hand erkennt, welche nicht selten schon auf Erden der gekränkten Unschuld ihr Recht spricht.

Der Admiral, nachdem seine Schiffe wieder in bestmöglichen Stand gesetzt worden, steuerte, zuletzt mit günstigem Wind, nach Südwesten und landete am 30ten Juli an der kleinen, verhältnißmäßig reich bevölkerten Insel Bonacca (Guanacha), welche an der Nordküste von Honduras liegt. Die Bewohner dieser Insel zeichneten sich vor allen Indianern, die er bisher in der neuen Welt gesehen, durch einen höheren Grad der geselligen Bildung und äußren Gesittung aus. Die Frauen trugen Mäntel, auch die Männer waren mit einem Gewand um die Hüften bekleidet, man

ſahe bei ihnen Beile und andre Geräthſchaften von Kupfer, zierliche irdene Geſchirre, Waffen von höhrer Vollkommenheit, Boote, zwar auch von ausgehöhlten Baumſtämmen, dabei aber von ungemeiner Größe und gleich den venezianiſchen Gondeln mit einem Dach (von geflochtnen Palmenblättern) überdeckt. Dieſe Indianer zeigten den Spaniern und ihren Fahrzeugen gegenüber weder Furcht noch ſonderliche Verwunderung. So weit man ſich mit ihnen verſtändigen konnte, erfuhr man von denſelben, daß gegen Weſten hin ein Land ſich finde, bewohnt von einem mächtigen, reichen, kunſtverſtändigen Volke; der Kazike der Inſel rieth dem Admiral dorthin zu ſegeln. Hätte doch der treffliche Seemann dieſen guten Rath befolgt, dann wäre er, begünſtigt von beſtändigem Oſtwind in einem oder zwei Tagen nach Yucatan gekommen; der Entdeckung dieſes reichen Landſtriches hätte ſich ohnfehlbar die von Mexico und der andern reichen Landſtriche von Neuſpanien angeſchloſſen; auf die letzten Lebenstage des großen Entdeckers der neuen Welt wäre noch ein Glanz des Ruhmes und der Freude gefallen, welche für viele jener Leiden, die ihn vorher betroffen, ihn entſchädigt hätten. Er aber hielt ſich durch das Verſprechen, das er ſeinem Hof gegeben, den kürzeſten Weg nach Indien, mittelſt einer von ihm vorausgeſetzten Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meer in das vermeintlich indiſche zu finden, für gebunden; er verließ die Bahn der folgenreichſten Entdeckungen und ſteuerte gegen Oſten längs der Küſte von Honduras hin. Der Oſtwind, welcher der Fahrt gerade entgegen war, machte dieſe im höchſten Grade beſchwerlich und langwierig; man hatte 40 Tage gebraucht, um einen Weg von nur etwa 70 Seemeilen zurückzulegen, dabei hatte den Admiral ſein altes Leiden: die Gicht aufs Krankenlager geworfen und ihn mit ſolcher Heftigkeit ergriffen, daß er

ſein nahes Ende erwartete. Endlich hatte man am 14. September jenes öſtliche Ende des Landes erreicht, bei welchem die Küſte auf einmal nach Süden ſich umbeugt; der Admiral, welcher nun von einem friſchen Seitenwind für die Weiterfahrt begünſtigt, von neuem auflebte, gab dem dortigen Vorgebirge den Namen „Gott ſey Dank" (Gracias a Dios), den daſſelbe noch jetzt führt. Die Mosquitoküſte bot den Reiſenden nur wenig Beachtenswerthes dar; in den erſten Tagen des Octobers liefen die Schiffe in eine Bucht der kleinen, fruchtbaren Inſel Cariari ein, wo man ſich Zeit ließ zur Ausbeſſerung der Fahrzeuge und zur Erquickung des meeresmüden Schiffsvolkes. Ein höheres Intereſſe gewann für die Spanier die Fahrt, als ſie an der Coſta ricca hin bei den dortigen Eingebornen eine ſolche Menge und ſo große goldne Zierrathen fanden, als ſie bis dahin noch bei keinem andren Stamm der Indianer geſehen. Goldplatten im Gewicht von mehr denn 10, andre roh gearbeitete Geſchmeide von mehr denn 20 Ducaten Gewicht, waren bei dieſem Volk etwas ziemlich Gewöhnliches. Die Gefährten des Columbus hätten hier gern einen Tauſchhandel angeknüpft, welcher wohl nirgends vortheilhafter hätte ausfallen können, ihm aber, dem trefflichen Manne lag nur der eine Gedanke an, das Ziel ſeiner diesmaligen Fahrt: den Durchgang zu finden, der auf kürzeſtem Wege ihn nach Indien führen ſollte. Es war als wollten alle Elemente ihn von dieſem vergeblichen Verſuch zurückſchrecken, denn noch auf keiner andren Fahrt hatte er ſo viel mit Stürmen, widrigen Winden und Windſtillen, mit dem Wechſel zwiſchen niederſtrömenden Regengüſſen und den glühend heißen Sonnenſtrahlen zu kämpfen gehabt als auf dieſer, dabei hatten die Schiffsbohrwürmer ſeine Fahrzeuge durchlöchert, der mitgenommene Proviant war entweder ganz

verdorben, oder, wie namentlich der Schiffszwieback so von Würmern durchdrungen, daß man ihn, um den natürlichen Abscheu vor solcher Kost zu überwinden, nur im Dunkeln, ungesehen genießen konnte. Endlich, noch etwas östlich jenseits Porto bello, an der Landenge von Darien mußte Columbus die Erreichung jenes gehofften Zieles aufgeben, womit er dem Werk seines Lebens hatte die Krone aufsetzen wollen. Aber ein andres, wenn auch nicht für seinen persönlichen Ruhm, dennoch für das königliche Haus, dem seine Dienste gewidmet waren, sehr vielversprechendes Ziel lag ihm näher, dies war die genauere Erforschung und die Besitznahme der goldreichen Costa ricca, namentlich der Gegend von Veragua, welche er auf seiner Herfahrt nur im Vorübergehen gesehen hatte. Abermals nur nach unerhörter, furchtbarer Anstrengung, denn auf der Herfahrt an der Küste hatte der Ostwind sie gehemmt, auf der Rückkehr hatten sie mit stürmischen Westwinden zu kämpfen, konnten die so vielfach schadhaft gewordenen Fahrzeuge in die Mündung eines Flußes einlaufen, welche ganz nahe bei der Veragua-Mündung lag. Es geschahe dies am h. Dreikönigstage 1503; zur Erinnerung des Besuches der Weisen an der Krippe, nannte Columbus den Fluß, an dessen Ufern er gelandet hatte, Belen oder Bethlehem. Das Volk der Umgegend war kein so zahmes, friedliebendes, als die Bewohner von Hayti; ein instinctartiges Vorgefühl regte sie zum kriegerischen Widerstand gegen die Fremden von niegesehener Art auf, doch ließen sie, nachdem sie die Ueberlegenheit der Weißen erkannt, auf einige Zeit sich begütigen und zu einer Art von friedlichem Verkehr bewegen. Es wurden jetzt außer den Lebensmitteln, daran die Mannschaft so lange Mangel gelitten, das reineste Gold, theils zu Platten verarbeitet, theils im rohen Zustand in so bedeutender Menge zu den Schiffen

OXFORD-INST.-OR

gebracht, daß Columbus in seinem Reisebericht behauptet, er habe während der ganzen vier Jahre seines Aufenthaltes in Hispaniola oder Hayti nicht so viel Gold zu sehen bekommen als ihm bereits während den ersten Tagen seines Aufenthaltes im District von Veragua zu Gesicht gekommen sey. Dazu kam der günstige Bericht, welchen Bartholomäus Columbus von mehreren seiner kühnen Streifzüge in das Land über den ganz außerordentlich reichen Goldgehalt des Bodens erstattete; ein Bericht, welcher unmittelbar durch den Augenschein bestätigt wurde, indem jeder der Begleiter eine bedeutende Menge Waschgold mit sich brachte, welches er sogar von den Wurzeln der in der Nähe des Wassers stehenden Bäume gesammelt hatte. Die Aussage von einem mächtigen, hochgebildeten Staate in der Nachbarschaft (vielleicht war es Peru, von welchem das Gerücht bis hierher gedrungen) wiederholte sich, so weit man mit dem Volk des Landes sich verständigen konnte, auch hier.

Noch einmal erwachte bei dieser Gelegenheit in dem großen Columbus das Sehnen, sich auf Erden eine Hütte zu bauen. Sein Plan knüpfte sich abermals durch den goldnen Faden seiner noch immer jugendlichen Phantasie an den ihn beständig beherrschenden Gedanken von Jerusalems vormaliger und künftig vielleicht wiederkehrender Herrlichkeit an. Er erinnerte sich in des Josephus jüdischen Alterthümern die Behauptung gelesen zu haben, daß König Salomo jene Massen des Goldes, die er zum Tempelbau verwendete, aus den Bergwerken der aurea Chersonesus erhalten habe. Welche Gegend der Erde, so schloß er aus seinen noch unvollkommenen geographischen Ansichten, konnte anders von dem jüdischen Alterthumsforscher gemeint seyn als hier die von Veragua! Aus seinem Paradies in Hayti hatte man ihn vertrieben, was konnte ihn hindern

sich hier, in der aurea Chersonesus ein neues zu begründen! Der Plan war kaum in ihm entstanden, da schritt er auch schon zur Ausführung desselben. Er ließ eine kleine Niederlassung von mehreren hölzernen Häusern anlegen; achtzig Mann unter dem Befehl seines Bruders Bartholomäus sollten hier zurückbleiben, er selber wollte nach Spanien segeln, um von da eine Verstärkung an Mannschaft und andre nöthige Hülfsmittel zu holen.

Eine solche Colonie, unter der Aufsicht des einsichtsvollen, strengen Bartholomäus hätte allerdings in Hayti, wie dieses anfangs war, sich halten können, nicht aber unter dem kriegerischen Volk von Veragua. Der mächtige und tapfere Kazike Quibian sahe mit Unmuth, wie diese Fremdlinge in seinem Gebiet sich festsetzen wollten. Einem Gewaltstreich, den er, an der Spitze seines Volkes zur Vernichtung der Spanier ausführen wollte, kam zwar Bartholomäus durch einen ähnlichen, von seiner Seite entgegen, indem er diesen gefährlichen Feind durch schnellen Ueberfall mit einem großen Theil seiner Familie gefangen nahm, aber der Kazike entkam aus dieser Haft und während Columbus schon die Anker gelichtet und den Hafen verlassen hatte, brach über seine zurückgebliebenen Colonisten eine so furchtbare Streitmacht der Indianer herein, daß mehrere von diesen dem unerwarteten Anfall erlagen, die andren aber den Admiral flehentlich baten sie aus der sichren Todesgefahr zu retten und auf seinen gebrechlichen Fahrzeugen sie mitzunehmen.

Als Columbus gegen Ende des April 1503 die Ufergegend von Veragua, an welcher seine letzte Hoffnung ihm zu Grabe gegangen, verlassen hatte, konnte er sich dennoch nicht entschließen, von dem Versuch abzustehen, das an die Costa ricca angränzende Küstenland und seine Lage genauer zu erforschen. Er steuerte deshalb noch weiter nach Südost

an der Landenge bis in die Nähe des Golfs von Darien hin und hielt diese Richtung bis zum ersten Mai ein, wo ihn endlich das gewaltthätige Widerstreben seines Schiffsvolkes und der ungemeine Nothstand seiner Fahrzeuge zwangen, der Heimfahrt ernstlich zu gedenken. Ohnehin war von diesen Fahrzeugen nur noch die Hälfte vorhanden, denn das eine war bei der beabsichtigten Niederlassung im Belemflusse als Wrack zurückgeblieben, ein andres hatte man auf der weitren Fahrt, weil es ganz von Bohrwürmern zerfressen war, verlassen müssen. Aber auch die zwei noch übrigen konnte man nur noch durch unabläßiges Auspumpen, bei Tage wie bei Nacht über dem Wasser halten und als endlich am St. Johannisfest 1503 dieser Kauf durch beständige Gefahren an der Küste von Jamaica sein Ende erreichte, da ließ der Admiral beide Schiffe, die nichts mehr waren als ein unbrauchbares Wrack auf den Grund auflaufen, wobei sogleich die ganzen Räume sich mit Wasser bis zum Verdeck anfüllten, auf dessen Vorder- und Hintertheil man Kajüten errichtete, zum Wohnort und als Vertheidigungsposten gegen die Schaaren der Indianer, mit denen damals die Insel bevölkert war. So waren Columbus und seine Gefährten als Schiffbrüchige, in trostlosem Zustand auf eine Insel verschlagen worden, auf der sich kein Mittel zur Weiterfahrt ihnen darbot. Der Vorrath an Lebensmitteln, der aus der nächsten Umgegend kam, reichte nicht für die täglichen Bedürfnisse der Mannschaft aus; da wagte es der kühne Diego Mendez zuerst mit drei Begleitern, dann allein die Insel nach allen Seiten zu durchstreifen und mit den Kaziken der verschiedenen Districte so wie mit ihren Bewohnern einen Verkehr anzuknüpfen, in dessen Folge jetzt eine ausreichende Menge von Eßwaaren zu den Schiffen gebracht wurde. Mendez hatte auf dieser Wanderung auch ein verhältniß-

mäßig anſehnliches Indianerboot von einem der Kaziken erkauft, in dieſem ausgehöhlten Baumſtamm unternahm der treugeſinnte, unerſchrockene Mann die Fahrt nach Hiſpaniola, um dem Ovando die Gefahr ſeiner Landsleute ans Herz zu legen und ihn um Hülfe zu bitten. Mit ihm giengen ein Italiener Fieschi und 6 Indianer als Ruderer. Zehn Tage brachte die kleine Geſellſchaft auf dem Meere zu, einige der Indianer waren ſchon der Anſtrengung und dem Durſt erlegen, da landeten ſie endlich an der erſehnten Inſel. Aber es vergiengen Monate nach Monaten und die erwartete Hülfe kam dem Columbus nicht. Da empörte ſich ein groſser Theil des Schiffsvolkes gegen den krank darniederliegenden Mann, und es war abermals ein Menſch, den Columbus mit ſeinen Wohlthaten groß gezogen hatte, ein Kaſtillaner aus adeligem Geſchlecht, Francisco de Porras, der gegen ſeinen Wohlthäter als erbittertſter Feind auftrat. Der Admiral hatte dieſem Undankbaren die Capitänsſtelle eines der Fahrzeuge anvertraut; in ſolcher Stellung ſo wie durch ſeinen Stand hatte ſich derſelbe einen großen Anhang unter ſeinen Landsleuten erworben. Dieſer Porras ſtund an der Spitze der Meuterei, an welcher 48 Mann, zum groſsen Theil noch die geſündeſten und ſtärkſten des Volkes Theil nahmen. Die Aufrührer bemächtigten ſich der zehn Indianerböte, welche der Admiral von den Inſulanern erkauft hatte, fuhren zuerſt längs der Küſte bis zum öſtlichen Ende der Inſel hin, landeten oft auf dieſer Fahrt und betrugen ſich überall gegen die Eingebornen als grauſame Raubmörder. Sie verſuchten es dann auf ihren Canoes die Heimreiſe anzutreten, ſtunden aber bald furchtſam von dieſem Unternehmen ab, kehrten abermals auf die Inſel zurück, die ſie nach allen Richtungen wie eine Bande von Dieben und Mördern durchſtreiften und an den harmloſen Bewohnern alle blutige Gräuel der

wüthenden Thierheit verübten. Zuletzt wollte diese Rotte den krank darniederliegenden Admiral überfallen, was sich im Wrack der Schiffe noch Brauchbares fände, rauben, und hierbei keines Lebens schonen, da lieferte der tapfere Bartholomäus Columbus ihnen eine Schlacht, dabei mehrere der Rebellen den Tod fanden, Porras gefangen genommen wurde, die übrigen zum Gehorsam zurückkehrten. Aber die Bewohner der Insel waren durch die Barbareien der Bande des Porras aus Freunden der Spanier zu ihren Feinden geworden. Sie zogen sich aus der Nähe der Fremdlinge zurück, brachten ihnen keine Lebensmittel mehr. Aus dieser Noth rettete Columbus sich und die Seinen durch die Macht der Wissenschaft, die seine Europäische Bildung ihm darbot. Er wußte es, daß in einer der nächsten Nächte eine totale Mondesfinsterniß eintreten werde. Den Tag vorher verkündete er den Indianern, daß sein Gott, erzürnt über ihre Weigerung, ihn und die Seinen mit Lebensmitteln zu versorgen, in der nächsten Nacht am Mond ein Zeichen der Rache offenbaren werde. Die Indianer sahen mit Schrecken die helle Mondscheibe sich verdunkeln, baten den mächtigen Mann um Gnade, und von nun an versorgten sie ihn wieder reichlich.

Endlich, nach einem Jahr des vergeblichen Harrens erschienen, geführt von dem treuen Mendez, zwei Schiffe zum Abholen der Schiffbrüchigen, diese traten am 28. Juni 1504 die Fahrt, zuerst nach Hispaniola an, von wo Columbus mit erster Gelegenheit nach Spanien zurückkehrte. Dem menschenfreundlichen Entdecker dieser neuen Welt mußte das Herz bluten, bei alle dem was er von dem Schicksal des einst so glücklichen Volkes seiner Insulaner erfuhr. Die ganze Insel war jetzt von gewinnsüchtigen Abentheurern und von Colonisten überschwemmt, welche kalt nur ihren Gewinn berechneten. Bevollmächtigte der Regierung miß-

brauchten ihre Gewalt, die ihnen über die Indianer anvertraut war, welche die vermeintlichen Goldminen bearbeiten oder das Land bauen sollten. Das unglückliche Volk erlag den Qualen der ungewohnten Arbeit so wie der Hungersnoth, der sie, seitdem die Weißen ihnen ihr Land genommen, dahin gegeben waren; Mütter selbst tödteten ihre Kinder, um sie vor dem Elend und den Martern eines solchen Lebens zu bewahren; schon nach 10 Jahren waren mehrere Hunderttausende der Eingebornen umgekommen, nach kaum zwei Jahrzehenden später war das ganze Volk der Eingebornen von der Erde vertilgt.

Am 7. November 1504 kehrte Columbus von dieser letzten, mühseligsten Fahrt seines Lebens nach Spanien zurück, um das Krankenlager des Schiffes mit einem Krankenlager in Sevilla zu vertauschen. Wenig Wochen nachher starb seine treueste Schützerin, die Königin Isabella. Von nun an sahe er sich von aller Hülfe des Hofes verlassen; alle die Forderungen, die er nach den frühern Verträgen und als Gehalt für die letzten Jahre zu machen hatte, blieben unerfüllt. Sein hochstrebender Geist hatte während des Lebens der Leiblichkeit sich mancher Hoffnung hingegeben, welche nur unvollkommen erfüllt und selbst ganz getäuscht wurde; eine Hoffnung jedoch blieb ihm treu und ist nicht zu Schanden geworden, das war die, mit welcher er am 20. Mai 1506 freudig, als gläubiger Christ hinübertrat in die Ewigkeit. Die letzten Worte des siebenzigjährigen mühebeladenen Erdenpilgrims waren: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist.“ Jenen Frieden eines Paradieses, jenen sichren Hafen der Ruhe, nach denen sein forschender Geist jenseits der Meere vergeblich suchte, hat er dort gefunden, doch war es als sey dem erkalteten Leibe, ja zuletzt selbst noch dem Gebein des großen Verstorbenen auf länger fort-

währende Zeiten das Loos jenes Wanderlebens über Land und Meere zurückgeblieben, das ihm, so lange die rastlos strebende Seele ihn bewegte, beschieden war. Denn nachdem man die irdischen Reste des großen Columbus zu Valloloid, wo er gestorben war, in der Franziskanerkirche bestattet und in der Domkirche Maria de la Antigua die Leichenfeier mit gebührenden Ehren begangen hatte, brachte man im J. 1513 den Sarg in die Kapelle von Las Cuevas zu Sevilla. Von da hat man die Gebeine des großen Entdeckers der neuen Welt im J. 1536 hinübergeführt nach jener Insel, die während der letzten Jahre seines Lebens öfters ein Ziel seines Sehnens gewesen, nach Hispaniola, wo man sie im Dom von San Domingo bestattete. Aber auch hier war den Resten des großen Seemannes noch keine ungestörte Ruhe beschieden; sie wurden im J. 1795 nach Havanna auf der Insel Cuba gebracht. Mit denen des Vaters zugleich haben auch die irdischen Reste seines Sohnes, des Diego Columbus, der im J. 1526 starb und neben dem Vater seine Ruhestätte zu Sevilla fand, dasselbe Loos der Wanderungen getheilt. Dieser Diego Columbus war darin glücklicher als sein Vater, daß ihm nach mehreren Jahren vergeblichen Bemühens zuletzt dennoch jene Würde der Statthalterschaft von Westindien wiedergegeben ward, welche man in einem feierlichen Vertrag vom J. 1492 dem Christoph Columbus und seinen Erben versprochen, später aber, gegen alles Recht, wieder entzogen hatte.

IV.

Kleine Erzählungen.

1.

Der Incognitotitel.

Jener Bettelvogt und Gerichtsdiener zu Hohenbichel, welcher mit seinem Zunamen Graf hieß, nannte sich, wenn er auswärts war, niemals Bettelvogt, sondern immer als Graf von Hohenbichel. Der gute Mann wollte wahrscheinlich, so wie manche große regierende Herren, incognito durch die Welt wandern, was ihm jedoch eben so wenig gelang, als solch hohen Herrschaften, denn in dem kleinen Kreise, über welchen seine Wanderungen sich erstreckten, kannte man ihn in jedem Wirthshause als den gestrengen Bettelvogt, dessen Stock und starker Arm die Gaudiebe und Landstreicher der ganzen Umgegend fürchteten. Uebrigens ist es zuweilen eine eigene Sache mit dem unverhohlenen Namen des Standes und Ranges, und es kann schon Fälle geben, wo es besser wäre, man verschwiege denselben, wie z. B. wenn Jemand ein Spion ist, und der Feind ergreift und fragt ihn, wer er sey. Obwohl in jenem Kriege, welchen die Reichsstadt Aalen gegen Reutlingen führte, der Spion von Aalen, als er unter das Heer des Feindes gerieth, das wohl nahe an dreißig Mann stark seyn mochte,

es ehrlich aussagte, was für ein Gewerbe ihn hieher geführt habe, und dabei dennoch mit dem Feinde ganz gut auskam, weil er diesem die Gefälligkeit erzeigte, ihn noch an demselben Abend mit nach Aalen zu nehmen. Dem Manne, von welchem ich hier erzählen will, wäre es beinahe schlimmer ergangen, da er seinen Titel und Rang nannte, als dem Spion von Aalen; dennoch kam auch er mit heiler Haut davon.

In das Bad Ems kam einmal, gerade in dem Augenblick, da der Kellner das Glöcklein zog, durch dessen Ton die im Hause wohnenden Herrschaften zur Wirthstafel gerufen werden, ein Fremder herein, den weder der Wirth noch der Kellner kannten. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr, in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen, stattlich daherschreitend, als käme er von einer Audienz beim durchlauchtigsten Herzog, der gerade damals auch in Ems sich aufhielt. Der kleine Mann setzte sich ungenöthigt mitten unter die vornehmsten Herrschaften hinein, mit deren etlichen er schon bekannt schien, ließ sich das gute Essen und mehrere Sorten des Weines sehr wohl schmecken, unterhielt aber daneben die Gäste durch die mancherlei Neuigkeiten und Geschichtchen, welche er erzählte, so vortrefflich, daß zuletzt Alle nur horchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, die Gäste hatten sich meistens entfernt, der Wirth stand im Billardzimmer bei einem Fenster. Da trat der Fremde zu ihm hin, lobte ganz höflich die schöne Lage des Hauses, die gut bestellte Tafel und den Wein, und fragte dann nach seiner Zeche. Der Wirth, welcher sich darauf verstand seine (meist) hohen Gäste durch hohe Rechnungen zu überraschen, benannte ihm eine beliebige Summe. Der kleine Mann sahe den großen

Rechner verwundert an, zog den Beutel, sagte aber dabei ganz freundlich: „Ich bin der Schinder von Wiesbaden, und da“ — — Der Wirth ließ ihn nicht ausreden. Er faßte ihn gar unsanft bei dem Arme an, und von Zorn wie von Schrecken blaß sagte er halblaut, damit nur keiner der Billardspieler den Skandal merken sollte: „Er verwünschter Kerl, kommt mir da herein unter die Herrschaften; jetzt mache er gleich, daß er fortkommt, — fort, fort, fort!“ — Was sollte der Fremde thun? Der Wirth ließ ihm keine Zeit zum Bezahlen; er mußte, um nichts Schlimmeres von dem zornigen Manne zu erfahren, sich eilig aus dem Staube machen; dem Gastgeber im Bad Ems grollte und grimmte der Streich noch lange nachher, so oft er daran dachte.

So unrecht hatte derselbe gerade nicht damit. Er war noch nicht lange von Frankfurt am Main daher gezogen, mußte Alles thun, um seine Kundschaft, mit der es doch zunächst auf hohe Herrschaften abgesehen war, zu Ehren zu bringen, und jetzt kommt ihm ein Solcher mitten unter die Gäste herein, dessen Handthierung damals noch allgemein für so unehrlich galt, daß sich auch im geringsten Dorfwirthshause, wenn man gewußt hätte, wer er wäre, kein Tagelöhner, geschweige ein Bauer würde neben ihn gesetzt haben, und daß ihm die Hausmagd sein Bier in einem Krug ohne Deckel gebracht hätte. Der unverschämte Mensch! Hätte er sich doch wenigstens noch, wie höflichere Leute seines Standes, als „Wasenmeister“ oder als „herrschaftlicher Roßabstreifer“ benannt; so aber gerade mit dem gemeinsten Namen als Schinder. Wäre die Sache ruchtbar geworden, das schöne Gasthaus im Bade Ems hätte für lange Zeit seinen guten Ruf verloren. Indeß mußte zum Glück keiner der Gäste es gemerkt haben, in welch unsaubrer Gesellschaft er gespeist hatte; die Herrschaften blieben, kamen und

giengen, bewunderten und zahlten die Rechnungen nach wie vor.

Der Wirth im Bad Ems dachte schon seltner an den widerwärtigen Handel; da führte ihn einstmals ein nothwendiges Geschäft nach Wiesbaden. Er stieg vom Postwagen ab, und besorgte alsbald seine Angelegenheiten. Indeß war es Essenszeit geworden; der Mann war hungrig und liebte eine gute Tafel, er ließ sich nach dem besten Gasthause der Stadt hinweisen. Hier versammelten sich so eben die Gäste zur Wirthstafel. Es war eine große, ansehnliche Gesellschaft; dennoch wurde dem Emser ein Ehrenplatz, nicht weit vom Hausherrn, angewiesen. Die Unterhaltung bei Tische war überaus lebhaft. Der Wirth, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und in Schuhen, erzählte so viel Neuigkeiten und hübsche Geschichtchen, daß Alle hinhorchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Auch der Wirth aus Bad Ems horchte und sahe hin und der Erzähler kam ihm einigermaßen bekannt vor; nur wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht recht, wohin er ihn thun sollte. Seinerseits schien aber auch der Hausherr sein besondres Augenmerk auf diesen Collegen aus Ems gerichtet zu haben; so oft ein vorzüglich leckeres oder seltnes Gericht kam, nöthigte er ihn zum Zulangen und ließ ihm durch den Marqueur von den besten Weinen, die er im Keller hatte, eine Probe nach der andren vorsetzen. Dem Gast aus Ems gefiel und schmeckte zwar Alles sehr gut, doch grauste ihm schon im Voraus vor der Rechnung. Als er aber, bald nach aufgehobener Tafel, — denn der Postwagen war nahe am Abfahren — zu dem kleinen, dicken Wirthe hintrat und nach seiner Schuldigkeit fragte, da klopfte ihm dieser freundlich auf die Schulter und sagte halblaut;

„Der Schinder von Wiesbaden nimmt von seinem Collegen, dem Schinder aus Ems, keine Bezahlung an; schenken Sie mir ferner die Ehre.“

Jetzt giengen erst dem Wirth aus Bad Ems die Augen und das Verständniß auf; er begriff nun, was sein College bei dem Nennen seines Incognitotitels gemeint hatte; denn das Handwerk, das dieser Titel andeutet, wird gar auf sehr verschiedene Weise nicht nur an Todten, sondern auch an Lebenden betrieben, und während jenes nur äußerlich, mag dieses innerlich unehrbar seyn.

Was an fremder Haut nur Flecken,
Kann bei dir im Fleische stecken.

2.

Unverhofft kommt oft.

Unsere Alten haben uns mancherlei Mährlein erzählt, in denen oftmals eine gute Lehre: ein ernsthafter Kern in scherzhafter Schale verborgen liegt. So zum Beispiel von jenem Schuhmacher, der nicht gerne arbeiten, sondern lieber reich werden wollte ohne Arbeit und deßhalb einmal ins Lotto setzte. Es hatte ihm gar lebhaft von 3 Zahlen geträumt, und da war ihm gar kein Zweifel, die müßten alle drei bei der nächsten Ziehung heraus kommen, deßhalb hatte er alles Geld, das im Haushalt aufzutreiben war, darauf gesetzt und lieber mehrere Tage dafür gedarbt.

Weib, — sagte er zu seiner Frau, als er am Tage der Ziehung, in seinen Sonntagsrock gekleidet, fort gieng, — als ein armer Mann verlasse ich dich, als ein reicher

werde ich zurückkehren. Denn ich habe es berechnet, wie viel der Gewinn von meinen 3 Zahlen beträgt; und sollte auch die Lottokasse darüber gesprengt werden, was mir gebühret, das muß man mir geben. — Da will ich nur noch Eines erinnern. — Dieser alte grüne Kachelofen da hat mich zu oft geärgert, denn er sieht keineswegs schön aus, dazu läßt er den Rauch allzu sehr durchgehen. Wenn man meine drei Zahlen wird verlesen haben, dann will ich mich entfernen und zu dir heimkehren. Nicht aber zu Fuße, wie du mich jetzt siehst von dir gehen, sondern wie sich's meinem Vermögensstand geziemt, getragen in einer Portchaise. Siehst du nun die Portchaise vor deine Hausthür kommen, so thue mir den Gefallen, nimm hier diesen Hammer und schlag den Kachelofen ein. — Wir speisen heute Mittag in der goldenen Ente; morgen setzt man uns statt des alten Kachelgehäuses einen eisernen Ofen.

Er gieng; seine gute Frau stund voller Erwartung, mit dem Hammer in der Hand, am Fenster. Indeß war der Mann im Rathhaussaale, wo die Ziehung geschah. Die Nummern wurden verlesen, aber — o weh! keine einzige von denen, die der Schuhmacher setzte, war darunter. Der Mann hatte seit zwei Tagen kein Bier getrunken, nichts genossen, als Brod und Wasser, er war deßhalb empfindsamer als gewöhnlich; er fiel in Ohnmacht. „Ei", so rief sein Nachbar, der Schmied, „laßt doch geschwind eine Portchaise kommen für den kranken Jobst." Man legt diesen hinein, die Träger eilen, sie halten vor der Hausthür. Da erfaßt die Frau voll Freude ihren Hammer und schlägt den grünen Kachelofen in Stücken. Als sie aber nun die Stubenthür eröffnet, da bringt man ihren ohnmächtigen Jobst getragen und vom Gewinn nichts dabei. Mit dem Mittagsessen in der goldenen Ente war es

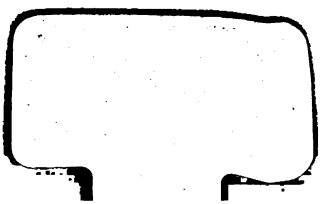
aus; der Nachbar Schmied mußte ſogar auf Vorſchuß die Portchaiſenträger bezahlen, denn es war kein Kreuzer mehr im Hauſe.

Armer Tropf! wäre ich an Ort und Stelle geweſen, ich hätte dir gerne etwas zu deiner Herzſtärkung gegeben, dabei aber auch zugleich eine kleine Ermahnung: dem feſt verhofften Glücke nicht gar ſo viel zu trauen und den Sperling der täglichen Arbeit in der Hand höher zu halten, als die fremde Taube auf dem Dache.

Lade, eh' den Hirſch du haſt,
Auf den Braten keinen Gaſt.

Ein anderes Geſchichtlein, welches wohl auch nur ein Mährlein ſein mag, dabei aber keinen unebnen Sinn hat, läßt ſich füglich an das vorhergehende anſchließen. Es handelt von einem Leineweber, der ein Meiſter Luſtighans war, und dabei, wann er ſeine Sprünge durchs Leben machte, weder nach oben noch nach unten ſchaute. Der Mann hatte ſeit etlichen Wochen ziemlich fleißig an einem Stück Waare gearbeitet und hatte nur noch wenig Schüſſe mit ſeinem Weberſchifflein zu thun, dann war er fertig. Es war Sonnabend Nachmittags, er konnte heute noch abſchneiden, ſeine Löhnung holen und dann morgen ſich einen luſtigen Sonntagsnachmittag machen. „Frau", ſo rief er, „jetzt werde ich gleich fertig ſein." — „So Gott will", ſprach die Frau, welche ein frommes Weib war. — „Ei", ſo ſprach der Weber, „wenn er auch nicht will, ſo werd ich doch gleich fertig." Er ſchoß das Schifflein gar eifrig durch die Fäden, aber der Wurf war zu kräftig, es fiel hinab unter den Weberſtuhl. Der Mann, im Zorne über ſein Ungeſchick, ſprang vom Sitz herunter, gerieth aber dabei zwiſchen die Fußlatten und brach ein Bein. Es

dauerte jetzt über 6 Wochen, bis er sein Waarenstück vollenden konnte.

Wenns auch im Juni noch so heiter,
Spiel', Knabe, nicht am Blitzableiter.

63645832